Reise

über

England und Portugal

nach

Brasilien

und

den vereinigten Staaten

des

La-Plata-Stromes

während

den Jahren 1823 bis 1827

von

J. Friedrich v. Weech,

vormals Offizier in k. b. Diensten.

Nur reisen ist Leben.
Jean Paul.

Zweiter Theil.

München 1831.

Gedruckt bei Fr. X. Auer.

Fortsetzung der Subskriptions-Liste.

Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Maria von Bayern.

Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Franz Karl von Oesterreich.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Sophie von Oesterreich.

Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Ludwig von Oesterreich.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Gustav von Schweden.

Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise von Schweden.

Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Amalie von Schweden.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin Cecilia von Oldenburg.

Seine Durchlaucht der Herzog von Reichstadt.
Seine Durchlaucht der Fürst Dietrichstein.

Herr Graf Johan Karl von Dietrichstein.
„ „ Moritz von Dietrichstein.

Die Bibliothek des königl. bayer. I. Kürassier-Regiments Prinz Karl.

Inhalt des zweiten Theiles.

Sechstes Buch.

Seite

I. Verschiedene Raçen der Bewohner von Rio de Janeiro. — Charakter, Sprache, Sitten, Kleidung und Lebensweise derselben. — Gefälligkeit und Vergnügungen 3

II. Lebensmittel. — Klima. — Witterung. — Krankheiten und Aerzte 42

III. Ankunft deutscher Auswanderer und einer Anzahl wilder Ureinwohner vom Stamme der Botocudos aus dem Innern Brasiliens 55

VI. Besuch des Ständehauses 60

V. San Christovão. — Die kaiserliche Familie. — Hofleben 62

VI. Die Negersklaven in Rio de Janeiro . . . 80

VII. Wanderungen in der Umgegend von Rio de Janeiro. — Bai von Bota-Fogo. — Lagoa do Freitas. — Botanischer Garten. — Wasserfall der Tejuca. — Besuch einiger Kaffeepflanzungen. — Spaziergang nach dem Corconado 103

VIII. Die Bai von Rio de Janeiro 117

Siebentes Buch.

Reise in die Provinz Minas-Geraes.

Seite

I. Verhaltungsregeln für den in Brasilien Reisenden. — Einschiffung nach Porto d'Estrella. — Handels-Caravanen. — Verfahren bei dem Packen und der Pflege der Lastthiere während der Reise. — Ankunft in Mandiocca. — Besuch einer Zuckerpflanzung. — Häusliche Einrichtung und Lebensweise eines brasilianischen Pflanzers. — Abreise von Mandiocca. — Die Serra da Estrella. — Brasilianische Landstrassen. — Das Landgut des Padre Correa. — Reiseroute nach Villa-Ricca. — Landgüter der Geistlichen. — Pampulha. — Engenho de Cebola. — Ankunft bei dem Rio Paraiba. — Zusammentreffen mit einem brasilianischen Eremiten. — Der Rio Paraibuna. — Wacht- und Zollhaus daselbst. 131

II. Mathias Barboza. — Abgaben daselbst. — Bodenlose Wege. — Sturz mit dem Maulthiere. — Juiz de Fora. — Goldwäschereien am Paraibuna, und Verfahren der Arbeiter. — Zusammentreffen mit einem als vielfachen Mörder bekannten Manne. — Eine Klapperschlange theilt unser Nachtlager. — Wasserfall bei Caxoeira. — Termiten, und Beschreibung ihrer Nester. — Uebersteigung der hohen Serra de Mantigueirra. — Merkwürdige Veränderung des Charakters der Gegend. — Batalha. — Anfang des Tafellandes oder der Campos. — Lager von Seifenstein. — Ueberraschende Aussicht auf dem Wege nach Rancho Novo. — Verwundung der Lastthiere durch Fledermäuse. — Dressur der Reitpferde in den Campos. — Registo-Velho. — Mißtrauen gegen Fremde, und Ursache desselben. — Beispiel der Tiranei des ehemaligen Colonial-Systems. — Barbacena. — Gastfreundliche Aufnahme daselbst. — Queluz. — Die Kirche von Matozinho. — Congonhos. — Capão. —

Seite
Topas-Minen. — Ankunft und Einzug in Villa Ricca. — Beschreibung der Stadt. — Abreise . 172

Achtes Buch.

I. Besuch einiger Goldbergwerke. — Ankunft in Mariana. — Beschreibung der Stadt. — Reise nach einem Presidio der wilden Ureinwohner. — Uebersteigung der Serra do Itacolomi. — Besuch von Mainarde, Teixeiro und St. Anna dos Ferros. — Der Wald der Puris. — St. Ritta. — Die Serra de St. Geraldo. — Ankunft in St. João Baptista. — Gastfreundschaftliche Aufnahme des Orts-Geistlichen. — Geschichte unseres Führers nach den Ansiedlungen der Wilden. — Festlichkeiten derselben nach einer glücklichen Jagd. — Erzählungen des Führers von den verschiedenen Volksstämmen der Wilden in der Provinz Minas, ihren Sitten, Gebräuchen und den Bemühungen der Portugiesen sie zu civilisiren. — Religiöses Fest in St. João-Baptista. — Abreise von da. — Trennung von meinem Reisegefährten. — Ankunft in Villa-Ricca . . . 205

II. Abreise von Villa-Ricca. — Sorgfalt meiner Bekannten. — Ein Gamelleiro. — Alto do Mor. — Ouro-Branco. — Queluz. — Begegnung eines Transportes Goldstangen und Diamanten von Miliz-Soldaten geleitet. — Palmeiros. — Viehzucht daselbst. — Beschreibung einer Tigerjagd in den Sertões. — Lagoa-Dourado. — Abergläubische Mittel um verlorne Thiere wieder zu erhalten. — Der Rio dos Mortes. — Ankunft in St. João del Rei. — Beschreibung der Stadt und des Goldbergwerkes in derselben. — Besuch des Vicars von Matazinha. — Versuch mit der Cultur der Weinrebe, des Oelbaums und einiger Getreidarten. — Abreise von St. João. — Ankunft in Mandiocca und der Hauptstadt. . , ... 239

III. Gewaltsame Auflösung der General-Versammlung der Deputirten von Brasilien 259

Neuntes Buch.

Bemerkungen über die Provinz Minas-Geraes. . 263

Sechstes Buch.

I.

Verschiedene Raçen der Bewohner von Rio de Janeiro. — Charakter, Sprache, Sitten, Kleidung und Lebensweise derselben. — Geselligkeit und Vergnügungen.

Die Hauptstadt des brasilianischen Reiches zählt gegenwärtig über 180,000 Einwohner, und wird vielleicht, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, die volkreichste Stadt des südamerikanischen Continents seyn. Die Bevölkerung besteht aus weißen, farbigen und schwarzen Menschen. Weiße heißen diejenigen, welche sich weder mit amerikanischem noch afrikanischem Blute vermischen, also von reiner europäischer Abkunft sind; sie machen den kleinsten Theil der Bevölkerung aus. Die gemischten Raçen, welche man, um sie von den Negern zu unterscheiden, farbige Leute (cabre gente) nennt, werden nach ihrer Abstammung folgender Maßen eingetheilt: 1) In Mamalucos, Abkömmlinge von europäischen Vätern und indianischen Müttern; unstreitig die schönste Menschenraçe in Brasilien. Man findet sie vorzugsweise in der Provinz St. Paulo, und alle Reisebeschreiber stimmen in dem

Lobe der Schönheit des weiblichen Geschlechtes daselbst überein *). In einigen Gegenden dieser Provinz gibt es weibliche Personen, die sich durch einen Haarwuchs auszeichnen, der einige Aehnlichkeit mit dem Toupée hat, welches Frauenzimmer höheren Ranges, in der Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, in Europa als Kopfputz trugen; dieses scheint mir aber nur ein Spiel der Natur zu seyn, und dürfte schwerlich als Erkennungszeichen einer besondern Raçe gelten. 2) Mulatos, oder was für höflicher gehalten wird, Pardos; die Abkömmlinge von Weißen und Negerinnen. 3) Cabras, von Mulatten und Negerinnen. 4) Caribocos, von Negern und Indianerinnen. Die Neger, deren es über 90,000 in der Hauptstadt gibt, werden in Eingeborne (creolas), und in Afrikanische (negros da costa, oder novos) eingetheilt. Die Benennung Creolen, welche gewöhnlich den in Amerika gebornen gegeben wird, erhalten hier nur die Neger. Eingeborne oder Ureinwohner kommen höchst selten nach der Hauptstadt; im civilisirten Zustande werden sie Caboclos, im Wilden Indios, Gentios oder Tapujas genannt. Sie sind, wenn auch wie die Brasilianer gekleidet, leicht zu erkennen, und wer jemals Gelegenheit hatte, asiatische Völker Mongolischen Ursprungs zu sehen, der wird einen Indianer unter Tausenden heraus finden.

Die Sitten und Gebräuche, ich möchte beinahe sagen der Charakter der Einwohner, hat eine große Veränderung erlitten, seit der Hof sich unter ihnen aufhält; durch die vielen Fremden, welche sich in der Hauptstadt niederließen,

---

*) Ein uraltes Sprichwort in Brasilien sagt, daß von den damaligen Einwohnern in dieser Hinsicht besonders zu loben seyen: in Bahia Elles não Ellas (die Männer nicht die Mädchen); in Pernambuco Ellas não Elles und in St. Paulo Ellas e Elles.

wurden gleichfalls manche Neuerungen auf brasilianischen Boden verpflanzt, und jezt unterscheidet sich Rio de Janeiro eigentlich von einer europäischen Stadt, nur durch das Eigenthümliche seiner Lage und durch die verschiedenen Raçen seiner Bewohner. Abkömmlinge der Portugiesen, haben die Brasilianer deren Sitten und Gebräuche angenommen; sie sind sehr höflich, aber steif und umständlich in ihrem Benehmen, mißtrauisch und voll Vorurtheil gegen Fremde, von ihrem eigenen Werthe höchst eingenommen, stolz und geringschätzig gegen Untergebene, unterwürfig oft kriechend gegen Höhere. Verwahrloste Erziehung, Klima und Lebensweise sind wohl die Hauptursachen ihrer Geistesträgheit und Sinnlichkeit; da, wo einiges für die Bildung ihres Geistes und Herzens geschieht, zeigt es sich, daß treffliche Eigenschaften und Anlagen in ihrer Seele schlummern. Besonders an Mulatten bemerkt man eine schnelle Fassungsgabe und ausgezeichnete mechanische Talente, aber auch eine höchst leidenschaftliche Gemüthsart.

Ich habe viele Brasilianer kennen lernen, welche in England oder Frankreich erzogen wurden, und als gebildete Männer in ihre Heimath zurückkehrten; sie werden dort manchen guten Saamen ausstreuen; verschwindet endlich Aberglaube und Bigotterie aus ihrer Religion, errichtet man gute Volksschulen, so werden die Bewohner der Hauptstadt auch in geistiger Bildung bald mit anderen Nationen wetteifern. Die Gabe, sich in einer gebildeten Sprache gut auszudrücken, die Leichtigkeit seinen Begriffen Worte zu geben, sind dem Brasilianer ungemein günstig, und machen ihn für Bildung leichter empfänglich, als den gemeinen Mann in Europa, der, wenn er auch von vielen Gegenständen bessere Begriffe hat, sich gewöhnlich schlecht und unverständlich ausdrückt.

Der Brasilianer ist mäßig, gastfreundschaftlich und wohl=

thätig; er sinkt in seinem Betragen, selbst wenn er gereizt wird, nie zur Rohheit herab, und weiß sich selbst im höchsten Zorne zu beherrschen, aber die Wuth kocht in seinem Innern fort, die Lust, sich für Beleidigungen zu rächen, wächst mit der Zeit, er vergißt nie, und seine lauernde Rache trifft seinen Gegner oft nach Jahren, und wo er es am wenigsten vermuthet; schneller wenn er von Eifersucht gequält wird.

Der Bewohner von Rio de Janeiro ist sittlich verderbter wie der des Landes, besonders kennt seine Sinnlichkeit keine Gränzen; so schmutzig geizig er oft in seiner Lebensweise ist, so kann er Verschwender werden, um diese zu befriedigen. Rio de Janeiro ist darum auch der Sitz der verabscheuungswürdigsten Laster. Das Klima, der Genuß stark gewürzter Speisen, die Bereitwilligkeit unzähliger, oft sehr schöner Negerinnen, welche ihre Reize feil biethen, die Macht des Herrn über seine Sklaven beiderlei Geschlechter, besonders die Geschäftslosigkeit und der Müßiggang der Freien tragen wohl viel dazu bei, daß sich alle Stände ungescheut ihren ausschweifenden Neigungen hingeben, überzeugt, in der allgemeinen Schuld, eine nachsichtsvolle Richterin ihres Lebenswandels zu finden.

Die Jugend, ohne Vergleich früher reifend, als unter Europa's gemäßigterem Himmelsstriche, verführt durch schlechtes Beispiel, umgeben von den Fallstricken gewissenloser Menschen, vergeudet mit kindischem Leichtsinne die Kräfte, welche ihr zur Ausbildung des Körpers so nöthig wären, wird früh entnervt, und altert in den Jahren, in welchen der Mensch sich erst im Besitze seiner vollen Kräfte befinden sollte. Die marklose Jugend der Hauptstadt, welcher man auf den ersten Anblick die Unfähigkeit zu irgend einer Handlung, welche Anstrengungen des Geistes und des Körpers erfordert, ansieht,

gibt einen nur zu traurigen Beweis, wohin Sittenlosigkeit ganze Geschlechter führen kann.

Die Landessprache in Brasilien ist die Portugiesische; sie ist sehr weich und eignet sich besonders zur Poesie und dem Gesange; wohllautend habe ich sie aber nur dann gefunden, wenn sie etwas langsam und stille gesprochen wurde. In Brasilien wird sie nicht ganz rein gesprochen, da die Einwohner durch den Umgang mit den Afrikanern und Ureinwohnern eine Menge fremde Wörter in die Sprache aufgenommen haben, darum wurde aber nichts Wesentliches an derselben geändert; sie blieb eine malerische, äußerst höfliche Sprache, und übt bestimmt einen entscheidenden Einfluß auf das Benehmen des Volkes aus. Der gemeinste Handwerker in der Hauptstadt drückt sich gut aus, und zeigt in seiner Art zu grüßen, in Haltung und Gang so vielen Anstand, daß der Fremdling, begegnet er ihm außerhalb seiner Werkstatt, sehr geneigt seyn wird, ihn für einen Mann von Rang und Bildung zu halten. Während besonders der Deutsche sich in seiner Anrede einer Menge persönlicher Fürwörter bedient, hat der Brasilianer nur einen Ausdruck dafür, und ohne Unterschied wird jeder freie Mann mit vossa merce (Euer Gnaden) und senhor (Herr) angeredet; selbst in der Anrede an den Negersklaven findet nur die Abkürzung voss-ce statt vossa merce statt. Die portugiesische Sprache verliert in dem Munde der Einwoher viel von ihrem Wohllaute, da die Männer die Nasen beständig mit Schnupftaback gefüllt haben, und die Weiber, wenn sie in Eifer gerathen, mehr schreien als sprechen. Portugiesen, besonders Leute von gemeinem Stande, lassen den Buchstaben r, so oft er in einem Worte vorkömmt, auffallend stark hören; ich vergaß nachzufragen, ob sie dadurch vielleicht ihre sogenannte reine Abkunft beweisen wollen, da die Brasilianer meistens gemischten Ursprungs

sind und in der Sprache vieler Stämme der Ureinwohner und Neger das r gänzlich fehlt.

Männer von einigem Range, öffentliche Beamte und Geistliche sieht man stets mit gravitätischem Schritte in den Strassen einhergehen; häufig trotz der Sonnenhitze mit entblößtem Haupte, zuweilen durch einen seidenen Sonnenschirm geschützt. Begrüßungen werden ganz nach Umständen, mit kaum bemerkbarem Kopfnicken, gnädigem Lächeln oder einer tiefen Verbeugung erwiedert; begegnen sich Bekannte, welche sich einige Zeit nicht gesehen, erfolgen sogleich Umarmungen mit süßfreundlichen Betheurungen einer gränzenlosen Freude; es ist Sitte sich mit den Armen zu umfassen, aber weder Gesicht noch Lippen zu berühren; oft bewunderte ich, wie diese Leute, nachdem die über alle Theile ihres Gesichtes verbreitete außerordentliche Freundlichkeit die Falten auf der Stirne des gleichgültig Vorübergehenden glättete, einen Augenblick, nachdem sie sich trennten, wieder das gleichgültigste, kälteste Aussehen von der Welt hatten. Aber der Portugiese und Brasilianer haben stets eine Menge Gesichter im Rückhalte; für den Vornehmen und Höheren das unterthänig Aufmerksame, von einer Haltung des Leibes begleitet, dem nur noch ein Schweif fehlt, um demüthigst zu wedeln; das Süßfreundliche gegen ihres Gleichen, das Lauernde, kalthöfliche gegen den Fremden, und das Geringschätzende gegen den Untergebenen. Sie sind sämmtlich geborene Schauspieler auf der großen Weltbühne.

Gegen allen Anstand wäre es, sich auf der Strasse zuzurufen; wenn man von der Person, welche man sprechen will, entfernt, und dieser im Rücken ist, so wird nur ein zischend pfeiffender Ton, der wie Zschiu lautet, ausgestoßen; — Frauenzimmer, welche von einem Balkone herab, oder auf diesen grüßen, heben die flache Hand, gegen das Gesicht gekehrt,

empor, biegen die Finger etwas einwärts und bewegen sie wiederholt auf und zu; ich habe die unnachahmliche Grazie, die Viele in diesen Gruß legen, oft bewundert. Will man eine Person herbei oder hinaufrufen, so wird die flache Hand auswärts gekehrt, gekrümmt und die Finger auf und nieder bewegt.

Dem Fremdlinge, der das erste Mal in den volkreichen Strassen der Hauptstadt wandelt, muß sich der Glaube aufdringen, daß es an keinem Orte der Welt so viele Vornehme und hochverdiente Leute geben kann, als hier, denn die Menge der mit Bändern, Sternen und Orden Gezierten ist außerordentlich.

Es wurde schon erwähnt, daß man mehrere Orden kaufen kann, eine Gunst, welcher jeder Brasilianer theilhaftig zu werden sucht; um die er mit seiner Familie Jahre lang darbet, jedes Opfer bringt, zu Allem bereit ist. Man sollte glauben, eine so allgemein verbreitete, leicht zu erwerbende Waare müßte an ihrem eigentlichen Werthe verlieren; dieß ist aber keineswegs der Fall; denn sie bringt dem Erwerber, wenigstens nach brasilianischen Ansichten, so große Vortheile, daß sie eher im Werthe steigt, als fällt. Ein farbiges Band im Knopfloche erhebt in Brasilien zu Rang und Ansehen; der Decorirte wird in der Anrede Vossa Senhoria (Euer Herrlichkeit) genannt, er kann an jedem Cour-Tage sich einfinden, und erfreut sich des Glückes, jedesmal an den Stufen des Thrones niederknien, und die kaiserliche Hand seines Beherrschers küssen zu dürfen.

Zum Lobe des weiblichen Geschlechtes kann ich nur wenig sagen, erkenne aber auch, daß es seine Schuld nicht ist, dem Bilde nicht zu entsprechen, welches in der Seele des Europäers von dem Weibe lebt. Hier wie in Portugal, wird

es zu einer leidenden und unthätigen Lebensweise angehalten. Die Wahl der Eltern gibt dem Mädchen einen Gatten; ist dieser bemittelt, glaubt er alles gethan zu haben, wenn er seinem Weibe einige schwarze Dienerinnen beigesellt, welche ihre leisesten Wünsche befriedigend, sie jeder Arbeit überheben. So lange sie jung ist, eine in Brasilien schnell vorübergehende Epoche, sieht sie ihr Gatte als seine Puppe an, und fordert nur, daß sie, um seiner Eifersucht keine Ursache zur Klage zu geben, ihre Wohnung so selten als möglich verlasse; er ist weit entfernt zu verlangen, daß sich seine Gattin um die Führung des Hauswesens bekümmere, er macht dieses vielmehr zu seinem Geschäfte; wird sie Mutter, hält er ihr eine schwarze Amme, damit das, dem fühlenden Weibe so süße Geschäft, ihr Kind selbst zu stillen, ihrer Jugendfrische keinen Eintrag thue; versiegt die Quelle des Lebens in der Amme Brust, wird das Kind den Dienerinnen des Hauses übergeben. Die Gattin, zu einem blos vegetierenden Daseyn erzogen, allen Unterricht, selbst den des Lesens und Schreibens, entbehrend, höchstens im Klimpern der Viola oder einiger Tänze auf dem Klaviere unterrichtet, lebt indeß sorgenlos dahin; ihr höchstes Glück besteht, so oft als möglich in die Kirche zu gehen, zuweilen das Theater zu besuchen, sich überhaupt in schönen reichen Kleidern zu zeigen.

Kann man das weibliche Geschlecht zu Hause sehen, überzeugt man sich erst, welche Aehnlichkeit ihre Lebensweise mit jener der Frauen des Orients hat. Kaum nothdürftig gekleidet, die eine Schulter unbedeckt, sizt die Schöne mit untergeschlagenen Beinen auf einer, auf den Fußboden ausgebreiteten Strohmatte, oder einem Sopha, von welchem sie dann ein Bein herunter hängen läßt; ihre schwarzen Dienerinnen umgeben sie in ähnlich malerischen Stellungen, sie selbst spielt mit Grazie mit ihrem Fächer, ihre Augen bewegen sich mit seltener Lebhaftigkeit, ihren Lippen entströmen,

besonders wenn der Besuch sie interessirt, die naivsten Fragen, und die Schöne könnte in diesem Augenblicke die Sinne des ärgsten Stoikers umstricken. Die Entzauberung geht jedoch augenblicklich vor sich, wenn man Gelegenheit hat, sie in aufgeregter Stimmung zu sehen. Die brasilianischen Frauenzimmer leben im allgemeinen in vertrautem Umgange mit ihren Sklavinnen, die häufig als ihre Gespielinnen mit ihnen aufwuchsen; da Letztere ungehindert ausgehen können, so hinterbringen sie ihren Gebieterinnen alle Stadtneuigkeiten; manchmal sind sie die Zwischenträgerinnen eines zärtlichen Paares, oft wird ihnen der kitzliche Auftrag, die Männer oder Liebhaber, an deren Treue die Schönen zweifeln, zu beobachten und ihnen auf ihren Ausgängen zu folgen, denn Eifersucht und Mißtrauen haben hier ihren Thron errichtet. Versöhnen sich später die Partheien, wird nicht selten die arme Negerin das Opfer gezwungen erfüllter Pflicht. Ist eine derselben aber so unglücklich die Eifersucht der Dame zu erregen, dann verwandelt sich das gewöhnlich so gleichgültig aussöhnende Weib in eine Furie; der Gegenstand ihres Zornes wird so lange auf das grausamste mißhandelt, bis ihre Kräfte erschöpft sind, und nicht selten nach einiger Erholung wieder fortgefahren, bis die Unglückliche unter der Last der Streiche zu unterliegen droht. Aber auch mit großer Ruhe können die Schönen in Rio sich dem grausamen Vergnügen überlassen, ihre Sklavinnen jeden Tag Stundenlang zu peitschen, gleichsam als wollten sie ihrem Körper eine heilsame Bewegung verschaffen. Ueberhaupt wird Jedermann die Bemerkung machen, daß das weibliche Geschlecht, da wo es demselben an Erziehung mangelt, und Herkommen und Gesetze seine Neigungen nicht beschränken, einen großen Raum zur Grausamkeit verräth. Wer in Brasilien, überhaupt in Ländern lebte, woselbst es noch Sklaven gibt, und ihren Eignern große Rechte über sie eingeräumt sind, konnte sich von der Wahrheit obiger Behauptung überzeugen.

Ich kannte Europäerinnen, welche in der ersten Zeit ihrer Ankunft immer ohnmächtig werden wollten, wenn sie den Schall der Peitschenhiebe und das Wehgeschrei der Bestraften hörten, und später übertrafen diese gefühlvollen Seelen die eingebornen Frauenzimmer an Härte und willkührlichen Mißhandlungen, und behaupteten, der Neger müße geprügelt werden, sonst könne man nichts mit ihm richten.

Einer meiner europäischen Bekannten hatte in einer der besuchtesten Strassen eine freundliche Wohnung bezogen, aber jeden Abend wurde er auf das Unangenehmste, zuerst durch die widerlich kreischende Stimme einiger Weiber, dann durch schallende Schläge, auf welche Geschrei und Wehklagen erfolgte, gestört; diese Execution dauerte gewöhnlich gegen drey Stunden.

Um dieser brasilianischen Serenade zu entgehen, beschloß mein Freund, jeden Abend vom Hause wegzubleiben, und erst dann in seine Wohnung zurückzukehren, wenn sich seine Nachbarinnen müde gepeitscht hatten; eine plötzliche Unpäßlichkeit zwang ihn jedoch, mehrere Tage auf seinem Zimmer zu bleiben. In diesem leidenden Zustande wurde ihm die Abendunterhaltung der Damen unerträglich; er sendete daher in ihre Wohnung, und ließ sie höflichst ersuchen, nur einige Tage mit den üblichen Executionen auszusetzen, dann würde er unfehlbar seine Wohnung verändern. Mein Freund erhielt eine stolze und unhöfliche Antwort; von diesem Augenblicke sann er auf Rache. Nach einiger Bemühung gelang es ihm, in seiner Wohnung ein Fensterchen zu entdecken, welches auf den Hof des Nachbarhauses hinausging, und von wo er den Executions-Platz, eine offene Waranda, übersehen konnte; er ermangelte nicht, sich den kommenden Abend mit mir auf seinem Posten einzufinden, versehen mit einem kurzen Blasrohre und einem Vorrathe

getrockneter Kügelchen von Lehm. Nach der sechsten Stunde des Abends brachte eine Negerin Licht, welches durch eine Glaskugel gegen den Abendwind geschützt war; eine Andere setzte einen Tisch vor einen Sopha, eine Dritte deckte und besetzte ihn mit Thee und Früchten. Gleich darauf erschien eine dicke, schön gekleidete Frau, von einem alten Herrn und zwey halbgewachsenen Kindern gefolgt; sie setzten sich und nahmen das Abendmahl mit Ruhe und Anstand ein.

Schon wollte ich meinen Freund aufmerksam machen, daß er sich wahrscheinlich an den Personen geirrt habe, als die Dame mit lauter Stimme den Befehl gab, die Neger des Hauses zu rufen. Zitternd und mit niedergesenktem Haupte erschienen alsbald, außer den drei oben genannten, noch fünf andere; der alte Herr entfernte sich, der Tisch wurde vor der Dame weggenommen, und dieser ein Palmatorio*) gereicht; nun wußten wir, woran wir waren.

Die Dame rief eine Negerin vor, die ihr eine Hand voll Kupfermünzen überreichte, wahrscheinlich der Verdienst des Tages, welche Erstere sogleich überzählte; es schien an der bedungenen Summe zu fehlen, sogleich mußte die Negerin niederknien, die Hände abwechselnd hinhalten, und erhielt, trotz ihres Flehens, gegen fünfzig Palmadas. Mein Freund wollte schon losbrechen, ich hielt ihn aber zurück, bemerkend, daß die Negerin wahrscheinlich strafbar gewesen sey; dann kam ein Neger, der wohl schon so viele Palma-

*) Dieses Palmatorio ist von dem härtesten Holze verfertiget, der Ruthe des Zielers beim Scheibenschießen ähnlich, nur daß hier die kleine Scheibe öfters durchlöchert ist, damit die Luft durchziehen kann, und der Schlag, welcher auf die Fingerspitzen der flachen Hand gegeben, verstärkt wird.

das erhalten hatte, daß er keinen Schmerz mehr empfand, die Senhora Donna ermüdete an ihm, ließ sich Limonade reichen, und zankte dann mit widerlich gellender Stimme mit einer allerliebsten Negerin von kaum fünfzehn Jahren; die Kleine antwortete mit der größten Demuth, aber die Furie, die nun einmal zuschlagen wollte, befahl ihr, die Hände hinzuhalten; vergebens warf sich ihr die Arme zu Füßen, und beschwor sie weinend, ihr zu verzeihen, vergebens hob sie ihre Händchen in die Höhe, die wahrscheinlich von der Mißhandlung des vergangenen Abends noch geschwollen waren, und flehte um Erbarmen; — endlich floh sie in eine Ecke des Zimmers, woselbst die beyden Kinder ganz ruhig spielten, und bath diese, für sie bei der Mutter zu bitten; aber das wüthende Weib konnte nichts mehr rühren, sie ereilte die Unglückliche, riß sie bei den Haaren zu Boden, ihr das Hemd in Stücke und fing an, ihren zarten Leib mit Peitschenhieben zu bedecken; da verließ uns die Geduld, wir griffen beide nach dem Blasrohre; ein kräftiger Stoß meines Freundes sandte eine Kugel nach dem gläsernen Lichtschirme, der in Stücke zerbrach, eine zweite Kugel traf das Licht, welches augenblicklich verlöschte; darauf folgte ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung und Flucht nach einem andern Zimmer.

Die Dame hatte nicht übel Lust, den kommenden Abend in ihrer gefühlvollen Unterhaltung fortzufahren, aber der erste Schlag, den sie gab, kostete ihr eine neue Glaskugel, und die Execution in der Varanda unterblieb von nun an; wahrscheinlich wurde sie jedoch in einem andern Theile des Hauses fortgesetzt; mein Freund hatte übrigens Ruhe, das heißt, er glaubte sie zu haben; denn bald darauf erhielt er die nachdrücklichste Warnung, auf seiner Hut zu seyn. — Er entging der Rache der Dame durch seine Abreise nach Bahia, welche gerade nothwendig geworden war.

Eine Andere wurde auf eine einfachere Weise von ihrer Grausamkeit nachzulassen gezwungen; da das Jammergeschrei der von ihr Mißhandelten jeden Abend die Strasse, welche sie bewohnte, erfüllte, so las man eines Tages in dem Diario (Tagsblatt) von Rio de Janeiro, „Wer sich „von der Handhabung einer vortrefflichen Hauspolizei über„zeugen will, beliebe nur sich jeden Abend in der Strasse N. „vor dem Hause Nro. N. einzufinden.“ Wirklich versammelten sich dort zur bestimmten Zeit mehrere junge Leute und zulezt eine ungeheuere Menge Volkes; die Execution unterblieb diesesmal und auch in Zukunft.

Nach der Landessitte kann kein ehrbares Frauenzimmer allein ausgehen; ist es vornehm oder reich, so erscheint es stets mit großem weiblichem Gefolge, welches seiner Gebietherin nach dem Range hinter einander gehend folget, der ihm im Hause angewiesen ist; denn niemals würde eine weiße Sklavin einer Mulattin, diese einer Cabra, jene einer Creolin und diese einer Afrikanerin den Vortritt gestatten. Geht eine Familie ohne Gefolge aus, so bleiben die Eltern oder die Mutter allein hinter den jüngern Frauenzimmern. Ein solcher, sich äußerst langsam fortbewegender Zug, die ernste und feierliche Haltung aller Personen, befremdet besonders den Deutschen im Anfange, bald gewöhnt er sich aber an diesen Anblick, und findet den gemessenen graziösen Gang der brasilianischen Frauenzimmer anständiger und schöner, als den Grenadierschritt der Engländerin, oder den mit gesenktem Kopfe und nicht immer schön gesetzten Füßen, laufenden Gang vieler Deutschen.

Man beschuldiget die brasilianischen Schönen, großen Hang zu verliebten Abentheuern zu haben; es scheint auch wirklich schwierig, sie ganz von diesem Vorwurfe freizusprechen. Man muß aber berücksichtigen, daß heißes Blut, die

allgemein herrschenden freien Begriffe, welche jugendliche Vergehungen bereitwillig entschuldigen, der Mangel an Polizei- und Sittengesetzen, vielleicht auch der dem Weibe eigene Hang zur Widersetzlichkeit, wenn seine Freiheit zu sehr beschränkt wird, Viele zu heimlichen Ränken verleiten, welche in anderen Verhältnissen unterbleiben würden. Brasilianerinnen, welche Ausländer heiratheten, zeichnen sich durch ein höchst achtungswürdiges Betragen aus. Es hat einmal ein vielleicht etwas eitler Reisender von dem zuvorkommenden Betragen der Schönen von Rio de Janeiro geschrieben, welche an Vorübergehende mit viel sagenden Blicken Blumensträuße vertheilen, oder von den Balcons auf sie herabwerfen sollen, und Andere haben dieses treulich nachgeschrieben; dem ist nicht ganz so. Wohl gibt es in der Hauptstadt eine Strasse (die Rua de Sabão) woselbst man Blumensträuße erhalten kann, aber diese wollte ich doch nicht empfehlen, als Trophäen der Liebe aufzubewahren.

Den Männern gereicht es gewiß zum verdienten Lobe, daß sie ihre Frauen äußerst schonend behandeln; ein sich bis zu Mißhandlungen vergessendes rohes Betragen ist unerhört; sollte sich der Mann dennoch im Zorne zu Gewaltthätigkeiten verleiten lassen, so kann das Weib auf augenblicklicher Trennung bestehen; Ersteren wird überdieß allgemeine Verachtung treffen. Hat der Mann gerechte Ursache zur Klage, so kann er seine Frau in ein Kloster, oder in ein Recalhomento einsperren lassen.

Mein Urtheil über die körperlichen Vorzüge der Bewohner von Rio de Janeiro beiderlei Geschlechtes wird man abweichend von dem anderer Reisender finden, aber wenige Begriffe sind so mannichfaltig, als die von Annehmlichkeit und Schönheit.

Der gütige Leser wird sich erinnern, daß die Hauptstadt Brasiliens von verschiedenen Raçen von Menschen bewohnt wird, welche durch die mannichfaltigen Mischungen des europäischen, amerikanischen und afrikanischen Blutes entstanden. Jene von rein europäischer oder portugiesischer Abkunft (von fremden Europäern kann hier die Rede nicht seyn) müssen als die edlen Reiser angesehen werden, welche auf schwarze und rothbraune Wildlinge, aber gesunde und kräftige Stämme gepfropft wurden, und die so vortrefflich anschlugen, daß diese an Schönheit der Gesichts- und Körperbildung ihre Veredler bereits weit übertreffen. Besonders auffallend ist die Veränderung, welche durch Vermischung des europäischen mit dem afrikanischen Blute vor sich geht; nur wenige Generationen sind hinreichend, einer Menschenraçe das Daseyn zu geben, mit welcher in Hinsicht der Körperbildung sich nur wenige europäische Stämme vergleichen dürfen. Die europäisch-portugiesische Raçe hat sich in Rio unter sich nichts weniger, als veredelt; die Männer sind klein, und ihre Gesichtszüge ohne Bedeutung; das Frauenzimmer gefiel mir eben so wenig; eine kleine Gestalt, ein rundes Gesicht mit aufgeworfener Nase, schmalen Lippen, hervorstehenden Backenknochen und gelber Farbe, bezeichnet sie augenblicklich als Portugiesinnen, von der Sonne Brasiliens gefärbt; sie altern ungemein frühe, da sie wenig Anlage zur Körperfülle besitzen. Herrliche Gestalten gibt es unter den Mulatten, die Männer von atheletischem, ungemein geregeltem Körperbaue, die Weiber von dem herrlichsten, üppigsten Wuchse; aber sie haben noch zu viel von dem afrikanischen Blute, Haare, Nase, Lippen und die dunkelbraune Farbe an sich. Aber blendend weiße Frauenzimmer, herrlich gebildet und gewachsen findet man unter Denjenigen, deren ursprüngliche Eltern Europäer von väterlicher, und Ureinwohner Brasiliens von mütterlicher Seite waren; von diesen gibt es jedoch nur Wenige in der Hauptstadt. Im Allgemeinen haben die Bra-

silianerinnen schwarze, sprechende Augen, glänzend schwarzes, obwohl etwas sprödes Haar, ein ziemlich dunkles, selten gefärbtes Teint, proportionirten Wuchs, äußerst zierliche Hände und Füße, und eine stolze und graziöse Haltung.

Bei Vielen findet man auf der Oberlippe einen Anflug von Bart, welcher von den Männern für sehr schön gehalten wird; die Sitte, auf keiner andern Stelle des Körpers Haare zu dulden, scheinen sie von den Amerikanern angenommen zu haben.

Die Macht der Gewohnheit befreundet das Auge des Fremdlings, nach kurzem Aufenthalte in der Hauptstadt, mit allen Farben und Gesichtsbildungen, die ihm nur immer vorkommen mögen; womit ich mich aber nie befreundete, so oft ich diese besuchte, war der Anblick der Kinder. Ich möchte wohl sagen, daß sie mit alten Gesichtern auf die Welt kommen. Die immer gleiche Gesichtsfarbe, ohne der leisesten Spur jenes herrlichen Rothes; welches die Jugend bei uns so unbeschreiblich verschönert, gibt ihnen ein krankes, lebloses Aussehen, und man glaubt schon voraus, sieht man den einjährigen Knaben oder das einjährige Mädchen, das Gesicht des Jünglings und der Jungfrau bestimmen zu können.

Wenn wir uns in Europa an den Spielen der Jugend ergötzen und theilnehmend den Ausbrüchen sorgloser Freude zusehen, in welchen sich frühzeitig der Gemüthszustand und die Neigungen des Kindes aussprechen, und die schlummernden Kräfte in seiner Seele allmählig zur That erwachen, — sieht man hier Kinder von sechs Jahren, das Betragen Erwachsener in Gang und Gebährden nachahmen, und hört sie mit den Sklaven des Hauses in demselben herrschenden Tone, wie ihre Eltern sprechen; nichts von dem Frohsinne der Jugend, keine kühne, wenn auch muthwillige oder unbesonnene

Handlung. Ich ärgerte mich oft, wenn ich Kinder allein, oder mehrere mit einander aus der Schule kommen sah, über die lächerliche Gravität, mit welcher sie vor dem nachfolgenden Sklaven einherschritten und mit steifer Höflichkeit vorübergehende Bekannte grüßten; wie viel lieber wäre es mir gewesen, hätten sie sich unter einander tüchtig abgebalgt und irgend einen losen Streich ausgeführt. Wäre dieses stille und gesetzte Betragen eine Folge guter Erziehung, so würde ich es gerne preisen, glaubten sich aber die Kinder unbeobachtet, oder belauschte man ihre gegenseitige Unterhaltung, so konnte man sich überzeugen, daß der Keim des Lasters schon früh in ihrer Seele reifte. Wenn man übrigens weiß, wie die Kinder hier erzogen werden, von ihren Eltern, besonders den Müttern, die, häufig selbst noch Kinder an Geist und Gestalt, heirathen, vernachlässigt und den rohen, und besonders in Rio, lasterhaften Sklaven übergeben, so findet man es natürlich, daß sie sich von diesen nur durch die hohe Meinung, die sie von sich selbst haben, in Bildung und Grundsätzen unterscheiden.

Zeuge der Trägheit ihrer Eltern, der oft grausamen Mißhandlungen der Neger, werden sie träge und hartherzig, und ohne jemals das Beispiel tugendhafter und großherziger Handlungen vor Augen zu haben, wird auch kein besseres Gefühl in ihrer Seele geweckt. So reifen dort der Knabe und das Mädchen zum Jünglinge und zur Jungfrau heran, träge an Körper, unwissend an Geist, aber auch vollkommen zufrieden, wenn sie nur ihr Leben fristen können, ohne sich geistig oder körperlich bemühen zu müssen.

Auf eine höchst auffallende Weise unterscheiden sich Kinder, welche von Brasilianern mit europäischen Nordländerinnen gezeugt wurden, durch Schönheit der Gesichtsbildung,

eine blendend weiße und sehr gesunde Gesichtsfarbe und große Lebhaftigkeit.

Die Brasilianer schienen mir den Unterschied zwischen ihren Kindern und Anderen wohl zu fühlen; denn oft sah ich, wenn deutsche Auswanderer mit ihren Kleinen durch die Strassen von Rio zogen, Männer und Frauen aus den Häusern eilen, die lieblichen Kinder mit Küssen bedecken, mit Geschenken überhäufen, und hörte sie ihren armen Eltern große Anerbietungen machen, wenn sie ihnen von ihren zahlreichen Kindern nur eines überlassen wollten.

Eine eigentliche Nationaltracht findet man in Rio de Janeiro fast nicht mehr, nur Weiber aus der niederen Volksklasse bedienen sich eines großen schwarzen Tuches, welches über den Kopf geworfen den ganzen Leib bedeckt, und von dem Gesichte nichts zeigt, als die Augen; es ist die Mantilla der Spanier, nur in einem vergrößerten Maßstabe. Ich habe übrigens schlanke Mulattinnen und Negerinnen gesehen, welche, trotz ihrer scheinbaren Verhüllung, das Tuch mit unnachahmlicher Grazie so zu tragen verstanden, daß keiner ihrer Reize verborgen blieb.

Die Männer kleideten sich, so lange der Vicekönig in Rio residirte, in leichte ostindische Zeuge, in Jacken, weite Ueberhosen, Strümpfe und Schuhe, und ein schön geflochtener großer Strohhut aus Chile schützte den Kopf und entblößten Hals vor der Gluth der Sonne; vernünftige Leute hielten diese Tracht für eben so anständig, als gesund, und für das Klima von Rio de Janeiro ganz geeignet. Als aber der Hof von Portugal dort ankam, wußte man den schwachen König zu bereden, daß seine Würde darunter leide, wenn die Bewohner der Hauptstadt sich in Zeuge von Goa und Macao (ostindische Besitzungen der Portugiesen) kleideten,

daß aber Kleider von englischem Tuche und Baumwollenzeug zu dem Glanze des Hofes außerordentlich beitragen würden. Jezt trägt jeder freie Mann, der Tuch und Schneider bezahlen kann, bei 30° Hitze, schwarze Tuchkleider nach englischer und französischer Mode, steckt seinen Hals in eine dicke steife Halsbinde, und bedeckt den Kopf mit einem englischen Filzhütchen, welches zu nichts nützet, als es zum Gruße abzuziehen; dafür nennen aber die allmächtigen Engländer Jeden, der sich also kleidet, einen Gentlemann; der Brasilianer glaubt, dieses heiße buchstäblich Edelmann, und um dafür zu gelten, würde er sich an die Kleidung des Kamtschadalen gewöhnen.

Frauen und Mädchen kleiden sich vorzugsweise nach französischem Geschmacke. Zum Besuche der Kirchen wählen sie immer die schwarze Farbe, das Haupt mit einem schönen schwarzen Spitzenschleier bedeckt, mit dem sie so gerne und so anmuthig spielen, als mit ihren Fächern. Im Theater und bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie farbige Florkleider über seidene Unterröcke und gestickte Leibchen; die Fußbekleidung ist immer und selbst bei der Aermsten von Seide; die Haare schmücken Juwelen, Blumen oder Federn. Die Hoftracht der Damen ist sehr schön, leicht und durchsichtig; auf dem Haupte schwebt eine reich gestickte Toque mit prächtigen Straußfedern, ein prächtiger Sammetmantel mit reicher Stickerei wallt über die Schulter und Hals; Brust und Finger glänzen von Edelsteinen, welche aber nicht alle in den Diamantgruben Brasiliens gefunden wurden. Auf Spaziergängen und zu Hause tragen Frauen und Mädchen bunte Mousseline-Kleider, niemals weiß; diese Farbe ist den Negerinnen zugewiesen. In diesem Kleide besteht aber auch, besonders in der heißen Jahreszeit, ihr ganzer Anzug; von Leibchen, Unterröcken, Schnürbrüsten weiß man hier noch nichts, und wird hoffentlich von Letzteren so bald noch nichts wissen

wollen. Das europäische Auge, an die schlanken Taillen der Damen dieses Welttheiles gewöhnt, vermißt diese zwar Anfangs an den Brasilianerinnen; bald aber überlegt man, daß mit der Hülfe des Schneiders diese Schönen, deren Körperbau, so lange er nicht in zu große Körperfülle übergeht, nichts zu wünschen übrig läßt, gar leicht nach europäischem Geschmacke umzuwandeln wären, und daß es der Kunst hier wie in Europa gelingen würde, dem Körper jede beliebige Form zu geben. Die Brasilianerinnen sehen das Kleid als nichts anderes, als eine anständige Bedeckung und Schutz gegen die Sonnenhitze an, und hoffentlich werden sich die Klügeren in einem so heißen Klima niemals einer Kleidertracht unterwerfen, wobei ihre Bequemlichkeit, wie ihre Gesundheit gleich gefährdet sind. Verkrüppelte Menschen habe ich in Brasilien nie gesehen, und unglückliche Wochenbetten gehören, trotz der großen Fruchtbarkeit der Frauen, zu den außerordentlichsten Ereignissen.

Ihre Kinder, Knaben und Mädchen, laufen bis zum fünften Jahre nackt im Hause umher, und die nächsten drei oder vier Jahre tragen sie, gleich den übrigen Bewohnerinnen des Hauses, auch nichts weiter, als ein Hemde; nur wenn sie ausgeführt werden, ist man besorgt, sie steif und förmlich, ganz wie Erwachsene zu kleiden, was ihnen ein altkluges, komisches Aussehen gibt.

Wenn man älteren Brasilianern glauben darf, so herrschte vor der Ankunft des Hofes in Rio de Janeiro große Geselligkeit; man gab Besuche und empfing sie; jeder einmal in einem Hause Aufgeführte, war immer willkommen und konnte wieder einen Freund mit sich bringen; Heiterkeit, Höflichkeit und ein ungezwungenes Betragen herrschten in jeder Gesellschaft, und besonders wurden die herrlichen Abende benützt, um sich mit Musik, Tanz und Kartenspiel bis spät in die

Nacht zu belustigen. Jezt haben die Brasilianer ein kaltes, ceremoniöses Betragen angenommen; die Reicheren und sogenannten Vornehmen bilden eigene geschlossene Gesellschaften; die übrigen Stände vergnügen sich nach ihrer Weise in ihren Wohnungen; die große Menge der Fremden, deren Betragen freilich nicht immer sehr lobenswerth ist, sind nirgends gerne gesehen, und erhält man durch bedeutende Empfehlungen Zutritt in einem Hause, so muß man sehr jung seyn, um sich dort zu gefallen.

Der Brasilianer geht unter Tage seinen Geschäften nach, die übrige Zeit bringt er im Kreise seiner Familie zu. Spaziergänge in der herrlichen Umgegend der Stadt finden selten statt; zuweilen wird das Theater besucht. An hohen Festtagen versammeln sich manchmal einige befreundete Familien des Abends; die jüngeren Leute, um zu tanzen, die älteren zum Karten- oder langen Puff-Spiele, welches sehr beliebt ist; häufig unterhält man sich mit Gesang, von der Viola, einem Instrumente mit sechs Metallsaiten bespannt, begleitet. Dieses ächt maurische Instrument verstehen Viele mit außerordentlicher Fertigkeit und Zartheit zu behandeln. Gewöhnlich werden Modinhas, kleine National-Lieder, dazu gesungen. Talentvolle Sänger improvisiren sie, oft mit bewunderungswürdigem Witze oder großer Empfindung; die Weichheit und Biegsamkeit der portugiesischen Sprache begünstiget dieses schöne Talent ungemein.

Die National-Tänze werden nur von einzelnen Paaren aufgeführt; statt der Castagnetten schnalzen sie mit den Fingern beider Hände mit so großer Fertigkeit, daß man in der Ferne den Ton der Castagnetten zu hören glaubt. Von mehreren zugleich wird der Faddo, ein den Afrikanern nachgeahmter Tanz aufgeführt, wozu die Tanzenden singen; er besteht in Verdrehungen und Annäherungen des Körpers, welche

man in Europa äußerst unanständig finden würde. Beide Geschlechter tanzen vortrefflich, mit Anmuth und einem Feuer, welches den Zuseher unwillkührlich zum Theilnehmer ihrer Freude macht; man hat Mühe, die tanzende Schöne, mit blitzenden Augen und einer unnachahmlichen Lebhaftigkeit in allen ihren Bewegungen, wieder zu erkennen, die man vielleicht Tages vorher in ihrem Hause, nachlässig und schlaff auf dem Sopha ruhend, zu träge zu sprechen und die Augen ganz zu öffnen, gesehen hatte. Der Fremde, der Musik und Tanz versteht, ist gerne gesehen; genügt ihm der Wechsel zärtlicher Blicke, die tändelnde Unterhaltung mit den Schönen, so wird er sich recht angenehm unterhalten; glaubt er nicht dabei stehen zu bleiben, so fällt er in den Irrthum aller Fremden, welche im Anfange geneigt sind, die Brasilianerinnen für höchst leichtsinnig zu halten. Dieser Irrthum ist dem Europäer sehr verzeihlich; der hohe Grad von Freiheit der in der Unterhaltung beider Geschlechter herrscht, scheint ihn dazu zu berechtigen. Man hört Mädchen von sieben Jahren mit einer naiven Unbefangenheit über Gegenstände sprechen, über welche bei uns jeder gesittete Mann erröthen würde; das Bestreben Aller ist, die Männer, die in ihrer Gesellschaft sind, zu locken und zu reizen, und sich an ihren Siegen zu ergötzen; aber weit entfernt ihnen größere Gunstbezeugungen zu gestatten, betrachten sie die verliebten Tändeleien nur als einen Zeitvertreib; — allein, spielen sie mit ihrem Papagei oder ihrem Fächer, in Gesellschaft, mit Männern, weil sie keine andere Unterhaltung kennen, — natürlich Folgen ihrer Erziehung.

Bälle, große Zirkel, Abendunterhaltungen, Concerte, finden in Rio de Janeiro nicht statt. Gastereien sind durchaus nicht üblich, eben so wenig des Abends Gasthäuser zu besuchen. Die Brasilianer sind überhaut wenig mittheilend und der ernsten Unterhaltung abgeneigt; hievon ist theils der

polizeiliche Zwang Schuld, und die Furcht in jeder Gesellschaft bezahlte Lauscher zu finden, theils ihre Unwissenheit und Unkenntniß von Allem was außer ihrer Nähe vorgehet; obwohl ihnen gesunder Verstand und Fassungskraft keinesweges fehlen, so sind sie doch wenig wißbegierig, und wie alle ungebildete Menschen, von sich und den Vorzügen ihres Landes auf die lächerlichste Weise eingenommen. Der Fremde wird zwar über Weltbegebenheiten und sein Vaterland öfters befragt, da aber selbst die einfachsten Mittheilungen, über die Fortschritte der Wissenschaften und Künste in jenen Ländern, ihre beschränkten Begriffe übersteigen, und sie die geistige Bildung der Völker nach jener der Portugiesen beurtheilen, welche sie lange Zeit für das einzige gebildete Volk von Europa hielten, so scheinen ihnen die Erzählungen des Fremden Fabeln zu seyn, man sieht den Zweifel auf ihren Gesichtern, oder muß die Bemerkung hören: „wir wollen alles „glauben, was ihr uns von den Vollkommenheiten der verschiedenen Länder Europas erzählet, und wir fühlen, daß „wir im Vergleiche mit euch noch Barbaren sind; aber wie „kommt es doch, daß ihr diese so vortrefflichen Länder in „so großer Menge verlasset, und zu uns kommt, die wir, „von all dem, was ihr in eurer Heimath in reichlichem Maaße „besitzet, auch nichts biethen können?"

Schwerlich wird sich der Europäer darum in dem Umgange der Eingebornen gefallen, und die Klage aller Fremden über Mangel an Unterhaltung ist allgemein; eine natürliche Folge der großen Ungeselligkeit gerade derjenigen, die am meisten darüber klagen. Man sollte glauben, daß unter der großen Menge von Europäern, welche die Hauptstadt bewohnen, eben weil die Eingebornen nicht zugänglich sind, freundschaftliche Verbindungen statt finden müßten, dem ist aber nicht also.

Es war von jeher das Schicksal fremder und sehr entfernter Länder, der Zufluchtsort der Abentheurer aller Nationen zu werden. Brasilien ist von dieser Landplage nicht verschont geblieben; besonders Rio de Janeiro wurde mit ihnen überfüllt.

Die Sonne und das Clima Brasiliens scheinen über diese Leute einen äußerst ungünstigen Einfluß auszuüben; die heftigsten Leidenschaften erwachen in ihrer Seele, sie zu bekämpfen fehlt es ihnen an Willen und an Grundsätzen; der Schleier, mit dem sie in Europa ihren wahren Charakter mühsam verhüllten, sinkt, und man kann sie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit sehen. Sie eignen sich alle Laster der Eingebornen an, und verläugnen jede heimathliche Tugend; unmäßig in der Liebe und im Trunke, empfinden sie die Folgen ihres lasterhaften Lebens bald; jene, die zu Hause eine gute Erziehung erhalten hatten, wissen zwar ihr moralisches und physisches Elend einige Zeit zu verbergen, jedoch Leute von gemeinem Stande sinken zum Viehe herab; daß sie darum von ihren bessern Landsleuten aus vielen Ursachen gemieden werden, ist ganz natürlich. Darin suche ich die Ursache der Zurückgezogenheit, der Ungefälligkeit der Lezteren, welche im Anfange eine Folge ihrer Grundsätze war, und später zur Gewohnheit geworden, von den meisten vielleicht zu weit ausgedehnt wird.

Der Engländer lebt hier, wie in seinem Vaterlande, er arbeitet und spekulirt viel, ist ungemein thätig und solide in seinen Geschäften, verläßt sich mit Stolz auf die Unterstützung seiner vaterländischen Seemacht, betrinkt und überißt sich zuweilen, wie in der neblichten Luft seiner Heimath, spricht viel von den Vergnügen seines Vaterlandes, von Freiheit und Liberalität, sieht auf die übrigen Nationen mit Geringschätzung herab und ärgert sich, wenn ein anderes

Schiff in den Hafen einläuft, als ein englisches. Betritt man seine Wohnung, so glaubt man sich nach England versezt; Moeubels, Einrichtung, die kleinsten Bedürfnisse sind aus diesem Lande, die Lebensweise, die Küche sind ganz englisch, und alle Arbeiten werden nur bei englischen Handwerkern bestellt, müßte auch mehr als bei inländischen bezahlt werden.

Der Franzose verläugnet auch hier seinen National-Charakter nicht. Es kömmt viel Gesindel hieher, dieß mag Ursache seyn, daß sie bei dem Volke in keiner großen Achtung stehen. Rio de Janeiro ist das Paradies der Putzmacherinnen; die großen Städte Frankreichs liefern eine Menge abgelebter Frauenzimmer, welche hier, durch Hülfe der Kunst renovirt, eine neue Carriere beginnen. Ihre Putzläden nehmen einen Theil der Rua d'Ouovidor ein; dort sieht man sie, geschmackvoll angezogen, vor großen Spiegeln in der Mitte schwarzer Dienerinnen sitzen und mit Grazie nähen; die guten Leutchen verdienen viel Geld.

Eine Menge Franzosen sind Quincaillier's, Schneider, Friseurs, Gastwirthe und Tänzer. Einige sind achtungswerthe Kaufleute, und verdienstvolle Gelehrte und Künstler stehen im Dienste der Regierung.

Italiener, meistens Genueser, sind Köche, Gastwirthe, Krämer, oder tragen kleine Waaren in der Stadt zum Verkaufe umher; sie krähen als Castraten in den Kirchen oder bilden als Sänger das Personale der Opern.

Die Deutschen sind recht wackere Leute; man erkennt ihre Nation daran, daß sie so lange deutsch sprechen, bis sie eine andere Sprache erlernt haben. Zu Hause leben sie, wie Portugiesen oder Engländer, auswärts geben sie sich große

Mühe, diese in Kleidung und Gebährden nachzuahmen, und fühlen sich höchst geschmeichelt, wenn man sie dafür hält.

Besonders im Handelsstande gibt es einige sehr achtungswerthe Männer, welche von Fremden, wie Eingebornen gleich geschätzt werden; vom gemeinen Stande sind viele gesuchte und geschickte Handwerker, welche sich sehr gut nähren würden, wenn sie ihren Hang zur Unmäßigkeit, den sie aus der Heimath mitbrachten, überwinden könnten. Von der großen Menge der Uebrigen kann hier keine Rede seyn; der Kaiser von Brasilien wollte Soldaten, schickte Werber, und erhielt Unkraut, welches, auf dem hiesigen Boden besonders, üppig wuchert; Schade um die wenigen edeln Pflanzen, die mit herüber kamen und nicht gedeihen werden.

Die Deutschen sind übrigens die Einzigen, welche einen Versuch machten, Geselligkeit unter den Fremden einzuführen; sie stifteten eine Gesellschaft, welche sie Germania nannten, und luden jeden gesitteten und gebildeten Mann ein, daran Theil zu nehmen. Die Germania zählte zur Zeit meines Aufenthaltes in Rio de Janeiro noch wenige nicht deutsche Mitglieder; es wird aber gewiß eine Zeit kommen, wo diese Gesellschaft die verdiente Anerkennung findet, wenn Engländer und Franzosen sich anders mit dem Gedanken versöhnen können, daß Deutsche sie gründeten.

Wer von den Europäern aus verschiedenen Gründen, worunter der etwas hohe Beitrag an Geld keiner der kleinsten ist, auf das Vergnügen, ein Mitglied der Germania zu seyn, verzichten muß, ist wahrlich zu bedauern.

Nachdem er den ganzen Tag, oft mit angestrengter Arbeit, auf dem Comptoire oder bei seinem Geschäfte zubrachte, sehnt er sich natürlich nach einiger Aufheiterung.

Will er sich Bewegung machen, so bedarf er eine geraume Zeit ehe er aus der Stadt in das Freie kömmt, überdieß wird es täglich bald nach sechs Uhr dunkel; nun bliebe ihm zwar die Hoffnung, bei dem herrlichsten Mondscheine in den belebten Strassen zu lustwandeln, und die kühlende Seeluft einzuathmen; aber um diese Zeit beliebt es den Einwohnern, ihre übervollen Fäßchen zur Entleerung nach dem Wasser zu schicken, welche die Luft verpesten und den Lustwandelnden nöthigen, mit großer Vorsicht den vielen Negern auszuweichen, welche oft die ganze Stärke und Gewandtheit ihres Körpers aufbiethen müssen, um ihre Ladung nicht zu frühe abzusetzen. Der Portugiese sizt indessen vor der Thüre seines Magazines oder Ladens und schwelgt, die Nase zum Zerplatzen mit Tabak gefüllt, in der Erinnerung, wie man sich in Lissabon auf eine weit kürzere Weise zu helfen wisse.

Der Besuch des Theaters ist theuer, und hat für denjenigen wenig Reiz, der Besseres sah und hörte. Bekannte, besonders Verheirathete, begeben sich nach vollendeten Geschäften zu ihren Familien auf ihr Landhaus, oder leben in sogenannten philosophischen Verbindungen, wobey ein Dritter nicht immer willkommen ist. Oeffentliche Belustigungsplätze, von gebildeten Menschen besucht, gibt es nicht; in Gasthäuser kommen des Abends die Gäste nur für Augenblicke und Kaffeehäuser werden um diese Zeit wenig besucht. Nach neun Uhr ist es daher gewöhnlich so stille in den Strassen der volkreichen Stadt, wie in einem kleinen Landstädtchen Deutschlands, und dem Fremden bleibt nichts übrig, als seine Wohnung und den Schlaf aufzusuchen, wenn Hitze und Ungeziefer aller Art ihn dazu kommen lassen.

Die Lebensweise der Eingebornen ist ungefähr diese: Sie stehen spät auf; junge Männer früher, um, ehe die Sonne ihre versengenden Strahlen auf die Erde herab sen=

det, in der See zu baden; eine höchst empfehlenswerthe Gewohnheit. Nach acht Uhr wird gefrühstückt; Kaffee oder chinesischer Thee mit etwas Milch; weißes Brod und gesalzene Butter dürfen nie fehlen; dann geht jedermann seinen Geschäften nach. Die Schönen erscheinen im leichten Morgenanzuge auf den Balcons, unterhalten sich mit ihren Nachbaren, oder coquettiren mit den Bewohnern derselben Strasse, dann tändeln sie ein wenig auf dem Claviere und trillern eine Arie dazu; einige beschäftigen sich mit der Verfertigung von Confitüren (doces) aus den mannigfaltigen Früchten des Landes, worin sie es zu einer großen Geschicklichkeit gebracht haben. Junge Galane, die reich genug sind, um unabhängig zu leben, verfassen Liebesbriefchen in zärtlichen Versen, welche sie auf parfümirtes Velinpapier geschrieben, wie ein Fächer zusammengelegt und mit einem Bande von bedeutungsvoller Farbe umwunden, bemüht sind, dem Gegenstande ihrer Verehrung zuzustellen, wozu oft viele List und Ausdauer erforderlich ist, da besonders Mädchen von guter Familie, mit einer bei uns ganz unbekannten, obwohl meistens vergeblichen Sorgfalt, bewacht werden.

Nach ein Uhr wird allenthalben zu Mittag gegessen. In den meisten Häusern bequemt man sich jezt nach europäischer Weise zu leben; man sizt auf Stühlen um einen gedeckten Tisch her, und bedient sich beim Essen eines Besteckes.

Vor wenigen Jahren fand man übrigens, selbst in den Zimmern der Wohlhabendern, nichts weiter, als ein paar Sophas (Marquezas), über die Leder gespannt war, auf welche Strohmatten gebreitet wurden, und die des Tages die Stelle der Sessel, bei Nacht, die der Betten vertraten. Frauenzimmer saßen gewöhnlich auf Strohmatten (esteras) auf dem Fußboden mit übereinander geschlagenen Beinen. Die Speisen wurden gleichfalls, meistens in silbernen Schüs-

seln, auf eine Strohmatte in die Mitte des Zimmers gesezt, Familie lagerte sich um sie her, und jeder langte nun nach Lust mit den Fingern zu; nach Tische wurde, wie noch gegenwärtig, Waschwasser gereicht. Es ist Thatsache, daß, als der nach der Vertreibung der Portugiesen zum Statthalter von Bahia ernannte General Lecore die ausgezeichnetsten Familien der Stadt zu einem Gastmahle einlud, die wenigsten der Gäste die Speisen berührten, da sie mit den Händen nicht zulangen mochten, und Messer und Gabel nicht zu gebrauchen wußten.

Die brasilianische Küche ist von der europäischen äußerst verschieden, und es gibt nur wenige Europäer, welche sich, wenigstens in der Stadt, an Erstere gewöhnen lernen. Wer seine Einbildungskraft zu zügeln versteht, wird sich aber bald mit ihr befreunden; ich habe sie wenigstens ohne Vergleich schmackhafter gefunden, als die europäische. Das Fleisch des Hornviehes ist in der Stadt kraft- und geschmacklos, Fische und Landthiere haben einen eigenthümlichen Geschmack, welchen ihnen unsere Kochkunst nicht zu nehmen versteht. Die Brasilianer hingegen wissen sie mit höchst pikanten Sauçen zuzubereiten, bey welchen verschiedene Arten von grünem Pfeffer, Tamattas, Zwiebeln, Knoblauch und Limonien nicht fehlen dürfen; statt Brod wird die klein geriebene und geröstete Mandiok-Wurzel, oder das Mehl vom türkischen Waizen gegessen, oder mit Wasser oder der erwähnten Sauçe zu einem dicken Teige angemacht. Orangen, Bananen, Melonen, Ananas oder andere köstliche Früchte, welche zum Nachtische aufgesezt werden, mildern die etwas hitzenden Speisen; zum Schluße wird ein Gläschen Portwein getrunken.

Nach Tische trifft Jedermann Anstalt, seine Siesta zu halten; diese Gewohnheit herrscht in allen heißen Ländern,

und ist der Gesundheit gewiß zuträglich, aber sie muß ganz auf die Weise der Südländer gehalten werden, welche sich auf kurze Zeit, in einen geistig und körperlichen Zustand, größtmöglichster Unthätigkeit versetzen. Der Körper wird, halb wachend halb träumend, mit einem leichten Schweiße bedeckt, das aufgeregte Blut durchkreiset ihn ruhig, nur der Magen ist thätig. Die Frauenzimmer schlummern gewöhnlich auf ihren Strohmatten, weil ein hartes kühles Lager dem Körper in einem heißen Klima am beßten zusagt; die Männer spannen eine netzartige Hangmatte (Rede) auf, in welcher sie sich beständig schaukeln.

Die Fremden fühlen gleich den Eingebornen, das Bedürfniß nach Tische zu ruhen, aber sie sinken gewöhnlich in einen tiefen, unruhigen Schlaf, und erwachen in Schweiß gebadet und ermattet, das Blut steigt ihnen nach dem Kopfe, und macht sie nicht selten für den Rest des Tages zu ernster Arbeit unfähig; die meisten ziehen darum eine leichte Bewegung der Siesta vor.

Die Männer widmen nach Tische den Geschäften noch einige Stunden, dann besuchen sie ihre Bekannten, oder wandern in den Strassen umher und bleiben an den Fenstern leichtfertiger Mädchen stehen, mit welchen sie sich unterhalten, ohne daß sich Nachbarn oder Vorübergehende darum bekümmern oder ein Aergerniß daran nehmen. Ueberhaupt übt man hier gegen Frauen und Mädchen, deren leichtfertiger Lebenswandel allgemein bekannt ist, eine Tolleranz aus, wie sie mir noch nirgends vorkam, und wie ich wünsche, nicht mehr vorkommen wird.

Sie werden in den beßten Gesellschaften nicht allein geduldet, sondern, wenn sie schön und geistreich sind, ihnen mehr Aufmerksamkeit bezeugt, als Frauenzimmern von dem beßten Rufe.

da man die Gefälligkeiten der Ersteren mit Gold überwiegt, so wird es ihnen leicht, sich mit Glanz zu umgeben, und öffentlich mit einem Anstande und einer Pracht zu erscheinen, welche in einem Lande, woselbst Reichthum allein den Werth des Menschen bestimmt, hinreichen, ihnen Ansehen und Achtung zu verschaffen.

Die Frauenzimmer sind indessen emsig beschäftigt, sich zum Kirchenbesuche zu schmücken; von da zurückgekommen, wird ein leichtes Abendessen, aus Thee und einigen Früchten bestehend, eingenommen. Den Frauen liegt es ob, mit den Negern abzurechnen, welche unter Tags ausgeschickt waren, auf verschiedene Weise ihren Taglohn zu erwerben, und sie mit verkäuflicher Waare für den folgenden Tag zu versehen. Gewöhnlich nehmen alle Frauenzimmer in Rio de Janeiro vor dem Schlafengehen ein warmes Bad; wer in der Nähe des Meeres wohnt, badet dort vor Sonnenaufgang.

Wer jemals Gelegenheit hatte, das rege Treiben der Menschen in einer großen Seestadt zu beobachten, wird leicht begreifen, wie sich dort Tausende nähren können; wo Handel, ist Erwerb, und nur der Arbeitsscheue muß darben. In Rio de Janeiro hingegen leben Tausende ohne zu arbeiten, und doch ist der Antheil, den sie an dem allgemeinen Erwerbe nehmen, sehr groß. Alle Geschäfte werden nämlich durch Negersklaven verrichtet, sie sind die eigentlichen Ernährer der meisten Familien. Reiche und Vornehme besitzen deren oft über Sechzig, die ärmste Familie wenigstens Zwei, und selbst der blinde oder krüppelhafte Bettler läßt sich durch einen eigenen oder gemietheten Neger führen, oder in den Straßen umherziehen.

Die Aufgabe besteht aber darin, sie so zu verwenden,

daß viel durch sie gewonnen wird, oder daß sie angehalten werden, viel zu verdienen.

Der den Portugiesen und ihren Abkömmlingen angeborne Handelsgeist zeigt sich hier in die Augen fallend; Familien, durch Rang und Reichthum ausgezeichnet, verschmähen nicht, ihre Sklaven mit selbst verfertigten Confituren oder Backwerk auf die Strassen zu schicken. Die Reichen vermiethen gegen einen gewissen Taglohn ganze Abtheilungen Neger zu öffentlichen Arbeiten, oder um Handelserzeugnisse von und nach den Schiffen zu bringen; Andere lassen ihnen Gewerbe erlernen, und vermiethen sie als Gesellen. Viele bemannen größere und kleinere Fahrzeuge mit Negern, um ihre Dienste den im Hafen Beschäftigten anzubieten. Die weniger Bemittelten schicken ihre Sklaven mit Waaren, Erfrischungen, Früchten, oder zu Handleistungen in den Strassen umher, Andere unterrichten Negerinnen im Kochen und weiblichen Arbeiten, um sie zu vermiethen, oder schicken sie an die öffentlichen Brunnen, um Wasser zu holen, welches sie in den Strassen zum Verkaufe ausrufen.

Nach Umständen sind die Neger verbunden, sich den Tag über selbst zu verpflegen, und bei ihrer Nachhausekunft eine gewisse Summe zu erlegen. Haben sie darüber verdient, gehört es ihnen, fehlt daran, bleiben gewöhnlich Schläge nicht aus.

Die meisten Familien haben keine andere, als diese tägliche Einnahme; bei Solchen, die nur im Besitze von ein paar Negern sind, ist sie zwar unbedeutend, dafür haben die Aermeren auch nur wenige Bedürfnisse; bei Reicheren hingegen ist die Einnahme das ganze Jahr hindurch sehr bedeutend; so daß eine Familie z. B. täglich von zehn Negern nur 2400 Reis, also von einem 240 einnimmt, diese

jährlich 876,000 Reis (2537 fl.) verdienen, welche, da man nur für die wenig kostende Kleidung der Neger zu sorgen hatte, ohne weitere Mühe, als diese fortzuschicken und mit ihnen abzurechnen, gewonnen wurden.

Sämmtliche Gewerbe nähren sich in der Hauptstadt sehr gut; der Meister kauft Neger, richtet sie ab und gibt ihnen keinen Lohn, läßt sich aber nichts desto weniger seine gewöhnlich mittelmäßige Arbeit theuer bezahlen. Zunftzwang kennt man durchaus nicht; wer ein Patent lösen kann, eröffnet einen Laden und hängt einen Schild aus; das Publikum richtet über seine Geschicklichkeit, von welcher sein Fortkommen allein abhängt. Bei dem ersten Anblicke glaubt man, alle Gewerbe wären übersetzt, nach längerem Aufenthalte wird man aber überzeugt, daß noch Viele sich reichlich nähren könnten, wenn die Einwohner arbeitsamer wären, und sich auf geschmackvolle und dauerhafte Arbeit verlegen wollten; denn viele europäische Schiffe bringen ganze Ladungen fertiger Kleider, Fußbekleidungen, Meubles, Seife u. s. w., welche gewiß in Rio eben so gut und wohlfeiler verfertiget werden könnten.

Eines einträglichen Nahrungszweiges haben sich ohne Ausnahme die Fremden bemeistert; die wenigen Gasthäuser, welche man in Rio zur Aufnahme der Reisenden findet, wurden nämlich erst seit kurzer Zeit von ausländischen Unternehmern errichtet, aber keiner fand seine Rechnung dabei. Die Neugierde reizte im Anfange die Einwohner zum Besuche; wie diese befriediget war, blieben sie aus, da ihnen theils die europäische Küche nicht zusagte, sie überhaupt mit Fremden nicht gerne an einem Orte zusammenkommen. Europäische Reisende leben gewöhnlich sehr sparsam, oder bleiben schuldig, was sie verzehrten.

Die noch bestehenden Gasthäuser verdienen kein Lob; die Speisen werden schlecht und unreinlich zubereitet, die Weine sind nicht zu trinken und die Preise übertrieben. Besser stehen sich diejenigen, die sich nur auf die Bewirthung der fremden Handwerker und Matrosen einrichteten, welche mit bedauernswerthem Leichtsinne ihren ganzen Verdienst in das Wirthshaus tragen.

Die Eingebornen scheuen die Bemühungen, welchen sich der Eigner eines großen Gasthauses unterziehen muß, sie halten nur Kneipen, (casas de pasto) in welchen ganz auf brasilianische Weise gelebt wird. Man wird dort gut und billig bedient, aber Reinlichkeit darf man nicht erwarten.

Die zahlreichen Kaffeehäuser in der Stadt enthalten kleine, höchst schmutzige Zimmer, in welchen schmutzige portugiesische Aufwärter, und ungezogene Negerjungen, die Gäste mit schlechtem Kaffe und eckelhaft zubereiteter Limonade bedienen.

Den Aufenthalt in Rio de Janeiro vertheuern besonders die äußerst hohen Preise für Wohnungen, welche stets ohne Einrichtung vermiethet werden, und der Ankauf der erforderlichen Meubels, die Ausgabe für Wäsche, Bedienung u. s. w. Ein einzelnes, nur etwas anständiges Zimmer ist nicht unter 10 Mil Reis, ein Haus mit einigen Bequemlichkeiten, besonders wenn ein Magazin für Waaren dabei ist, nicht unter einem Conto de Reis (fl. 2807. 12.) zu miethen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß der Einzelne, wenn er mit Einschränkung doch anständig leben will, schwerlich mit weniger als 60 Mil Reis monatlich auskommen wird.

Die Eingebornen, welche überhaupt weniger Bedürfnisse haben, als die Europäer, leben billiger; sie sind größtentheils

Besitzer eigener, wenn auch oft sehr kleiner, beinahe nur von Holz und geschlagener Erde erbauter und weiß übertünchter Wohnungen, nur mit den allernothdürftigsten Geräthen eingerichtet; sie haben einige eigene Sklaven und leben nur von den Produkten des Landes.

Der Aufwand der Reichen ist sehr groß, obwohl sie keine Feste geben und im Allgemeinen einfach leben; aber der Unterhalt einer äußerst zahlreichen Dienerschaft und einer Equipage kömmt hier unglaublich hoch. Die Wagen, in welchen sie nach Hofe fahren, sind zweiräderige Halbchaisen, im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts verfertigt und mit zwei Mauleseln bespannt, welche vom Sattel aus geführt werden. Pferde sind zum Fahren noch nicht üblich, überhaupt in dem Klima von Rio de Janeiro wenig ausdauernd; ein vierspänniger Zug schöner gleichfarbiger Maulesel kömmt daher hier so theuer, als ein schöner Postzug bei uns.

Es gibt unter den Portugiesen und Brasilianern, vorzüglich in der Hauptstadt, sehr reiche Leute, wovon man aber erst nach ihrem Tode Kenntniß erhält, oder welches man aus ihren sehr bedeutenden Handelsgeschäften vermuthet, da ihre Lebensweise ganz die der Dürftigsten ist. Viele von ihnen können weder lesen noch schreiben, halten aber große Magazine, sind Besitzer von Schiffen und einer Menge Neger; ihr außerordentliches Gedächtniß, welches allerdings wachend und träumend nur mit ihren Handels-Angelegenheiten beschäftiget ist, leistet ihnen die Dienste eines Comptoirs und vieler Comis, und statt Bücher zu führen und Rechnungen zu stellen, kriechen sie in allen Vorrathshäusern und Magazinen umher, bringen halbe Tage auf der Mauth zu, kennen die Ladung jedes Schiffes, die Vorräthe von allen Waaren, und richten ihre Speculationen danach ein. Ein gewisser Takt, der ihnen angeborene Handelsgeist und das sonst so launige,

aber diesen Menschen beständige Glück, begünstigen ihre Unternehmungen; sie gewinnen meistens, verlieren sehr selten, und geben von dem Erworbenen gerade so viel aus, als unbedingt nöthig ist, ihr Leben zu fristen. Manche dieser Personen kamen als Matrosen hieher, wurden Aufwärter in den Vendas, und gebieten jezt über Tausende; Viele kehren nach Portugal zurück und machen das Glück ihrer Verwandten, oder schicken junge Leute nach Brasilien, die alle gut fortkommen, da sie ihrer Thätigkeit und Brauchbarkeit wegen beliebt sind, und von ihren Landsleuten alle mögliche Unterstützung finden.

Es wurde schon früher bemerkt, daß die meisten Häuser nur ein Stockwerk haben. In diesem Falle befindet sich gewöhnlich vornheraus ein großes Zimmer, hinter diesem ein Alkoven für die Betten, eine Küche und ein kleiner, mit einer Ringmauer umgebener Hof. Zweistöckige Häuser sind gewöhnlich so eingerichtet, daß sich unten das Waarenlager oder ein Laden, oben die Zimmer für die Familie des Eigners befinden. Die Häuser der Vornehmeren haben einen offenen Raum, zu dem ein großer Thorweg führt, um die Wagen einzustellen. Eine breite Treppe führt von hier aus nach den Besuchzimmern, welche immer auf die Strasse gehen; in den meisten Häusern nimmt eines dieser Zimmer die ganze Breite des Hauses ein, und ist meistens viereckig. Vor diesem ist der Balkon, zu dem man durch drei Thüren aus dem Zimmer gelangt, welche zugleich statt der Fenster dienen. Gewöhnlich führen zwei Thüren von hier aus durch schmale Gänge nach kleineren Zimmern und einer offenen Varanda, woselbst sich die Frauenzimmer unter Tags aufhalten, vollkommen abgesondert und ungestört; meistens werden hier die verschiedenen Mahlzeiten eingenommen. Das vordere Zimmer, es mag groß oder klein seyn, führt den Titel Sala; es ist das schönste im Hause, mit den grellesten Farben ausgemalen, und die Decke, aus gewölbartig zusammengefügten

Brettern bestehend, weiß angestrichen, oder mit vielen Zierathen versehen. Der Fußboden im ganzen Hause ist gebrettert, wodurch die Hitze und das Ungeziefer wesentlich vermehrt werden. Die Einrichtung der Sala ist allenthalben sehr einfach; bei Vornehmern wird der Boden mit einem sehr schön geflochtenen Strohteppiche aus Angola belegt, längs den Wänden stehen Stühle, von inländischem Holze verfertiget und mit Rohr durchflochten, zwischen ihnen ein paar ähnliche Sopha's. An den Pfeilern zwischen den Fenstern sind ein paar Tischchen angebracht, auf welche schöne Blumenvasen von Porcellain gestellt werden; die Wände bleiben ganz kahl, doch zieren bereits einige Reiche ihre Zimmer mit Spiegeln.

Wer die Wohnung eines Eingebornen betritt, bleibt an der Stiege stehen und klatscht ein paar Mal laut in die Hände; sogleich erscheint eine dienende Person an der Thüre, fragt in einem näselnden Tone, was man begehre, *) und fordert, nachdem sie den Besuch angemeldet, zum Heraufkommen auf; ist der Besuch nicht sehr ceremoniöse, so wird man oben von dem Herrn des Hauses mit einer Menge Ver-

---

*) Als Beispiel der brasilianischen Etiquette mag nachstehendes Stiegengespräch gelten, welches in der Wohnung des Aermsten, wie des Reichsten gehalten wird.

Der Besuch klatscht. Diener oben: Quem he? (Wer ist's?) B. O Senhor N. o seu criado (Herr N. ihr Diener). D. Que quer o Senhor? (was will der Herr?) B. Fallar com o dono da casa (mit dem Herrn des Hauses sprechen). D. Spero o Senhor (warte der Herr). D. zurückkehrend: Sube vossa merçé (kommen Euer Gnaden herauf). B. hinaufsteigend: Da licença (mit Erlaubniß). D. Vossa merçe pode entrar (Euer Gnaden können eintreten). B. Com licença (mit Erlaubniß).

beugungen und höflichen Redensarten empfangen, die aufmerksam erwiedert werden müssen; ist aber der Besuch von Bedeutung, so wird er in die Sala geführt, und darf oft eine halbe Stunde warten, bis der Herr vom Hause sich nur einiger Massen angezogen hat, da er gewöhnlich den ganzen Tag in einem sehr weiten und langen Hemde zubringt, die Füße bloß und nur mit Tamangas bekleidet. Sämmtliche Frauenzimmer verlassen, sobald sie klatschen hören und der Besuch angenommen wurde, eiligst die Zimmer, um sich in einen abgelegenen Theil des Hauses zu begeben; darum erlaubt es der Anstand auch nicht, nach ihnen zu fragen, oder das Verlangen zu äußern, ihnen aufzuwarten.

Reinlichkeit wird in allen Häusern vermißt; in denen der Kaufleute und Krämer wagt man nicht einmal den Boden zu scheuern, befürchtend, das Wasser möchte durchlaufen und die Waaren in den Magazinen beschädigen; dadurch häufen sich natürlich Schmutz und Staub, und tragen wesentlich zur Vermehrung des Ungeziefers bei, welches ohnehin in einem so heißen Klima in Menge vorhanden ist. Allenthalben wird man darum von Flöhen, Wanzen, Moskitos, Caratas, Cichos, Scorpionen, Tausendfüßlern, Fliegen, weißen und schwarzen Ameisen, kleinen Eidechsen und großen Spinnen bis zur Verzweiflung gemartert. Einige Engländer kamen auf den glücklichen Einfall, den Boden ihrer Wohnungen im ersten Stocke wie ein Schiffsverdeck kalfatern zu lassen, und genießen nun die Annehmlichkeit, sie reinlich zu erhalten und weniger von den Insekten gequält zu werden.

Der schmutzigste Platz in den Wohnungen der Eingebornen ist die Küche; dort wirthschaften nur Negerinnen, welche von Niemand zur Reinlichkeit angehalten werden; besonders eckelhaft ist ein Kübel, in welchen aller Unrath des Hauses und der Küche geschüttet, und der nicht eher zum Ausleeren

fortgebracht wird, als bis er angefüllt ist. Eine entsetzliche Ausdünstung verbreitet sich von hier aus durch das Haus, und zieht ganze Schwärme Fliegen herbei, welche hier so recht in ihrem Elemente sind, und von Dampf und Rauch betäubt haufenweise in die Töpfe fallen, in welchen die Speisen zubereitet werden; noch besser gefallen sich die Ameisen in diesen Küchen, woselbst sie mit außerordentlicher Gefräßigkeit über jeden Gegenstand, der dahin gebracht wird, herfallen und ihn förmlich überziehen; die Kochende nimmt sich selten die Mühe, diese lästigen Thierchen alle zu entfernen, und bringt sie mit dem Fleische, oder was es sonst ist, in den Topf und dieses mit ihnen auf den Tisch, und oft in solcher Menge, daß ein etwas rasch urtheilender Fremdling leicht verführt werden könnte, zu erzählen, man äße in Brasilien die Ameisen in der Fleischbrühe gekocht.

Uebrigens vermag man selbst in den reinlichsten Häusern diese ungebetenen Gäste nicht gänzlich zu entfernen; man sezt zwar die Füße der Tische in mit Wasser gefüllte Gefäße, um sie abzuhalten; aber nicht selten wissen sie auch dieses Hinderniß zu besiegen; beständiges Aufräumen aller eßbaren Gegenstände, und Aufbewahrung in einem luftigen Behälter, der an einem stets mit frischem Theer bestrichenen Stricke durch eine an der Decke des Zimmers befestigte Rolle auf- und niedergelassen werden kann, leistet noch die besten Dienste.

II.

Lebensmittel. — Klima. — Witterung. — Krankheiten und Aerzte.

Zu den Lebensmitteln, womit die Stadt versorgt wird, gehört vorzüglich Rindfleisch; es ist geschmack= und kraftlos. Die Viehzucht in der Nähe der Stadt ist unbedeutend, und das Hornvieh wird von den Besitzern großer Heerden aus dem Innern, oft hundert bis zweihundert Stunden weit, herbeigetrieben; abgemagert und abgetrieben kommt die Lieferung also in dem öffentlichen Schlachthause an, wo ein Theil manchmal mehrere Tage ohne Futter und Wasser bleibt, bis die armen Thiere die Reihe trifft, getödtet zu werden.

Unter solchen Verhältnissen wird man nirgends in der Welt gutes Fleisch erhalten. Gewöhnlich wird es nur zu Suppen gebraucht; seit aber Metzger von andern Nationen sich hier niedergelassen haben, kann man gegen höhere Bezahlung ziemlich gutes Fleisch erhalten; auf den Tischen der Fremden erscheint es in der Form von Steacks auf englische Weise zubereitet. Viele Einwohner geben dem getrockneten Rindfleische (Carne secca) den Vorzug; die Neger erhalten kein anderes.

Schaffleisch wird selten gegessen; es fehlt in der Provinz Rio de Janeiro an Weiden, und wer im Besitze künstlicher ist, hält einige Schafe zum eigenen Gebrauche; äußerst selten kommen welche aus den entfernteren Provinzen nach der Hauptstadt, darum wird es von den Einwohnern auch nur wenig gesucht. Protestantische Schriftsteller haben sich das Vergnügen gemacht, im vollen Ernste zu erzählen, die

Brasilianer scheuten sich Schaffleisch zu essen, weil das Lamm Gottes die Sünden der Welt übernommen habe.

Kälber werden nie geschlachtet; sie aus großer Entfernung herbei zu bringen, ist beschwerlich, und in der Nähe werden sie sorgfältig aufgezogen.

Schweinefleisch ist sehr beliebt, nicht weil die Einwohner, indem besonders der Speck bei der Zubereitung aller Speisen angewendet wird, zeigen wollen, daß sie weder Juden noch Mahomedaner sind, sondern, weil das Fleisch des Schweines, welches nur mit Mais und schmackhaften Früchten genährt wird, äußerst wohlschmeckend ist, und der Speck, Butter und Schmalz ersezt.

Heimisches Federvieh, als Hühner, Enten und Kalikuten werden in großer Menge verzehrt, und sind im Durchschnitte sehr theuer.

Fische, deren es in den Gewässern von Rio eine große Menge der wohlschmeckendsten Gattungen gibt, wurden früher an den benachbarten Küsten des Oceans gefangen, jezt wird aber auch in der Bai gefischt; obwohl der Fang meistens ergiebig ausfällt, werden die Fische in der Stadt doch sehr theuer bezahlt.

Waizen, überhaupt Getraide, wächst nicht in der Provinz Rio de Janeiro. Er wird theils in Körnern, theils als feines Mehl eingeführt und zu Brod verbacken, welches früher unter die Luxusartikel gehörte. Jezt gibt es nur mehr wenige Familien, welche sich ausschließlich mit dem Mandiak-Mehl begnügen.

Viele unserer Küchengewächse gedeihen in Brasilien, doch

muß der Saamen jährlich gewechselt werden, sonst arten sie aus. Kartoffeln und Rüben kommen nicht fort, oder verlieren ihren eigenthümlichen Geschmack; sie werden vom Auslande zugeführt, pfundweise verkauft, und im Verhältnisse fast eben so theuer bezahlt, als bei uns die seltensten und köstlichsten Früchte.

Das beliebteste Gewächs, welches in ungeheurer Menge gebraucht wird, und bei keiner brasilianischen Mahlzeit fehlen darf, ist eine Gattung Schminkbohnen (Feijão), von welchen nur der reife schwarze Saame gegessen wird.

Die Milch, obwohl man sie zu Kaffee und Thee allgemein begehrt, ist schlecht, sehr theuer, und höchstens etwas besser als Wasser mit Mehl gefärbt.

Butter ist jezt allgemein beliebt, sie wird aus Holland, Großbrittannien und Deutschland gesalzen eingeführt; manchmal kömmt sie schon etwas ranzig an, ohne daß dieß ihrem Kredite schadet, im Gegentheile dem Gaumen der Einwohner trefflich behagt; das eingeführte Oel muß sogar diesen Geschmack haben, wenn es Abgang finden soll, daher das aus Portugal kommende, stets den Vorzug vor dem Italienischen oder Französischen erhält.

Die Früchte, deren Mannigfaltigkeit sehr groß ist, sind vortrefflich; die in Brasilien Einheimischen haben aber einen ganz eigenthümlichen Beigeschmack, an welchen sich der Europäer nicht leicht gewöhnt, desto angenehmer werden ihm Annanas, Melonen, Orangen und Bananen schmecken, welche köstlich sind, und in so großer Menge zur Stadt gebracht werden, daß sich selbst der ärmste Neger nach Wunsch mit ihnen laben kann.

Die Weinrebe durfte, so lange Brasilien eine portugiesische Kolonie war, nicht gepflanzt werden; der Wein, ein bereits allgemeines Bedürfniß, wird daher in so großer Menge aus Europa eingeführt, daß er hier nur wenig theurer ist, als in jenen Ländern dieses Welttheiles, in welchen die Traube nicht gedeiht. Um auf der langen Reise nicht zu verderben, besonders der Hitze der Troppenländer zu widerstehen, werden alle Weine sehr stark mit gutem Fruchtbrandwein vermischt, ein Verfahren, welches nur die portugiesischen Weine von Qualität, ertragen, ohne ihr eigenthümliches Bouquet und ihren Wohlgeschmack zu verlieren.

London sendet zuweilen Porterbier in Flaschen hierher, ganz besonders gebraut, um sich auf der Reise, wie am Lande, ohne daß es nöthig wäre, es an kühlen Orten aufzubewahren, gut zu erhalten.

Rum liefern die inländischen Zuckerfabriken in beträchtlicher Menge; jung ist er äußerst ungesund, wird auch nur von den Matrosen und Negern getrunken.

Das Hauptgetränk in einem so heißen Lande ist daher das Wasser. Die Einwohner erhalten es von den öffentlichen Brunnen, woselbst Jedermann seinen Bedarf unentgeltlich abholen kann; ein großer Theil derselben kauft es von den Wasserträgern, die es den ganzen Tag hindurch in den Strassen ausrufen. Sogleich kann dieses Wasser nicht getrunken werden, da es in offenen, schmutzigen Fäßchen oft weit hergebracht wird, mit Staub bedeckt und ganz erwärmt ist. Das Wasser kömmt dann in große und kleine Gefäße (Talhas), von einer wenig gebrannten, durchlassenden Erdart, woselbst es sich abkühlet, und der Schmutz sich zu Boden sezt. Auch so ist es nicht angenehm zu trinken; Einige mischen es daher mit etwas Wachholderbrandwein, oder be-

reiten eine Limonade, welche kühlend und äußerst wohlfeil ist.

Der Verbrauch an Kaffee ist bedeutend, wird jedoch von dem an Thee aus China übertroffen; die gemeinere Volksklasse zieht den Paraguai-Thee vor.

Das Klima der Provinz Rio de Janeiro kann gesund genannt werden. Die Stadt, zum Theile von hohen Bergen umgeben, welche manchmal den freien Wechsel der Winde hemmen, zum Theile von einem Sumpfe begränzt, mit dessen Austrocknung man sich jezt beschäftigt, ist weniger gesund, als die höher liegenden Theile des Landes; die Hitze ist hier oft außerordentlich, besonders wenn die sonst regelmäßig eintretenden Seewinde einmal ausbleiben, steigt sie im hohen Sommer zu einem fast unerträglichen Grade. Ich habe bei einer solchen Gelegenheit das Reaumürsche Thermometer in der Sonne 41° 42' gesehen, im Schatten zeigt es zu selber Zeit 30° 45'.

Die gütige Vorsehung hat jedoch allen jenen Ländern, die der Sonne näher liegen, erquickende Winde gegeben, die der Sonne folgen, oder vom Ocean her wehen. In Rio trift fast regelmäßig um Mittag der Seewind ein, und weht beinahe bis Sonnenuntergang, dann folgt ein dem Regen ähnlicher Thau, der aber nur kurze Zeit anhält; nun kommen die drückendsten Stunden des Tages, oft ist auch die Nacht wenig kühler. Wenn der Mond in das erste oder zweite Viertel tritt, ist die Luft gewöhnlich rein und heiter, und wirkt der Hitze entgegen; die Nächte sind dann bezaubernd, und wer so glücklich ist, in der Nähe der Stadt ein Landhaus zu bewohnen, wird den Schlummer gewiß so spät als möglich suchen.

Die Jahreszeiten unterscheiden sich von den europäischen

darin, daß das Frühjahr im September, der Sommer im Dezember, der Herbst im März und der Winter im Juni beginnt. Im Frühjahre ist die Hitze mäßig, die Nächte und Morgen oft empfindlich kalt, besonders wenn es ein paar Tage hindurch regnete; gewöhnlich ist aber das Wetter heiter und trocken. Der beginnende Sommer kündiget sich durch öfters überzogenen Himmel und schnell zunehmende Hitze an; von den hohen Gebirgen nördlich von der Stadt, ziehen dunkle Wolken heran, füllen das Becken des Hafens mit Nebel, und entleeren sich endlich, um durch andere Wolken, welche der Seewind herbeitreibt, ersezt zu werden. Dieses ist der Anfang der sogenannten Regenzeit, welche aber keine bestimmte Zeit einhält. Sezt der Regen einmal einige Tage aus, so wird es ungewöhnlich heiß, und die warme, mit Feuchtigkeit geschwängerte Luft schwühl und erstickend. Um diese Zeit zeigen sich die meisten Krankheiten; der plötzliche Wechsel von außerordentlicher Hitze und naßkalter Witterung *) wirkt nachtheilig auf die Gesundheit. Viele Europäer und Eingeborne erhalten einen Ausschlag, der manchmal den ganzen Körper mit Geschwüren bedeckt, aber beinahe jeder Fremde wird um diese Zeit von einem Ausschlage gequält, der in einem unerträglichen Jucken am ganzen Körper besteht; in Deutschland ist dieser Hautausschlag unter dem Namen rother Hund (engl. Pricley Haes) bekannt. Die Einwohner halten ihn für gesund und wünschen sich und anderen Glück, wo sie ihn nur immer gewahr werden.

Gegen das Ende des Novembers füllt sich der Himmel

*) In meinem Tagebuche vom Jahre 1826 finde ich angemerkt, daß das Thermometer am 24. November um ein Uhr Nachmittag im Schatten auf 29° 27′ stand; um fünf Uhr fiel es nach einem heftigen Gewitter mit Platzregen auf 17° und das Hygrometer ging von 52° 15′ auf 98° 20′.

meist gegen Mittag mit anfänglich grauen, sehr elektrischen Wolken, die allmählich dunkelschwarz werden, und sich ganz zur Erde herabzulassen scheinen; kein Lüftchen regt sich, die Gewässer der Bai gleichen einem kleinen Landsee, alle Thiere sind unruhig, wie wenn sie ahndeten, daß die Natur sich zu einem erschütternden Ausbruche vorbereite, und der Mensch vermag in der drückend heißen Luft kaum zu athmen. Zum Glücke dauert dieser Zustand nicht lange; das ferne Rollen des Donners verkündet das herannahende Gewitter; einzelne Windstöße erfüllen die Luft mit Staubwolken, und vereinigen die am Himmel allmählich zu einer Masse; Blitze durcheilen die Luft; endlich folgen sie schneller und feuriger aufeinander, immer rascher antwortet ihnen der Donner, bis die ganze furchtbare Wolkenmasse vereinigt ist: — der Tag verwandelt sich jezt in Nacht, die ganze Atmosphäre scheint auf Augenblicke in Flammen gesezt, die Erde bebt von dem furchtbaren, nimmer endenden Rollen des Donners, die See tobt und bedeckt das Ufer weit hin mit dem Schaume der Wellen, alle Elemente sind im Aufruhre. Endlich scheint das Ungewitter sein Ziel erreicht zu haben, der Donner schweigt auf Augenblicke, ein Blitzstrahl, feuriger als die vorigen, theilt die Wolken und stürzt prasselnd nieder, ihm folgt ein betäubendes, furchbares Krachen, als wollte das Himmelsgewölbe einfallen, dann stürzt der Regen in Strömen herab, jede Strasse wird ein Bach, und die Neger waden zu hunderten umher, um für geringe Belohnung den Fußgehern, die ihre Wohnungen nicht mehr erreichen konnten, ihre Dienste anzubieten. Das Ungewitter legt sich nun bald, und ein paar Stunden darauf ist der Himmel wieder hell und heiter.

Diese herrlichen Naturscenen erneuern sich bis zu dem Beginnen des Sommers beinahe täglich und meistens bei Nacht. Den Eingebornen, die an sie gewöhnt sind, flößen

sie nicht die mindeste Furcht ein; nicht ganz davon befreit sind im Anfange die Fremden, bis sie zur Ueberzeugung gelangen, daß nur selten Unglück entsteht. In einiger Gefahr schweben die im Hafen befindlichen Schiffe, deren hohe Maste nicht immer von den Blitzen verschont werden.

Die Hitze während der Dauer der Sommermonate ist sehr groß *), am empfindlichsten sind aber die Nächte. Ich habe bemerkt, daß Ausländer von allen Ständen, wenn sie gesund in Brasilien anlangten, im Anfange nicht besonders von der Hitze angegriffen wurden, und sich weit weniger schonten, als die Eingebornen; aber im zweiten oder dritten Jahre stellte sich bei den Meisten eine so große Mattigkeit ein, daß sie sich durchaus an die Lebensweise der Brasilianer gewöhnen mußten.

Das Wetter ist während dieser Jahreszeit sehr beständig, und der Luftkreis ungemein rein und helle; die Sonne erhebt sich mit außerordentlichem Glanze, und wenn auch manchmal Wolken aufsteigen, so gleichen sie einem zarten, durchsichtigen Gewebe, das keinen Wechsel auf dem tiefen Blau des Himmelsgewölbes hervorbringt. Wenn die Hitze lange Zeit hindurch ununterbrochen anhält, so erhizt sich die Luft sichtbar, und nimmt jene schwebende Bewegung an, welche man in der Nähe von Glashütten und Hochöfen bemerken kann; alle Gegenstände, auf welche die Sonne unmittelbar einwirkt, sind auf das Höchste erwärmt, besonders die Dächer und das Pflaster, und fällt vor Sonnenuntergang ein plötzlicher Regen, so steigt von ihnen sichtbar ein

---

*) Man verweiset den Leser auf eine am Ende dieses Buches befindliche Witterungs-Tabelle vom Jahre 1823, welche der Verfasser der Güte des Hrn. General-Consuls von Langsdorf verdankt.

starker und lästiger Dampf auf, ganz dem ähnlich, der entsteht, wenn man auf einen künstlich erhizten Ziegelstein kaltes Wasser gießt.

Im Herbste nimmt die Hitze ab; die darauffolgenden Wintermonate sind sehr angenehm; aber die Eingebornen sind gegen die Kühle des Morgens und der Nacht, besonders, wenn der Regen einige Zeit anhält, äußerst empfindlich, obwohl das Thermometer in der Nähe der Hauptstadt schwerlich jemals unter 8 Grad R. herabging; es scheint, daß auch die Atmosphäre empfindlicher, als in gemäßigten Ländern ist, denn ich kann mich erinnern, daß, während ich mich mit einigen Freunden auf der Fazenda des Herrn von Langsdorf aufhielt (29. November 1823) nach einem heftigen Gewitter Schlossen fielen, welche bei längerer Dauer die Pflanzung sehr beschädiget hätten; das Thermometer stand während diesem Ereignisse auf 12° 14′; es gehört übrigens zu den höchst Seltenen. Man hat kein Beispiel, daß es in den nieder liegenden Theilen der Provinz Rio de Janeiro jemals schneite oder fror; auf den höchsten Punkten der Gebirge, die an Minas gränzen, erfriert zuweilen Zuckerrohr, Bananen, Kaffee.

Die abnehmende Hitze und die etwas stockende Vegetation sind die einzigen Kennzeichen des Winters in der erwähnten Provinz; Bäume und Stauden prangen mit dem schönsten Grün, manche blühen sogar oder setzen Fruchtknospen an. Die Regenzeit, welche in tropischen Ländern, besonders in den nördlichen Provinzen Brasiliens, in diese Jahreszeit fällt, ist hier sehr veränderlich, und mancher Winter zeichnet sich durch den heitersten Himmel und anhaltende Trockenheit aus.

Die Witterung ist natürlich auch in Brasilien nicht in

einem Jahre, wie im andern. Manches ist ungewöhnlich heiß und trocken, in manchem scheint der Regen nicht mehr aufhören zu wollen; der Einfluß der dadurch gestörten Ordnung auf die Vegetation aller Gewächse, und das körperliche Befinden der Menschen, zeigt sich auf verschiedene Weise, und übt, wie in andern Ländern, seine verderbliche Einwirkung auf die Erndten des Landmannes und die Gesundheit der Einwohner.

Die Vorsehung gefiel sich, über Brasilien das Füllhorn des Reichthums auszuleeren; die üppigste Vegetation nährt sich mit gierigen Zügen an dem Busen der Mutter Natur, die Eingeweide der Erde bergen die kostbarsten und nützlichsten Metalle, die seltensten Edelsteine, und alle Früchte, mit welchen die Vatergüte des Weltenschöpfers das Menschengeschlecht beschenkte, können auf einem Flächenraume von 140,000 Quadratmeilen *) durch den Fleiß und Willen des Menschen einheimisch gemacht werden.

Die Bewohner dieses glücklichen, herrlichen Landes bleiben überdieß von jenen schrecklichen Naturscenen befreit, welche den Aufenthalt in andern, übrigens gleich begünstigten Ländern der heißen Zone, höchst gefährlich machen. Man kennt in Brasilien weder jene schrecklichen Erdbeben, welche die fruchtbarsten Provinzen in Wüsteneien verwandeln, weder jene wüthenden Orkane, welche nach wenigen Stunden die Früchte vieljähriger Anstrengung zerstören, und den Wohlstand von Tausenden zertrümmern; noch jene bösartigen, ansteckenden Krankheiten, die oft Städte und Gegenden entvölkern, und ganze Generationen hinwegraffen.

Die gewöhnlichsten Krankheiten sind hier die Syphilis,

*) 15 auf den Grad, nach Balbi 140,625 Quadratmeilen.

die Wassersucht, Entzündungs- und Gallfieber, Leberverstopfungen, Unterleibsbeschwerden, ruhrartige Durchfälle, Wechselfieber in sumpfigen Gegenden und die Kindsblattern. Leztere richteten früher große Verheerungen an, und wurden besonders durch die neuangekommenen Negersklaven verbreitet; jezt werden aber diesen, wie allen neugebornen Kindern, die Kuhpocken eingeimpft, und dem Uebel, so weit es die mangelhaften polizeilichen Anstalten erlauben, Einhalt gethan.

Aeußerlich herrschende Krankheiten sind: Augenübel, lästige, oft bleibende Geschwülste, eine Folge plötzlicher Erkältung oder übermäßigen Geschlechtsgenusses, endlich verschiedenartige Hautausschläge, welche eine Folge des immerwährenden Genusses von getrocknetem Salzfleische, oft sehr bösartig werden. Die Elephantiasis und ein unheilbarer Ausschlag, hier Capra genannt, kommen zum Glücke selten vor.

Der Ausländer muß fast ohne Ausnahme dem Klima seinen Tribut entrichten, welcher, bei gehöriger Vorsicht, in einem kurz dauernden Uebelbefinden besteht. Gegen den größten Theil der erwähnten Krankheiten kann sich der Europäer durch große Mäßigkeit in seiner ganzen Lebensweise so ziemlich verwahren; besonders dürften ihm Vorsicht gegen zu große Erhitzung und plötzliche Erkältung, und der Gebrauch der äußerst stärkenden Seebäder am frühen Morgen empfohlen werden.

Der freundliche Tod ist hier nicht viel geschäftiger, als in anderen volkreichen Städten; doch zaudert er nicht lange, seine Beute heimzuführen, und erspart dem Kranken die Leiden eines dauernden Krankenlagers, welche in einem so heißen Lande entsetzlich seyn würden. Die ungeheure Zahl

der Aerzte, welche in Rio de Janeiro wohnen, arbeitet ihm treulich in die Hände, und die Apotheker und Materialien-Händler können seine treuesten Verbündeten genannt werden.

Die Aerzte werden durchgehends Doctoren genannt, obwohl nur sehr wenige die portugiesische Universität besuchten, oder in Frankreich promovirten; die Meisten sind daher höchst unwissend, und bedienen sich der veralteten portugiesisch-medizinischen Werke, welche nicht selten Araber zu Verfassern haben, um mit ihrer Hülfe die Kranken zu behandeln, welche so thöricht sind, sich ihnen anzuvertrauen. Obwohl nun ihren Mitbürgern nicht unbekannt seyn kann, daß sie nur äußerst mangelhafte Studien machten, so stehen sie nichts desto weniger in dem größten Ansehen; begünstiget sie der Zufall nur einiger Maßen, so ist ihr Verdienst der beßte, da eine jede Visite von den Reichen nicht unter 6 mil, und von den Aermeren nicht unter 2 mil Reis bezahlt wird.

Die brasilianischen Aerzte sind, im Geschmacke des Volkes, die größten Schauspieler auf der Weltbühne, und ahmet ihnen der europäische Arzt, der hier sein Fortkommen sucht, nicht gänzlich nach, so dürfte es sehr gefährdet seyn. Die höchste Eleganz in der Kleidung, feierliches, gleichsam in Gedanken verlorenes Einherschreiten, eine bedenkliche Miene am Krankenbette, theilnehmendes und vielfältiges Befragen des Kranken, lange Recepte, deren Abfassung großes Nachdenken zu erfordern scheint — sind unerläßliche Bedingnisse, um sich einen guten Ruf zu erwerben. Unter den Europäern, welchen diese Rolle mit Erfolg zu spielen größtentheils schwer fällt, schicken sich die Franzosen, die nicht ohne Vorübung hieher kommen, am beßten; als Wundärzte erwarben sie bald großen Ruf, denn die Ungeschicklichkeit der Brasilianer in diesem wichtigen Fache übersteigt je-

den Begriff, da ihnen das Studium der Anatomie ganz fremd ist.

Bei einer nothwendigen Operation, welche an einem Kranken in dem kaiserlichen Militär-Spitale vorgenommen werden sollte, both einer meiner Freunde, ein höchst talentvoller Arzt, seine Dienste, und da diese nicht angenommen wurden, seinen chirurgischen Apparat an; aber der Oberarzt, eine Person von großem Rufe und Ansehen, wußte sich auch nicht eines einzigen Instrumentes zu bedienen, und versicherte, er sey gewöhnt, seine Operationen mit dem Canirette (Federmesser) zu machen.

Brasilien ist übrigens das Eldorado der Aerzte; geneset der Kranke durch die Hülfe einer guten Konstitution, so ist dieß eine Folge der trefflichen Behandlung; stirbt er, so wird die Familie, unter ceremoniösen Beileidsbezeugungen, mit der Versicherung getröstet, daß er nicht zu retten war, und daß kein irrdisches Wissen etwas gegen den Willen der Vorsehung vermöge.

Die Menge der Apotheken in Rio wird dem Fremden auffallen; sie sind nichts weiter als kleine, mit brasilianischem Geschmacke ausgepuzte Kaufladen, in welchen holländische Porzellan-Töpfe, mit gelehrten Aufschriften, die weder Doctor noch Apotheker verstehen, und große Flaschen mit vielfarbigem Wasser umherstehen. In den Schubladen befinden sich verschiedene Kräuter und Droguerien, die nicht selten verdorben aus dem Auslande kommen, aber nichts desto weniger zu ungeheuren Preisen an die Kranken abgegeben werden. Das Merkwürdigste im Laden ist der Apotheker und seine Gehülfen, deren Bemühungen, sich wichtig zu machen, wirklich unterhaltend anzusehen sind. Die Barbiere, sehr geschickt in der Handhabung des Rassirmessers

und der Haarscheere, sind auch zugleich Wundärzte. Die Regierung ertheilt das Privilegium, diese Kunst auszuüben, mit unbegreiflicher Sorglosigkeit; ich habe fremde Abentheurer, nachdem sie in allen möglichen Zweigen ihr Glück versucht hatten, plötzlich als Augenärzte auftreten sehen, überhäuft mit Geschäften, da hier sehr viele Menschen an den Augen leiden, die natürlich, von so gänzlichen Laien in der schwierigen Behandlung dieses edlen Theiles, nur Verschlimmerung ihres Uebels erwarten konnten.

Gegenwärtig befinden sich mehrere sehr geschickte ausländische Aerzte in der Hauptstadt, und die Zeit dürfte nicht ferne seyn, wo die Eingebornen nur mehr den erfahrenen und erprobten Aerzten ihre Zutrauen ausschließlich schenken werden; die ungeheure Menge der Quaksalber wird dann nicht länger bestehen können.

III.

Ankunft deutscher Auswanderer und Rekruten, und einer Anzahl wilder Ureinwohner vom Stamme der Botocudos aus dem Inneren Brasiliens.

Man hatte schon lange Schiffe mit Rekruten für das Fremden-Regiment erwartet; endlich langten nach einander mehrere an, mit ihnen viele Familien deutscher Auswanderer, welche mit voller Ueberzeugung, Brasilien wäre das irdische Paradies, den Boden dieses Landes betraten. Die Ersteren wurden sogleich nach den verschiedenen Kasernen gebracht, und wenn es wahr ist, daß ein Theil von ihnen aus den

Zuchthäusern von Meklenburg kam, so kann man wohl sagen, daß ihr Schicksal sich sehr verschlimmerte; denn sie erhielten hier unstreitig mehr Schläge und eine schlechtere Verpflegung, als dort, und die ihnen von den Negern ertheilte Benennung escravos brancos (weiße Sklaven) paßte vollkommen auf ihre Lage.

Die deutschen Auswanderer waren besonders für die Eingeborenen eine merkwürdige Erscheinung. Da sie die Ueberfahrt aus eigenen Mitteln bestritten, so konnte man ihnen den Besuch der Stadt nicht verbieten, und einzelne Abtheilungen glaubten wahrscheinlich, ihr neues Vaterland nicht feierlich genug betreten zu können; im ländlich deutschen Geschmacke zogen sie daher mit ihren Weibern und Kindern, ein paar Geiger an der Spitze, mit schlecht verhaltenen Ausbrüchen der Freude, durch die Strassen der amerikanischen Kaiserstadt, und gaben den erstaunten Brasilianern das Bild einer deutschen Bauernhochzeit. Die Kleidung, die Schwerfälligkeit in Haltung und Gang dieser guten Leute, ihr verblüftes Aussehen bei dem Anblicke so vieler neuen Gegenstände, besonders der halbnackten Neger, die sich hinzudrängten und sie nicht weniger verwundert betrachteten, bildeten einen höchst merkwürdigen Abstand gegen die moderne Kleidung der Einwohner, ihre schöne Haltung, den leichten Gang und ihr gleichgültiges Aussehen. Ich machte bei dieser Gelegenheit meine Betrachtungen, wie doch von dem frommen Sinne unserer Voraltern so gar wenig auf uns herüber gekommen ist, welche gewiß nicht unterlassen hätten, nach einer so weiten und gefahrvollen Reise der gütigen Vorsehung, die sie beschüzte und glücklich an das ersehnte Ziel führte, mit gerührtem Herzen in einem der vielen christlichen Tempel zu danken. Aber die Auswanderer zerstreuten sich, um in den Kneipen der Stadt bei einer Flasche schlechten Branndweines die Mühseligkeiten und Gefahren der Reise zu vergessen.

Merkwürdiger, als die Ankunft unserer Landsleute vom Rheine, deren Klagen später bis über das Weltmeer zu meinen Lesern gedrungen seyn werden, war die eines Stammes der Engeregmons, von den Portugiesen Botocudos genannt. Sie gehörten nicht jenen wilden Botocudos an, welche sich in der Nähe des Rio Belmonte aufhalten, Menschenfresser seyn sollen, und gegen welche ein unerbittlicher Vertilgungskrieg geführt wird. Diese, hier noch nie gesehenen Wilden, wohnen in der Nähe des Rio Doce, in der Provinz Espirito Santo, zwar ganz nach ihrer Weise von Jagd und Fischfang lebend, aber im Frieden mit den benachbarten Pflanzern, welchen sie sich zuweilen nähern, um einige Bedürfnisse, die sie kennen gelernt hatten, gegen Produkte des Waldes einzutauschen. Man hatte sie wahrscheinlich mit List und sanfter Gewalt hieher gebracht, angeblich, um sie mit der Macht und den Reichthümern der weißen Menschen bekannt zu machen, und ihre Neigung zu einem wandernden Leben zu vermindern, mir jedoch wahrscheinlicher, um dem Kaiser und seiner Familie das Vergnügen zu verschaffen, diesen, wegen seiner Wildheit und entstellenden Kennzeichen berüchtigten Stamm der Ureinwohner Brasiliens kennen zu lernen.

Diese Botocudos waren in einem ausgeräumten Magazine des Arsenals auf der Schlangeninsel (Ilha das cobras) untergebracht worden, dort konnte sie Jedermann sehen; das Zuströmen der Neugierigen war daher außerordentlich, und ich ließ es nicht bei einem Besuche bewenden.

Es mochten einige vierzig Personen, Männer, Frauen und Kinder seyn; bekanntlich haben sie die Gewohnheit, die Unterlippe und beide Ohren zu durchlöchern und in diese Theile zuerst kleine Stücke eines leichten zirkelrunden Holzes zu bringen, welche, allmählig größer ausgewählt, diese ungewöhnlich ausdehnen; der Mund wird dadurch besonders ent-

stellt, und die Unterlippe bei Denjenigen, die auf diesen, in ihren Augen herrlichen Schmuck, einige Mühe verwenden, über vier Zoll von den Zähnen entfernt; die Spitzen der Ohrläppchen berühren die Schultern. Von diesem Holze, welches dem Spunde eines Fasses sehr ähnlich ist, der im Portugiesischen botoque auch batoque heißt, erhielten sie ihren Namen. Männer und Frauen waren durchgehends von schönem Wuchse, Erstere von kräftigem, sehr regelmäßigem Körperbau; auch ihre Gesichtsbildung wäre, ohne die entsetzliche Entstellung, angenehm, wie man an einigen acht- bis neunjährigen Knaben und Mädchen, die noch mit keinem Botoque verunstaltet waren, bemerken konnte. Die Haut dieser Kinder war braun, wie es die eines europäischen Südländers seyn würde, der seinen nackten Körper beständig der Glut der Sonne aussezte. Die braunrothe Farbe der Aelteren war unbedingt eine Folge des Anstriches mit rother, mit Mamon-Oel vermischter Tonerde, welcher ihnen, theils als Zierrath, theils als Schutzmittel gegen die Insekten der Wälder dient, und der sich allmählig innig mit der Haut vermischt. Bekanntlich gedulden die meisten Nationen der amerikanischen Wilden außer dem Haupthaare kein anderes an irgend einer Stelle ihres Körpers.

Als ich die Botocudos zuerst sah, hielten sie eben ihr Mittagsmahl, welches aus getrocknetem Fleische, gekochten schwarzen Bohnen, Mandiok-Mehl und etwas Branndwein bestand; sie aßen hastig und außerordentlich viel; als sie gesättiget waren, gingen sie an das Ufer, um Gesicht und Hände zu waschen. Jezt erst bemerkte ich, daß man ihnen ihren Lippen- und Ohrenschmuck genommen hatte, wodurch sie ein gräßlich-eckelhaftes Aussehen erhielten; die Unterlippe, der die gewöhnliche Stütze fehlte, hing weit über das Kinn herab und entblößte die Zähne und das Zahnfleisch gänzlich, so daß es den Anschein hatte, als hätten sie den Untertheil des

Gesichtes mit einem cirkelrund geschnittenen Stücke frischen Fleisches bedeckt, und die gewaltigen Ohren, an welchen der große Ring, welchen sonst der Botoque ausfüllte, besonders auffiel, schwebten bei jeder Bewegung hin und her, und legten sich manchmal über einen Theil ihres Gesichtes. Die, gleich den Männern, nur nothdürftig bedeckten Weiber waren besonders häßlich, und eine schon bejahrte Frau schien mir der Inbegriff von Allem, was die Erde Abschreckendes besitzen kann.

Einige Personen brachten ihnen verschiedenes Spielwerk, den Weibern Glasperlen u. s. w., aber zu unserem Erstaunen nahmen sie, was man ihnen gab, ohne das mindeste Zeichen der Freude oder der Erkenntlichkeit; es gelang einigen niederträchtigen Menschen, trotz dem strengen Verbothe, ein oder das andere ihrer Kinder auf die Seite zu bringen, die ihnen, als es bekannt wurde, wieder zugestellt werden mußten; aber sie äußerten bei ihrem Verluste, wie bei ihrem Wiederfinden weder Schmerz noch Freude.

Nachdem man diese wahrhaft wilden Menschen einige Zeit gefüttert und angestaunt hatte, wurden sie wieder nach ihren heimathlichen Wäldern gebracht; vorher beschenkte man die Frauen mit farbigen Tüchern, die Männer mit rothen Matrosen-Hemden, Hosen und dreieckigen Hüten; man war jedoch vergebens bemüht, sie zu bereden, die Beinkleider anzuziehen. Ich überlasse es dem Leser, sich ein Bild zu entwerfen, wie diese Leute in ihrer neuen Tracht aussahen.

IV.

Besuch des Ständehauses.

Um das Mißtrauen des brasilianischen Volkes gegen die politischen Absichten der Regierung zu heben, sahen der Kaiser und seine vertrautesten Rathgeber sich genöthiget, die Vertreter sämmtlicher Provinzen Brasiliens nach der Hauptstadt zu berufen und ihnen den Entwurf zu einer Verfassung für das neue Kaiserreich zur Berathung vorzulegen. Diese Versammlung nahm den Titel Assemblea Constituinte e legislativa an, und wurde den 3ten Mai 1823 von dem Kaiser feierlich eröffnet.

Die Verhandlungen wurden öffentlich in einem zur kaiserlichen Residenz gehörigen Saale gehalten, der schön und zweckmäßig verziert war; das Volk hatte freien Zutritt auf den Gallerien, welche stets mit Wißbegierigen überfüllt waren.

Aber auch Derjenige fand hier volle Befriedigung, der keinen entschiedenen Antheil an den politischen Angelegenheiten des Landes nahm, und welchen Neugierde allein auf die Gallerie führte.

Die General=Versammlung der brasilianischen Abgeordneten bot einen höchst interessanten Anblick dar. Es ist schon bemerkt worden, daß die den Portugiesen angeborne Würde in allen ihren Bewegungen, und die Gabe, sich in einer Sprache, die schon vor dreihundert Jahren in ihrer vollen

Ausbildung stand, höchst beredet auszudrücken, auf ihre amerikanischen Abkömmlinge überging. Unter den drei und siebenzig Abgeordneten der neunzehn Provinzen des ungeheuren Reiches war daher nicht Einer, welcher der wichtigen Stelle, die er bekleidete, nicht vollkommen gewachsen schien. Das Volk, welches, wenn Intriguen und Umtriebe keinen Einfluß auf seine Gesinnungen ausüben können, allenthalben mit trefflichem Takte seine Vertreter zu wählen versteht, hatte größtentheils Männer hieher gesendet, welche in gänzlich unabhängigen Verhältnissen weder Gunstbezeugungen von der Regierung zu suchen hatten, noch den mächtigen Einfluß, welchen höhere Beamte durch ihre Untergeordneten in einem kleinen Lande ausüben, befürchten durften. Obwohl für die persönlichen Fähigkeiten des Kaisers sehr eingenommen und ihm aufrichtig ergeben, betrachten sie ihn doch als den Mann der Volkswahl, und hielten den gegenwärtigen Augenblick für den allein günstigen, dem Volke seine heiligsten Rechte zu sichern, der Willkühr Schranken zu setzen und die Gesetze über den Thron zu erheben, ohne dadurch den Fürsten, der ihn zierte, zu einem Schattenbilde zu erniedrigen. Der junge feurige Kaiser hatte nämlich in der jüngsten Zeit, nicht immer von patriotischen Rathgebern geleitet, eine äußerst willkührliche Strenge gegen freidenkende Bürger gezeigt und die Neigung nur wenig verborgen, sich ohne die mindeste Einschränkung des ganzen Vorrechts der höchsten Macht zu bedienen.

Dagegen anzukämpfen, war der entschiedene Vorsatz der General-Versammlung. Es ist nicht abzuleugnen, daß einige Abgeordnete, besonders aus den nördlichen, den amerikanischen Freistaaten zunächst gelegenen Provinzen, ehrgeizige Absichten und selbstsüchtige Plane unter dem Deckmantel des Liberalismus verbargen; die Mehrzahl war jedoch gut gesinnt, und das Wohl des Vaterlandes lag ihnen aufrichtig am Herzen.

Der Kaiser und seine Minister rüsteten sich zum kräftigen Widerstande; es ergiengen wiederholte Ermahnungen an die Generalversammlung, den Freiheitsschwindel des Volkes nicht zu nähren. Eine bedeutende Militärmacht wurde in der Nähe der kaiserlichen Quinta versammelt, beständig von dem Kaiser in den Waffen geübt, und um die Truppen bei guter Stimmung zu erhalten, der Sold der Offiziere und Gemeinen erhöht. Aber die Abgeordneten wankten nicht einen Augenblick; anstatt sich mit Rangstreitigkeiten und erbärmlichen Kleinigkeiten zu beschäftigen, arbeiteten sie eifrig und mit glühendem Feuer an den Grundzügen der Landesverfassung; und wahrscheinlich im festen Vertrauen auf eine thätige Mitwirkung des Volkes und der Ergebenheit eines bedeutenden Theiles der Truppen, wurde in einer lebhaften Sitzung (am 29. Juli) mit überwiegender Stimmen-Mehrheit entschieden, daß die Beschlüsse der General-Versammlung selbst dann in volle Kraft treten sollten, wenn auch der Kaiser ihnen seine Zustimmung verweigern würde. Die Spannung zwischen Volk und Regierung nahm von diesem Augenblicke zu, und es schien sich eine Catastrophe zu bereiten, deren Ausgang wir später erzählen werden.

V.

San Christovão. — Die kaiserliche Familie. — Hofleben.

Eine halbe Stunde westlich von der Hauptstadt, und gleichsam mit dieser zusammenhängend, befindet sich das Kirchspiel S. Christovão. Vor dreißig Jahren stand hier

noch undurchdringlicher Wald, jezt erheben sich auf derselben Stelle schöne Wohnungen, unter ihnen ist das kaiserliche Lustschloß Boa Vista (a imperial Quinta de Boavista) die Bedeutendste. Vor der Ankunft des Königs von Portugal hatte ein wohlhabender Kaufmann auf einer Anhöhe, etwas entfernt von der Strasse nach Minas und S. Paulo ein Haus gebaut, nicht ahndend, den Grund zu der Residenz der Beherrscher von Brasilien zu legen. Es wurde ihm die Ehre, einige Zeit nach der Landung des portugiesischen Hofes, von dem damaligen Prinz-Regenten Don Juan, besucht zu werden. Die Sitte gebot demselben bei des Prinzen Entfernung die Schlüssel des Hauses zu überreichen; der Prinz, der nebst seiner Familie fast ohne Wohnung war, nahm sie an, und entschädigte seinen Unterthan auf eine seiner würdige Weise. Seitdem wurde die bescheidene Wohnung eines Bürgers wiederholt erweitert; ein rundes und mehrere viereckige Gebäude mit den Aelteren in Verbindung gebracht, das Ganze gelb angestrichen, und leider das Muster einer geschmacklosen Bauart aufgestellt. Das Innere des Schlosses unterscheidet sich eben so wenig von der Wohnung eines gewöhnlichen Privathauses, die Zimmer und Säle sind schlecht eingetheilt, die Gänge dunkel und enge, und die Treppen schmal und unbequem. Die Zimmer der Kaiserin hatten sogar die Aussicht auf die Stallungen.

Ordnung und Reinlichkeit wurden allenthalben vermißt, und die Spuren einer afrikanischen Wirthschaft waren nur zu bemerkbar. Betritt man jedoch die Kolonaden, oder Varandas, welche durch Glasfenster geschlossen werden können, so weilt das Auge auf einer der schönsten Gegenden der Erde, und genießt eine unaussprechlich schöne Aussicht.

Der Kaiser bewohnt jezt die Quinta fast ausschließlich mit seiner Familie, und kömmt nur an den Cour- und

Galla=Tagen nach seinem Pallaste in der Stadt. Für die Umgebung von Boa Vista ist bisher noch nicht das Mindeste geschehen, die zu Gartenanlagen bestimmten Plätze sind mit Angela=Gras bepflanzt, womit der kaiserliche Marstall versehen wird, und mit üppig und wild aufgeschossenen Hecken umgeben. Dicht am Schlosse steht ein Tellegraphe, der mit den übrigen der Umgegend correspondirt.

Don Pedro I., Kaiser von Brasilien, vermählt seit dem 13. Mai 1817, mit der Erzherzogin von Oesterreich: Maria Leopoldina, ist Vater von fünf Kindern.

Dona Maria da Gloria, geboren den 4. April 1819.

D. Januaria, geboren den 11. März 1821.

D. Paula Mariana, geboren den 17. Febr. 1823.

D. Franziska Karolina, geboren den 2. August 1824.

D. Pedro de Alcantara, Kronprinz, geboren den 2. Dezember 1825.

Die Kaiserin, geboren den 22. Januar 1798, und in demselben Alter, wie ihr erhabener Gemahl, sieht ihrem kaiserlichen Vater sehr ähnlich; das Klima Brasiliens hat einigen Einfluß auf ihre Gesichtsfarbe und Gestalt ausgeübt, so zwar, daß die Kaiserin keinen Anspruch auf Schönheit machen kann. Dagegen werden diejenigen, welche gleich mir so glücklich waren, Ihrer Majestät zu nahen, nie ermüden, die ungemein gnädige, ja herzliche Weise zu rühmen, mit welcher sie empfangen wurden.

Das Benehmen der Kaiserin in ihrem Pallaste, oder wenn Sie öffentlich erschien, war dasselbe, welches die wackeren Bewohner der österreichischen Hauptstadt mit begeisterter Liebe an die Familie ihres Beherrschers fesselt, und welches

so ganz im Einklange mit der Gutmüthigkeit des Deutschen steht; die Brasilianer an die Etiquette des portugiesischen Hofes gewöhnt, wußten es nicht zu würdigen.

Die Entschlossenheit der Kaiserin wurde schon in Wien sehr gerühmt, und in der That gehörte kein gewöhnlicher Muth dazu, Eltern und Vaterland zu verlassen, und eine lange und gefahrvolle Reise nach einem Lande zu unternehmen, welches damals noch zu denen in Europa fast unbekannten gehörte. Gattin eines feurigen, rastlos thätigen Prinzen, der sich später der schwierigen und gefahrvollen Aufgabe unterzog, unter revolutionären Stürmen der Beherrscher eines unermeßlichen und neu geschaffenen Reiches zu werden, theilte die Kaiserin, im ganzen Sinne des Wortes, seine Anstrengungen und Entbehrungen. Man sah sie ganze Tage an des Kaisers Seite zu Pferde, mit bewunderungswürdiger Ausdauer dem Klima und dem Ungestümme der Witterung trotzen, und selbst auf Reisen, welche den abgehärtetsten Europäer ermüdet hätten, wich sie nicht einen Augenblick von ihrem Gatten.

Die Kaiserin beschenkte ihren Gemahl mit gesunden, schönen Kindern, welche in ihrer erhabenen Mutter, unstreitig die gebildetste und unterrichtetste Frau ihres Reiches, eine höchst liebevolle Pflegerin besassen, und später eine treffliche Erzieherin gefunden haben würden.

Man rühmt ganz besonders die Langmuth und Geduld dieser Fürstin; Tugenden, welche einige einem phlegmatischen Temperamente, andere philosophischen Ansichten zuschreiben, und findet Dieselbe darum besonders geeignet, die Gattin eines Fürsten zu seyn, der es nicht an Gelegenheit fehlen läßt, diese Tugenden häufig auszuüben. Es ist die Meinung einiger Personen, daß die Kaiserin stets zu wenig be=

müht war, sich einigen Einfluß an einem Hofe zu sichern, an dem es, trotz seiner Neuheit, nicht an Intriguen fehlt, wodurch sie manchmal in eine passive Lage versezt wurde, welche sich mit ihrer fürstlichen Würde und ihrer erhabenen Abkunft nicht vertrug.

Von den kaiserlichen Kindern verspricht das älteste, Dona Maria, sehr schön zu werden, sie trägt die Züge ihres kaiserlichen Vaters, und hat die blauen Augen und blonden Haare ihrer erhabenen Mutter; die geistigen Anlagen dieser vielversprechenden Prinzessin sollen mit den glänzenden Eigenschaften ihres Körpers übereinstimmen.

Nicht minder lieblich sind die übrigen; sie wurden sämmtlich von deutschen Ammen, meistens Frauen der Kolonisten von Neu-Freiburg gestillt; — möchten sie mit der gesunden, kräftigen Nahrung, die sie erhielten, auch Wohlwollen für ein Volk eingesogen haben, welches vielleicht einst einen nicht unbeträchtlichen Theil der Bevölkerung Brasiliens ausmachen dürfte.

Unter den politischen Ereignissen, an welchen unser Jahrhundert so überreich ist, hat vielleicht früher keines die Aufmerksamkeit der Welt so sehr auf sich gezogen, als die Begebenheiten Südamerikas, eines unermeßlichen Continents, in dessen ausschließlichen Besitz sich bisher zwei europäische Mächte getheilt hatten, die Quelle ihres Reichthumes und ihrer Macht, welche nun für sie unwiderbringlich versiegt ist. Wie durch einen Beschluß des Schicksales sahen wir die Fahne der Freiheit von dem größten Theile der Bewohner Amerikas aufgepflanzt, nur Brasilien zog es vor, unter der Aegide einer monarchisch-repräsentativen Verfassung zu bleiben. Die Wahl des Volkes erhob einen Prinzen aus dem alten Hause, welches Jahrhunderte über Bra-

silien geherrscht hatte, auf den neu geschaffenen Thron und Don Pedro von Braganza wurde Kaiser von Brasilien.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die persönlichen Eigenschaften dieses jungen Fürsten einen großen Einfluß auf den Entschluß des Volkes übten, von welchem ein Theil geneigt war, dem Beispiele der spanischen Kolonien zu folgen und Brasilien zu einer Republik zu erheben.

Der größte Theil meiner Leser kennt D. Pedro aus den Beschreibungen der öffentlichen Blätter, welche genöthiget, den Berichten ihrer Correspondenten zu vertrauen, bald in die lärmende Trompete eines übertriebenen Lobes stoßend, bald strengen Tadel äußernd, das Publikum eher irre machten, als es zu einem richtigen Urtheil über den Charakter und die Fähigkeiten des Kaisers leiteten, der mit allem Rechte die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die, wenn auch schwache Stimme eines Privatmannes, der mehrere Jahre in Brasilien, und öfters in der Nähe des Hofes zubrachte, dürfte darum als Beitrag zur näheren Kenntniß eines Fürsten gehört werden, welchem, wenn ihm an dem günstigen Urtheile seiner Zeitgenossen und der Nachwelt liegt, ein ehrenvoller Platz in den Büchern der Weltgeschichte nicht entgehen kann.

Don Pedro, Prinz von Brasilien, geboren den 12. Oktober 1798, kam im Jahre 1808 mit seinen königlichen Eltern und Geschwisterten nach Brasilien. Seine, wie seines Bruders D. Miguels, Erziehung wurde im höchsten Grade vernachlässiget, welches um so mehr zu bedauern ist, da beide Prinzen, aber besonders D. Pedro, ausgezeichnete geistige Fähigkeiten verriethen. Sich selbst und einem Führer überlassen, der mehr ihr Buffone als ihr Aufseher war, wendete sich ihre Neigung anfangs ausschließlich körperlichen

Uebungen zu, welche übrigens dem äußerst lebhaften Gemüthe und der Wißbegierde des Kronprinzen nur kurze Zeit genügten.

Während keine weidende Heerde in der Umgebung von Rio de Janeiro vor den Angriffen D. Miguels sicher war, widmete sich D. Pedro mit besonderer Vorliebe der Musik; Herr Neukomm, Meister der königlichen portugiesischen Kapelle, des großen Haydens bester Schüler, wurde sein Lehrer und hatte alle Ursache, sich der Fortschritte seines fürstlichen Zöglinges zu erfreuen, von welchem einige Kompositionen die Spuren keines gewöhnlichen Talentes tragen.

Der Kronprinz benützte endlich die Anwesenheit einiger portugiesischer Generale, welche unter Wellington gegen die Franzosen gefochten hatten, und betrieb das Studium der Kriegskunst mit großem Eifer.

Im Jahre 1817 vermählte sich D. Pedro mit einer Tochter des mächtigen Hauses Habsburg; er erhielt dadurch Ansprüche auf die Theilnahme an der Regierung, aber die Intriguen der Minister hielten ihn davon entfernt; doch nahte der Augenblick, der ihm Gelegenheit verschaffen sollte, glänzende Beweise seiner Thatkraft zu geben.

Die Revolution von Oporto (1820) wirkte ansteckend auf die portugiesischen Truppen in Brasilien. Sie proklamirten 1821 die Konstitution des Mutterlandes zuerst in Bahia, und einige Tage später in der Hauptstadt.

Der König und seine Familie beschlossen zitternd, die Konstitution zu bewilligen, und der Kronprinz übernahm es, die versammelten Truppen davon in Kenntniß zu setzen; allein und zu Pferde erschien er unter ihnen, und holte sodann

den König von Christovão ab, um die Konstitution zu beschwören. Vier Wochen später verließ Don Juan Brasilien, nachdem er seinen Sohn zum Prinz-Regenten von Brasilien ernannt hatte.

Don Pedro befand sich in einer der schwierigsten Lagen; er hatte zugleich gegen die Anmaßung der Truppen, die Uneinigkeit der Minister, und gegen die verschiedenen Partheien im Volke anzukämpfen. Der öffentliche Kredit war ganz gesunken, weil der König und eine große Menge reicher Portugiesen, die mit ihm zurückkehrten, fast alles baare Geld eingeschifft hatten, die Provinzen keines schickten, und die öffentlichen Kassen vollkommen leer waren. Aber bald mehrte sich noch das drückende Verhältniß des Regenten, als die Cortes in Lissabon die Absicht nicht mehr länger verhehlten, Brasilien unter den alten Druck des Kolonial-Systems zu bringen, und den Prinzen nach Portugal zurückriefen. Die Gährung im Volke war auf das höchste gestiegen; Pernambuko hatte bereits die portugiesischen Truppen verjagt, und in Bahia ist ein ähnlicher Versuch gewagt worden, der jedoch mißlang; die Parthei der Republikanischgesinnten in der Hauptstadt verbarg ihre Absichten nicht länger, und man schien nur auf die Abreise des Prinz-Regenten zu warten, um die Fahne der Unabhängigkeit aufzupflanzen.

Der Prinz konnte sich daher unmöglich verhehlen, daß er allein im Stande sey, Portugal seine amerikanischen Besitzungen zu erhalten; aber auch nicht, daß ihm ein schwerer, zweifelhafter Kampf bevorstehe, wenn er bliebe; wer kann es ihm verdenken, wenn er einen Augenblick schwankte?

Die gut gesinnten Bewohner der südlichen Provinzen, und die Feinde der Anarchie vereinigten sich indessen, den Prinz-Regenten zu bewegen, in Brasilien zu bleiben; er gab

ihren Vorstellungen nach, und erndtete den ersten Lohn seines männlichen Entschlusses durch den allgemeinen Jubel, durch die an Anbetung gränzende Liebe des Volkes.

Die Lage, in welcher sich der Prinz von diesem Augenblicke angefangen befand, erforderte Klugheit, rasches und kräftiges Handeln, und den ganzen Aufwand moralischer und physischer Kraft, dessen ein Mensch fähig ist.

Don Pedro de Alcantara vereinigte in seiner Person Eigenschaften, wie sie Demjenigen fast unbedingt nöthig sind, der in der wichtigen Epoche, die damals für Brasilien begann, entscheidend auftreten wollte.

Männlich schön gebildet, in der Blüthe des menschlichen Alters, gab ihm die Natur einen äußerst kräftigen Körper und eine unverwüstliche Gesundheit; seit seinem zwölften Jahre in Brasilien, beständig im Freien, lernte er schon frühe die Beschwerden eines tropischen Climas ertragen; gleichgültig gegen die Freuden der Tafel, höchst mäßig, gewöhnt an die Nahrung und Lebensweise des Landes, unterzog er sich allen Arten von Entbehrnngen spielend; ein geübter Reiter, konnte der Prinz ganze Tage zu Pferde zubringen, ohne zu ermüden, und die Gluth der Sonne ertragen, ohne zu ermatten.

Don Pedro besizt endlich jenen Reichthum an gesundem Verstande, der manchmal eine sorgfältig wissenschaftliche Erziehung ersezt, eine schnelle Fassungsgabe und einen festen, durchaus furchtlosen Charakter; die beste Stütze dieser Eigenschaften in seiner damaligen Lage war aber sein Name und seine legitime Abstammung von einem alten Fürstenhause, dem die Bewohner Brasiliens seit Jahrhunderten unbedingt gehorcht hatten. Ohne diesen Nimbus der angebornen fürst-

lichen Würde, dem die Kabinete aus politischen Gründen und die nicht republikanischen Bewohner aller Länder aus angeerbter Gewohnheit huldigen, wäre übrigens Don Pedro vielleicht mit eben so geringem Erfolge auf der politischen Weltbühne aufgetreten, als manche Männer von den seltensten Talenten, welche es wagten, die Hand nach einer Krone auszustrecken, auf welche ihnen ihre Abkunft keine Ansprüche gab.

Der scheinbare Ungehorsam des Prinzen gegen die Beschlüsse der Cortes von Lissabon bewaffnete sogleich die portugiesische Parthei gegen ihn, deren Truppen in Rio de Janeiro Miene machten, denselben mit Gewalt von Brasilien zu entfernen.

Der Prinz blieb nicht auf halbem Wege stehen; indem er den Bewohnern der nördlichen Provinzen Brasiliens Befehl ertheilte, die portugiesischen Truppen mit Gewalt zu vertreiben, sezte er sich selbst an die Spitze der brasilianischen Milizen und drängte die feindliche Garnison so lange, bis sie kapitulirte, sich einschiffte und nach Portugal zurückkehrte. Don Pedro gab bei dieser Gelegenheit Beweise eines an Kühnheit gränzenden Muthes und brachte der Parthei, welcher er sich anschloß, ein großes Opfer; er verlor seinen damals noch einzigen Sohn Don Juan Pedro, welcher auf dem Schooße seiner nach Sta. Cruz flüchtenden Mutter starb. — Bald darauf erschien eine portugiesische Eskadre, welche der bisherigen Garnison Verstärkung zuführen sollte; Don Pedro brachte es dahin, daß sie unverrichteter Dinge wieder absegelte. Dann eilte er, nur von ein paar vertrauten Offizieren begleitet, nach der Provinz Minas, stellte sich an die Spitze einer Abtheilung eilig versammelter Freiwilligen, führte sie nach der Hauptstadt Villa=Ricca, zerstreute die portugiesische Parthei, welche sich seinen Befehlen widersezte, und traf

wieder in Rio de Janeiro ein, als man ihn noch kaum in Villa=Ricca angekommen glaubte.

Die Erschöpfung der Kassen und die außerordentlichen Mißbräuche, welche bei der Staats=Verwaltung eingerissen waren, bewogen den Prinz=Regenten zuerst in seinem Hause, dem Sitze einer grenzenlosen Verschwendung, bedeutende Veränderungen vorzunehmen; dann wendete er seine Aufmerksamkeit den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung zu.

Die Verhandlungen des Prinzen mit den Cortes in Lissabon bewiesen deutlich, daß er weit entfernt war, das natürliche Band zerreissen zu wollen, welches ihn an Portugal knüpfte; er begehrte allein die Beibehaltung einer Central=Regierung in Brasilien und gleiche Privilegien mit dem Mutterlande. Aber die Verblendung der Cortes arbeitete seinen Bemühungen auf alle Weise entgegen, die brasilianischen Abgeordneten kehrten, auf das höchste gegen ihre despotischen Entschlüsse erbittert, in ihr Vaterland zurück, das Volk theilte ihren gerechten Unwillen, und da die Drohungen der Cortes selbst den Prinzen nicht verschonten, so blieb ihm nichts mehr übrig, als dem stürmischen Verlangen des Volkes nachzugeben und die Unabhängigkeit Brasiliens öffentlich zu erklären.

Die Mehrzahl der Provinzen bot ihm die Krone des Kaiserreiches an, und am 1sten December 1822 setzte er dieselbe sich und seiner Gemahlin auf das Haupt. Die erste Handlung des Kaisers war, sich seine Würde zu sichern. Er organisirte die Armee, legte den Grund zu einer Flotte und gab Befehl, ein Fremden=Corps zu seiner eigenen Sicherheit zu errichten. Größtentheils von Portugiesen umgeben, welche den Haß der Brasilianer in vollem Maße erwiederten und den

jungen Fürsten, vielleicht absichtlich, zu ungeeigneten Maßregeln und dem Mißbrauche seiner Gewalt verleiteten, zeigte derselbe eine ungewöhnliche Strenge gegen diejenigen, die es nur entfernt wagten, sein Verfahren zu mißbilligen. Die Freiheit der Presse wurde unterdrückt, die Logen der Freimaurer, nachdem der Kaiser die Würde eines Großmeisters angenommen hatte, plötzlich geschlossen, einige ihrer Mitglieder mit willkührlicher Strenge verfolgt, und weit entfernt, das System einer liberalen constitutionellen Regierung zu befolgen, schien der Kaiser mit absoluter Gewalt über Brasilien herrschen zu wollen.

Das Volk, welches sich in seinen zum Theil überspannten Erwartungen getäuscht sah, und aufgereizt durch die Agenten einer republikanischen Parthei, verbarg nicht länger seine Unzufriedenheit, selbst die Truppen schienen sich demselben anschließen zu wollen.

In dieser kritischen Lage blieb dem Kaiser nichts übrig, als einige seiner verhaßten Rathgeber von seiner Person zu entfernen, einen vom Volke geliebten Mann an die Spitze des Ministeriums zu stellen, eine gesetzgebende Versammlung aus allen Provinzen des Reiches zusammen zu berufen und die Grundlagen einer Constitution ihrer Prüfung und Entscheidung zu unterwerfen.

Wir werden im Laufe dieser Erzählung Gelegenheit haben, über die weitere Handlungsweise des Kaisers zu berichten, und wollen uns jezt nur noch mit seinem Privat-Charakter beschäftigen.

Wenn man die ausgezeichnete Erziehung, welche heut zu Tage europäische Fürstensöhne erhalten, mit der vergleicht, welche Don Pedro zu Theil wurde, und seine Leistungen be-

trachtet, seitdem er selbstständig ist, so kann man nicht umhin, diesen jungen Fürsten zu bewundern, der, was er ist, allein sich selbst verdankt, und welcher unter anderen Verhältnissen einer der größten Männer geworden wäre, die jemals einen Thron zierten.

In seinen häuslichen Verhältnissen bemüht sich der Kaiser, so viel als möglich alles von sich zu entfernen, was ihn an die Bürde seines hohen Ranges erinnert, und gefällt sich, mit der Ruhe eines Privatmannes zu leben. Als der Verfasser im Jahre 1824 nach dem kaiserlichen Lustschloße Boavista ging, um Sr. Majestät der Kaiserin seine Ehrfurcht zu bezeugen, wozu jedem Fremden der gerade Weg offen stand, wurde er durch einen Aufseher der vor dem Schlosse arbeitenden Neger nach einem Eingange gewiesen, der zu einer schmalen Treppe, und von da nach den Gemächern der Kaiserin führte. Im Hinaufsteigen kam ihm ein Mann entgegen, der einen großen Strohhut, eine weiße Jacke, derlei Pantallon und Holztoffel (Tamangas) trug, auf dem Arme aber ein liebliches Kind hatte, welches mit seinen kleinen Händchen in des Mannes starkem Backenbarte wühlte, der unter dem Kinne zusammen ging, und welcher sogleich den Verfasser etwas barsch und in portugiesischer Sprache fragte, was er hier wolle; — es war der Kaiser mit der Prinzessin D. Paula Marianna. Auf die in portugiesischer Mundart gegebene Antwort erwiederten Se. Majestät sehr gnädig, daß die Kaiserin jezt nicht zu sprechen wäre, und geruhten, sich mit der größten Herablassung nach dem Vaterlande und den Verhältnissen des Verfassers zu erkundigen; nachdem Se. Majestät demselben die Hand zum Kusse gereicht, hatten Sie die Gnade, ihn ein andermal hieher zu bestellen.

Etwas sorgfältiger, aber mit geringer Abänderung gekleidet, kann man den Kaiser jeden Morgen bald nach

Sonnenaufgang in der Umgegend seines Schlosses, oder zu Pferde sehen, häufig eines seiner Kinder, die er außerordentlich liebt, an der Hand, oder auf dem Arme.

Wenn derselbe keine Uebungen mit den Truppen vornimmt, arbeitet er mit seinen Ministern. Bei Tische wird derselbe und seine erhabene Gemahlin mit der größten Etiquette stets knieend bedient, genießt wenig und verweilt nur kurze Zeit.

Aeußerst lebhaft und unermüdet thätig sieht man den Kaiser bald darauf wieder zu Pferde entweder sich in vollem Staate nach der Residenz begeben, oder im einfachen bürgerlichen Kleide, bald in dem Arsenal der Marine, bald vor öffentlichen Bauten die Arbeiter ermuntern.

Es wurde schon bemerkt, daß der Kaiser nach der Abreise seines königlichen Vaters die größte Sparsamkeit in seinem Haushalte einführte; von der Nothwendigkeit dieser Maßregel durchdrungen, verschmähte er nicht, alle Rechnungen selbst durchzusehen, und man erzählt, daß er entdeckten Betrug seiner Hausoffiziere und jener Handwerker, welche für das kaiserliche Haus Lieferungen zu machen haben, nach der Weise seines großen Namensverwandten zu ahnden pflege.

Die Betheiligten, welche bei der unerhörten Verschwendung, die an dem kaiserlichen Hofe herrschte, sich allerdings sehr wohl befanden; der Troß müßiger Diener, welche dort gefüttert und nun abgedankt wurden, erhoben natürlich ein entsetzliches Geschrei, vergötterten den vorigen Beherrscher, und klagten den gegenwärtigen eines unwürdigen Geizes an, und das Volk, vergessend, aus welchem Beutel die übermäßige Freigebigkeit mancher Fürsten schöpfet, stimmte treulich in die Jeremiade ein. Es wäre sehr zu wünschen, der

Kaiser möchte den Finanzen, dem Hauptnerv des Staates, dieselbe Aufmerksamkeit wie seinem Hause zuwenden, und mit der ihn auszeichnenden Kraft gegen die in allen Zweigen der Staatsverwaltung herrschende Bestechlichkeit und Verkäuflichkeit einschreiten; aber leider scheint dieses empörende System unersättlicher Staatsdiener sich unter seinen Augen des besten Gedeihens zu erfreuen.

Die Gegner des Kaisers machen ihm den Vorwurf, daß er an verdienstlose Personen, welche sich sein Wohlwollen zu erwerben wußten, hohe und wichtige Staatsämter ertheile; übrigens bemerkt man, daß seine Günstlinge, mit welchen er so oft wechselt, wie mit den Schönen, welche ihn zu fesseln wußten, bisher noch keinen Einfluß auf seine Handlungsweise erhielten.

Man sagt, der Kaiser leihe selbst der übertriebensten Schmeichelei ein williges Ohr; wenn man ihn nun auch von dieser menschlichen Schwäche nicht frei sprechen kann, so ist aber auch die Behauptung nicht zu gewagt, daß wohl nur wenige Menschen unter ähnlichen Verhältnissen demselben Fehler entgangen wären. Seine bittersten Tadler in Brasilien haben so gut, wie Diejenigen, welche ihm abgöttische Verehrung bewiesen, seinen Geschmack an Schmeicheleien genährt; unter den Fremden haben besonders die Franzosen, der kaiserliche Hofbuchdrucker Flancher an ihrer Spitze, dem Kaiser ohne Maaß gehuldiget, und fast jedes Schiff, das aus Frankreich kam, brachte Kupferstiche, welche denselben bald als einen adonisirten Halbgott, bald als den Größten der Sterblichen darstellten.

Wenn einem jungen Fürsten fast von der Wiege angefangen wie einem Gotte gehuldiget wurde, wenn man ihm täglich wiederholte, wie unendlich er über alle Menschen

erhaben sey, die nicht gleich ihm aus fürstlichem Geblüte entsproßen wären, so muß er es zulezt wohl glauben und seine Untergebenen mit geringerer Achtung behandeln, als er, — über die Würde und die Rechte der Menschen belehrt, — ihnen zollen würde.

Man hat den Kaiser beschuldiget, großen Hang zu gewaltthätigen Handlungen, kurz zum Despotismus zu haben; darin ist man aber eben so weit gegangen, als daß man ihn über Marc-Aurel und Peter den Ersten sezte. Don Pedro hat viele Beweise eines fühlenden, sehr edeln Herzens gegeben, und seine Umgebung trägt große Schuld an mancher übereilten Handlung; aber es dürfte eine Zeit kommen, wo der talentvolle Fürst nach dem Umgange unterrichteter und würdiger Männer Verlangen tragen wird. Er könnte sie unter den Eingebornen seines Reiches finden, welche einige portugiesische Witzlinge cabre gente und maccacos (farbige Leute und Affen) nennen.

Man rügt endlich des Kaisers Leidenschaft für das schöne Geschlecht und eine gewiße Barschheit mit seiner nächsten Umgebung, welche sich von der den Portugiesen und Brasilianern eigenen Courtoisie etwas entferne. Was den ersten Punkt betrifft, muß man in Brasilien gewesen seyn und die Leichtigkeit der Grundsätze des weiblichen Geschlechts daselbst kennen, und man wird einen jungen, feurigen Fürsten weniger streng beurtheilen.

Sollte Don Pedro, der Erbe so vieler ritterlicher Tugenden seiner großen Ahnen, sich auch wirklich nicht in der vollkommenen Ausübung jener Courtoisie gefallen, welche die vergangenen Jahrhunderte besonders charakterisirte, so liegt wohl ein Theil der Schuld an des Fürsten höchst versäumter Erziehung; Personen, welche den Kaiser genauer kennen, ver-

sichern jedoch, daß er mit Denjenigen, die er zu achten genöthiget ist, sehr artig umzugehen verstehe.

Das Hofleben in Brasilien ist sehr verschieden von dem Europäischen. Der Reichskalender kündiget die Tage von großer oder kleiner Galla an; an den Ersteren erscheinen der Adel, die Geistlichkeit und sämmtliche Staatsdiener höheren Ranges in der Halle der kaiserlichen Residenz in ihrem vollen Costüme. Die Versammlung könnte nicht glänzender seyn; die Kleider reich und geschmackvoll gestickt, Sterne, Bänder und Orden in Unzahl, und jeder Einzelne in seinem äußeren Benehmen ein vollendeter Hofmann. Sonderbar nimmt sich diese brillante Versammlung allerdings in der erwähnten Halle aus, welche, früher zur königlichen Münze gehörend, die Bestimmung hatte, Kisten und Ballen aller Art aufzunehmen; die Soldaten der kaiserlichen Leibwache gehen vor den Thoren auf und ab, oder durchkreuzen, die inneren Wachen des Pallastes ablösend, die hohe Versammlung; schmutzige Neger gehen mit Wasserfässern hin und her, und der Lärm der an dem benachbarten Brunnen des Vasconsellas Beschäftigten schallt durch den Pallast. Die Bewegungen der Wache verkünden endlich die Ankunft des hohen Herrscherpaares; während der Hofmarschall dasselbe an der Thüre empfängt, bilden die Anwesenden eine weite Gasse, lassen sich auf ein Knie nieder, und küssen dem Herrscherpaare die dargereichten Hände; auf der obersten Treppe angekommen, werden Ihre Majestäten von den Hofdamen, den Ministern und höchsten Würdeträgern empfangen, und durch zwei Reihen der Hartschiere gehend, bewegt sich der Zug nach dem Thronsaale. Die übrigen Personen folgen langsam und erwarten im Vorsaale die Erlaubniß, sich dem Throne nahen zu dürfen. Nachdem die höchsten Hofchargen ihre Ehrfurcht bezeugt und sich nach einem benachbarten Saale entfernt haben, stellen sich die übrigen Hoffähigen, ohne Unterschied

des Ranges, in eine Reihe, nahen sich nach einander dem Throne, beugen ein Knie zur Erde, küssen die Hände Ihrer Majestäten, und entfernen sich mit drei tiefen Verbeugungen aus der entgegengesetzten Thüre.

Nach beendigter Ceremonie, begibt sich das Herrscherpaar wieder nach dem kaiserlichen Lustschlosse zurück.

An den Tagen von kleiner Galla gibt der Kaiser gewöhnlich dem Volke Audienz; die Ceremonien sind dieselben wie oben. Jeder reinlich gekleidete, freie Mann, hat in der ihm eigenthümlichen Kleidung freien Zutritt, trägt dem Kaiser sein Anliegen vor, und wird stets gnädig angehört. Es sieht sonderbar genug aus, unter den bebänderten und besternten Herren, Männer von allen Farben, in Jacken von farbigem Cattun, oder der, in den Provinzen üblichen Landestracht, zu sehen; der angebohrne Anstand des Volkes, fällt bei dieser Gelegenheit mehr auffallend in die Augen.

Hofbälle, Gastmahle, oder andere an europäischen Höfen übliche Feste, kennt man hier nicht; der Hof lebt zurückgezogen, gleich der Familie eines reichen Privatmannes; wäre übrigens die Residenz in der Stadt wohnlicher, so würde der Kaiser sich vielleicht zuweilen, zu traulicher Vereinigung, mit seinen Großen umgeben, welche dem kaiserlichen Hofe nachahmend, eben so zurückgezogen wie dieser, leben *).

*) Seit der zweiten Vermählung des Kaisers soll der Pallast in der Stadt eben so prächtig, als geschmackvoll eingerichtet worden seyn. Dieselbe Bemerkung gilt für die Zimmer der Kaiserin Donna Amalia in der kaiserlichen Quieta boa-Vista.

VI.

Die Negersklaven in Rio de Janeiro.

Beinahe der größte Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro besteht aus Negern und farbigen Sklaven; diese Menschenraçe ist merkwürdig genug um die Theilnahme meiner Leser zu erregen. Eine Abhandlung über das Thema, mit welchem Rechte der weiße Mensch den Schwarzen seiner Freiheit beraubt und ihn gleich dem Hausthiere kauft, verkauft und aufzieht, wird man mir erlassen; man hat hinreichend darüber geschrieben, schöne Reden gehalten, und es ziemlich beim Alten gelassen.

Ich theile die Ansicht aller guten Menschen von ganzem Herzen, daß der Handel mit unseren afrikanischen Mitbrüdern ein Mackel ist, der die Völker, die sich damit abgeben, so lange brandmarken wird, bis sie ihn gänzlich aufgeben; wenn aber mein Gemälde von den Negern einigen überzärtlichen Seelen zu grell aufgetragen scheint, so muß ich nur bemerken, daß ich keinen Roman schreibe, aber mehrere Jahre unter Negern lebte, daß im Zustande gänzlicher Abhängigkeit der Mensch nicht besser wird.

Man hat, besonders in Deutschland, ganz eigene Begriffe von der Existenz eines Negersklaven, eine Folge der empörenden Beschreibungen, wie diese Menschen in den westindischen Besitzungen der Engländer und Holländer behandelt werden sollen. Ich kam zum Theile mit denselben Ansichten nach Brasilien, davon war ich aber überzeugt, daß der Anblick so vieler, durch harte Arbeit und den Druck der Sklaverei niedergebeugter Menschen höchst traurig seyn müsse.

Mein freudiges Erstaunen war daher sehr groß, als ich die Strassen der Hauptstadt mit vielen Tausend Negern angefüllt fand, welche sich dort so freudig und ungezwungen bewegten, als es in ihrer Heimath nur immer möglich gewesen wäre. Sie lärmten, sangen, tanzten, gebährdeten sich überhaupt wie Menschen, die ihres Daseyns herzlich froh sind. Abends steckten alle Victualien-Läden von beiden Geschlechtern voll: sie aßen, tranken, sangen und tanzten, ohne daß es Jemand einfiel, sie in ihrer unschuldigen Freude zu stören. Nach einem längeren Aufenthalte in der Stadt überzeugte ich mich endlich, daß es eine Menge Gesetze zu ihren Gunsten gibt, welche von den menschenfreundlichen Gesinnungen der Regierung zeugen, und daß sie im Ganzen genommen sehr gut behandelt werden.

Die Sklaven armer Leute sind allerdings zu bedauern, weil sie durch verdoppelte Anstrengungen ihre Herren ernähren müssen. Im Allgemeinen werden sie keineswegs mit Arbeit überbürdet; die vielen Feiertage im Jahre gehören und geben ihnen Gelegenheit zu mannichfaltigem Verdienste, welchen sie zu ihrem Vergnügen verwenden, oder wenn sie sparsam seyn wollen, zurücklegen können, um nach und nach die Summe zusammen zu bringen, welche erforderlich ist, um ihre Freiheit zu erkaufen.

Die Gesetze zu Gunsten der nicht freien Bevölkerung von Brasilien, verdienen bekannt zu werden:

Hält ein Weißer bei dem Herrn einer Sklavin um die Erlaubniß an, diese zu heirathen, so muß sie frei gesprochen werden.

Wird eine Negerin von ihrem Herrn Mutter, und sie

stellt sich, ihn belangend vor Gericht, so muß er ihr und dem Kinde die Freiheit geben.

Erzeugt ein Weißer mit einer Sklavin ein Kind, und will es frei machen, so muß es ihm um den festgesetzten Preis (12,690 Reis) überlassen werden, — doch nur dann, wenn er in den ersten sechs Wochen seine Ansprüche geltend macht.

Drei Tage nach ihrem Wochenbette ist jede Sklavin von aller Arbeit frei; bei der Leichtigkeit ihrer Geburten und ihrer starken Constitution, eine hinreichende Zeit.

Nach dem altrömischen Gesetze macht der Leib der Mutter Freie und Sklaven ganz unabhängig von der Farbe; es gibt daher Sklaven, welche in mehreren Generationen Weiße zu Vätern hatten, und welche ganz weiß sind.

Der Eigner eines Sklaven kann ihn zwar wegen begangener Vergehungen züchtigen, doch darf dieß, wie das Gesetz sagt, nicht bis auf das Blut geschehen. Begeht daher der Neger ein Verbrechen, welches strenge Strafe verdient, so muß er nach der Polizei des Ortes gebracht werden, welche ihn öffentlich und nach Maßgabe seines Vergehens züchtigen läßt; dafür wird eine gewisse Summe erlegt.

Wird der Sklave von seinem Herrn ohne Maaß mißhandelt, erhält er mangelhafte Nahrung, so kann er seinen Herrn vor jeder Ortsobrigkeit belangen, und bleibt die erhaltene Warnung erfolglos, so wird dieser ernstlich gestraft, oder ihm sogar sein Sklave genommen.

Kann der Neger, unzufrieden mit seinem Herrn, sich ei-

nen andern verschaffen, so ist ersterer gezwungen, ihn an den Kauflustigen um den Ankaufspreis zu überlassen.

Strenge, und nach Umständen mit dem Verluste seiner Freiheit, wird jener bestraft, der seinen Neger tödtet.

Verheirathete Sklaven können nur vereint verkauft werden. Leider kann der Fühllose ihre Kinder, oder die Aeltern ohne die Kinder verkaufen.

Hat ein Sklave nach langer Dienstzeit so viel erspart, als die Summe seines Ankaufspreises ausmacht, so kann ihm gegen die Rückzahlung derselben an seinen Herrn die Freiheit nicht verweigert werden.

Ihre Freiheit erhält jede Mutter, die zehen Kinder aufzog.

Der frei gegebene Neger tritt endlich in alle Rechte eines freien Bürgers.

Daß der Neger nicht vollkommen auf den Schutz dieser Gesetze Anspruch machen kann, läßt sich denken, da der freie Mann ihn oft genug erkaufen muß, und man in ihrer Aufrechthaltung in Brasilien besonders säumig ist; überdieß kann kein Sklave vor Gericht als Zeuge auftreten, wodurch allein, wenn er nicht den Beistand eines Freien findet, jede noch so gerechte Klage vergebens ist.

Wenn daher die brasilianischen Sklaven nicht so zertretene elende Geschöpfe wie in anderen Colonien sind, verdanken sie es allein der Gutmüthigkeit der Eingebornen, welche diejenigen, die ihre Sklaven hartherzig und fühllos behandeln, verachten, und sich der Unglücklichen oft auf das Thätigste annehmen.

Ich führe den freundlichen Leser nun nach dem Sklavenmarkte, um ihm Gelegenheit zu geben, den Neger in seinem Naturzustande zu beobachten; später werden wir über die Fortschritte seiner moralischen und physischen Ausbildung, soweit er derselben fähig ist, abhandeln.

Rio de Janeiro ist einer der Hauptmärkte Brasiliens für den Negerhandel; die südlichen Provinzen werden von hier aus, mit dieser, dem inländischen Ackerbau unentbehrlichen Waare versehen, und im Durchschnitte werden jährlich gegen 10,000 Schwarze, von beiden Geschlechtern aus Afrika, nach der Hauptstadt gebracht.

Dieser Handel erfordert bedeutende Capitalien; gehen aber nur wenige Neger auf der Reise und später durch Krankheiten verloren, so kann der Gewinn über zweihundert Procent angenommen werden. Sklavenhändler und Theilnehmer sind daher sämmtlich reiche Leute. Die Behandlung der Neger auf der Reise ist die Bestmöglichste. Die brasilianischen Schiffe besuchen die portugiesisch afrikanischen Besitzungen, Angola, Ambris, Molombo, Rio-Zaire, Cabinda, Benguella, Quilliman und Mozambique, tauschen so viel Neger ein, als die Schiffe mit Bequemlichkeit fassen können, und die ganze Schiffsmannschaft vom Capitän abwärts, ist nun bemüht, die Neger bei guter Gesundheit zu erhalten; denn jeder Einzelne von ihnen ist an der Ladung betheiligt. Die männlichen erwachsenen Neger, besonders wenn sie einer kriegerischen Nation angehörten, werden immer zu Zweien mit starken Ketten an einander gefesselt; eine nothwendige Vorsicht, um die mögliche Gefahr eines Aufstandes zu vermindern. Weiber und Kinder erhalten ihren bestimmten Platz im Schiffs-Raume, woselbst sie so lange bleiben, bis das Schiff auf der hohen See angekommen ist.

Jetzt wendet man alles mögliche an, sie dem Trübsinne und der Gefühllosigkeit zu entreißen, in welchen die Meisten dieser Unglücklichen versinken, da sie sich oft die entsetzlichsten Vorstellungen von ihrem künftigen Schicksale machen; Manche von Weib und Kind gerissen wurden. Erlaubt es die Witterung, so bleibt immer eine Abtheilung der Neger auf dem Verdecke; Trommeln und Cimbalen werden herbeigebracht und verfehlen ihre Wirkung nicht; Einzelne erheben sich zum Tanze, Andere folgen, die Uebrigen widerstehen nicht länger, und bald tönen die Gesänge ihres Vaterlandes, über die weite Fläche des Meeres hin. Man erhält die Neger also in steter Beschäftigung, gibt ihnen so viel möglich die Nahrung, an die sie gewöhnt sind, räuchert den Schiffsraum täglich, trägt für die höchste Reinlichkeit Sorge, und schützt sie besonders gegen den schnellen Wechsel des Wetters. Strenge wird nur gegen die absichtlich Widerspenstigen geübt, aber besonders bei Nacht die Wachsamkeit verdoppelt, um sie in steter Furcht zu erhalten. Tritt stürmische Witterung ein, und hält sie einige Zeit an, so wird die Lage der armen Neger, die nun in einem engen, dicht verschlossenen Raum zusammengedrängt sind, höchst beschwerlich, die verdorbene Luft erzeugt Krankheiten und rafft Viele hinweg; ist aber die Reise kurz und günstig, steigt die Sterblichkeit selten über vier Procent; dennoch langen die armen Neger, besonders Kinder von 8 bis 9 Jahren, mager wie Skelette am Ziele der Reise an. Sklavenhändler und reiche Pflanzer begeben sich hierauf an die Schiffe, besehen die Ankömmlinge, feilschen um sie und bringen die Uebrigen nach dem Sklavenmarkte (Valongo).

Die Sklavenhändler haben in der **Rua Vallongo** und **Aljuba** schöne große Gebäude, die zur ebnen Erde eigens eingerichtet sind; die frische Seeluft hat allenthalben Zutritt, und der Boden der Höfe und Säle wird jeden Tag mehrere Male gewaschen. Die Neger selbst werden, ehe man sie zum

Verkaufe ausstellt, einer besonderen Behandlung unterworfen, vieljährige Erfahrung hat ihre Zweckmäßigkeit bestättigt.

Sie werden fast ohne Ausnahme von einer ihnen eigenen Krätze befallen, woran Ansteckung, der Genuß von Salzfleisch, oder die Seeluft, Schuld seyn mögen. Sie liegt wie Schuppen auf ihrem Körper, bedeckt ihn ganz, und gibt der Haut ein widerlich graues Aussehen; doch ist sie ihrer Gesundheit eher nützlich als schädlich, und benachtheilet ihren Verkauf keineswegs. Im Magazine angekommen, werden sie nun durch Neger von ihrer Nation gewaschen, gebadet, Kopfhaare und Bart geschoren ihnen allmählich bessere Nahrung, und eine gewisse Dressur gegeben, um sich den Kauflustigen vortheilhaft vorzustellen; auch manche Toilettenkünste werden angewendet, beiderlei Geschlechter zu verjüngen, zu verschönern, und körperliche Fehler dem ungeübten Auge geschickt zu verbergen. Dann werden sie nach ihren verschiedenen Stämmen und Geschlechtern in die geräumigen Säle des Hauses geführt, und diese dem Publikum geöffnet.

Der Anblick, der sich bei einem Besuche des Valongo darbietet, besonders nach der Ankunft eines großen Negertransportes, ist in seiner Art merkwürdig, und unterscheidet sich im Grunde durchaus nur darum von einem Pferdemarkte, daß man hier Geschöpfe mit menschlichem Aeußeren und dort Thiere verkauft, welche aber schon einige Zeit unter der Hand des geschickten Meisters befindlich, weit mehr Fähigkeiten zeigen, als die armen Afrikaner.

Den Thüren gegenüber reihen sich längs den Wänden des Saales niedere Bänke, dort sitzen die männlichen, vor ihnen auf dem Boden und nach Landessitte, mit dem Leibe auf den Fersen ruhend, die weiblichen Neger, vor die-

sen, die Kinder beider Geschlechter; der Kauflustige kann durch diese simetrische Eintheilung alle Anwesenden übersehen.

Die Sklavenhändler aus Erfahrung wissend, welche Nationen in diesen Gegenden Brasiliens besonders beliebt sind, bemühen sich in Afrika wo möglich nur von diesen einzuhandeln, da sie nach ihrem Charakter und ihren geistigen Anlagen sich zu verschiedenen Verrichtungen besonders eignen. Sobald daher der eintretende Kaufslustige die Nation nennt, von welcher er Neger wünscht, wird ihm eine Anzahl derselben vorgeführt, und nun beginnt die Prüfung ihrer körperlichen Eigenschaften; um diese zu erleichtern sind die Neger nur mit einem über die Hüfte geschlagenen Tuche bekleidet. Bei dieser Prüfung wird so verfahren als feilschte man um ein Hausthier; die Käufer kennen eben so wenig was Zartgefühl, als die Neger, was Schamhaftigkeit ist; man läßt sie hin und her gehen, die Arme mit Anstrengung bewegen, um sich von dem freien Gebrauche ihrer Glieder und ihrer Muskelkraft zu überzeugen, und erst nach der sorgfältigsten Untersuchung beginnt der Handel, welcher nach Dobras *) geführt wird.

Seitdem das Aufhören einer ferneren Einfuhr von Sklaven auf das Jahr 1830 gesetzlich bekannt gemacht wurde, sind die Preise der Neger bedeutend gestiegen, so zwar, daß ein junger gesunder Neger nicht mehr unter 15 bis 16 Dobras, eine junge Negerin um 12, ein Knabe oder Mädchen um 9 Dobras zu haben sind. Während diesem Vorgange bezeugen die Neger die höchste Gleichgültigkeit, und folgen nach geschlossenem Handel, mit demselben Stumpfsinne ihrem

*) Die Dobra oder Dublone ist eine Goldmünze im Werthe von 12,800 Reis oder 37 fl. 7 kr. 3 pf.

neuen Herrn. Ihr Schicksal hängt gleich dem mancher Thiere von ihren körperlichen Vorzügen ab; sind sie schön und wohlgebaut, so werden sie von wohlhabenden Stadtbewohnern gekauft, und mit ihnen die Zahl ihrer Dienerschaft vermehrt oder ergänzt, sind sie häßlich oder unansehnlich von Gestalt, so werden sie von armen Leuten oder Bergwerksbesitzern und Pflanzern gekauft, um ihr ganzes Leben hindurch schwer zu arbeiten.

Bei reichlicher Nahrung und schonender Behandlung, erholen sich die Neger ungemein schnell, und der Fremde staunt mit Recht, Menschen, welche als Skelette den Valongo verließen, nach wenigen Wochen von Körperfülle strotzend, mit einer glänzend schwarzen, sammetartigen Haut, und lebhaften feurigen Augen, wieder zu erkennen. Im Umgange mit ihren schwarzen Brüdern, die schon längere Zeit Sklaven sind, überzeugen sie sich bald, daß ihr Loos keineswegs so unerträglich ist, als sie es sich einbildeten; der ihnen besonders eigene Frohsinn gewinnt die Oberhand, die Aehnlichkeit des Klimas, der Früchte und Lebensweise Brasiliens mit ihrem Vaterlande, macht endlich, daß sie hier bald eingewöhnen, und der Heimath nur mehr in ihren Liedern gedenken. Sie werden, wie schon früher erwähnt wurde, auf sehr verschiedene Weise zum Erwerbe angehalten, und von ihrer größeren oder niederen Thätigkeit, hängt mit geringer Ausnahme, die Verbesserung oder Verschlimmerung ihres Schicksales ab.

Dadurch, daß man sich der Neger ausschließlich bedient, Lasten aller Art fortzuschaffen, und alle erdenklichen Bedürfnisse der Einwohner in den Strassen der Stadt zum Verkaufe umher tragen zu lassen, sind diese beständig mit einer außerordentlichen Menge Neger angefüllt, so daß die Lebhaftigkeit derselben nicht einmal von der in den besuchtesten Theilen Londons übertroffen wird. Die Gewohnheit dieses

Volkes, manche Arbeit nach dem Takte einer vaterländischen Melodie zu verrichten, der Gebrauch, die feil habenden Waaren, mit ihrer äußerst starken Stimme auszurufen, und die tobenden Ausbrüche der Freude, welcher sie sich ohne Zwang überlassen, verursachen einen Lärm, der den Fremden, bis sich sein Ohr daran gewöhnt, völlig betäubt; er glaubt sich anfangs in die Residenzstadt eines afrikanischen Fürsten versezt; später nehmen jedoch die Neger die Aufmerksamkeit des Beobachters in verdienten Anspruch.

Es gibt in Rio de Janeiro Neger von allen jenen afrikanischen Nationen, welche mit den Portugiesen in gutem Vernehmen stehen; die Mehrzahl aber sind Angolas, Congos, Cabindas, Quillimanos, Benguellas, Mozambique's und Minas; seltner sind Capunda's, Rebolos, Aujicos, Gaba'os, Cajenges, Mombassas, u. a. m.

Manche dieser Nationen unterscheiden sich durch ihre Gesichtsbildung von einander; die Mehrzahl aber durch Einschnitte oder eingebrannte Zeichen im Gesichte, die sie mehr oder minder entstellen; einzelne tragen diese Abzeichen auch auf dem Leibe, entweder als Urkunde ihres Volkstammes oder einer höheren Würde, die sie in ihrer Heimath bekleideten.

Man ist in der Hauptstadt der Meinung, daß man es dieser so verschiedenartigen Abstammung der Negersklaven, welche sich zum Theile gar nicht verstehen, oder schon in Afrika anfeindeten, allein verdankt, daß man von jenen Revolt-Versuchen verschont blieb, welche Bahia schon einige Mal (1814 und 16 zulezt) gefährlich wurden, weil die Mehrzahl der dortigen Sklaven der Nation Mina angehören, die an Bildung und Muth wesentliche Vorzüge vor den genannten Völkerstämmen hat.

Die Gesichtszüge der Neger sind im Allgemeinen nicht schön, das wollartige Haar, die breite platte Nase, der große dicklippige Mund, überhaupt die Gestalt des ganzen Kopfes, welcher das Mittel zwischen Mensch und Affe hält, mißfallen besonders dem Europäer, es gibt aber auch viele einzelne Individuen, deren Gesichtsbildung sehr angenehm, und einzelne Völkerstämme, die ungemein wohlgebildet sind; solche abschreckend häßliche Gestalten, wie ich in Europa sah, und mit welchen Personen von hohem Range gleichsam prunkten, würde man aber hier nicht in dem Hause eines nur etwas bemittelten Bürgers gedulden.

Die Farbe der Neger ist nicht gleich; es gibt Nationen, welche schwarz wie polirtes Ebenholz, andere die schwarzbraun sind; krank, wird ihr Körper auffallend hellfarbig. Einige Stämme zeichnen sich durch große, dunkle, feurige Augen aus, Andere haben kleinere von schillernder Farbe; Alle gesunde und sehr weiße Zähne, auf deren Reinhaltung sie große Sorgfalt verwenden; korallenrothe Lippen kann ich mich nicht erinnern gesehen zu haben.

Im Ganzen genommen sind die Neger von mittlerer Größe, ihr Körperbau ist regelmäßig, schlank, die Schultern breit, die Brust gewölbt und fleischig, Hände und Füße klein. Es gibt aber auch Männer von athletischem, vollendet schönem Wuchse; in Rio de Janeiro sieht man eine große Menge dieser kräftigen Gestalten, welche, da der Gebrauch von grossen Karren nicht üblich ist, zum Tragen und Fortschaffen der größten Lasten verwendet werden.

Alle Neger zeichnen sich durch eine schöne gerade Haltung und einen leichten, schwebenden Gang aus, und die Gewohnheit, die schwersten Lasten auf dem Kopfe zu tragen, macht sie zu vollkommenen Meistern ihres Körpers, und

stärkt besonders ihren Nacken. Einen Neger zu sehen, der mit einer Last von zwei Zentnern auf dem Kopfe, singend und leichten Schrittes, von einem oft zwei Stunden entfernten Landgute nach der Stadt kömmt, ist eine gewöhnliche Erscheinung.

Die Negerinnen sind fast alle von mittlerer Größe, meistens schön gewachsen, mit einiger Anlage dick zu werden, ihre Gesichtsbildung gränzt an Häßlichkeit. Diese Bemerkung gilt für die Negerinnen in Brasilien überhaupt; in Rio de Janeiro aber, woselbst es zum guten Ton gehört, von schönen Sklaven bedient zu werden, und wohlgebildete Negerinnen zum Verkaufe von Früchten, Blumen u. s. w. in den Strassen umher zu schicken, ist die Menge schöner Negerinnen sehr groß. Die Natur hat bei Vielen, was die Bildung ihres Körpers betrifft, das vollendete Modell einer Venus aufgestellt, wie sie immer nur der Meissel des größten Bildhauers schaffen konnte. Denkt man hiezu eine elegante, leichte und sehr gefällige Kleidung, unendliche Grazie in jeder Bewegung, so bliebe dem Auge und den Sinnen wohl nichts mehr zu wünschen übrig, wenn nicht bei jeder Bewegung der afrikanischen Schönheit ein paar schmutzige, auf mannichfaltige Weise entstellte Füße zum Vorschein kämen.

Ein altes Gesetz verbietet nämlich Sklaven und Sklavinnen den Gebrauch irgend einer Fußbekleidung; erst in neueren Zeiten erhielten der Adel und vornehme Staatsdiener Erlaubniß, auch die Füße ihrer schwarzen, nicht freien Dienerschaft zu bekleiden. Die von diesem Vorrechte ausgenommenen Sklaven sind daher genöthiget, bei jedem Wetter auf dem harten und rauhen Granitpflaster zu gehen, verletzen sich natürlich oft, bekommen eine dicke Haut, und beschädigen besonders häufig die Zehen, welche dadurch bei den Meisten widerlich verunstaltet werden.

Der Charakter und die geistigen Anlagen der afrikanischen Volksstämme, von welchen Individuen als Sklaven nach Brasilien kommen, sind sehr verschieden. Einige ertragen das Loos der Sklaverei willig und geduldig; es kommen selbst viele hieher, die in Loanda, der größten Niederlassung der Portugiesen auf der afrikanischen Küste, schon Sklaven waren. Andere, wie die vom Volksstamme der Angolas, Congas, Capindas u. a. m., lebten schon in der Heimath unter der Regierung höchst despotischer und grausamer Fürsten, und sind in Brasilien, wenn sie nur einiger Maßen menschlich behandelt werden, glücklicher als in ihrem Vaterlande. Manche, wie die Rebolas, Anjicos, Monjolas rc. sind freiheitsliebend, stolz, hartnäckig und melancholisch, und müssen gut behandelt werden, wenn man sie nicht durch Selbstmord verlieren will. Die Mina-Neger sind von allen die Vorzüglichsten und stehen in ihrem Vaterlande auf einer höheren Stufe von Bildung; sie treiben Handel und Ackerbau, haben bereits einige Handwerker unter sich, und sind darum in Brasilien sehr gesucht und werden theuer bezahlt. Die in Brasilien geborenen Neger, zum Unterschiede der afrikanischen Creolen genannt, können als ein veredelter Zweig dieses Volkes angesehen werden; es ist merkwürdig, daß sie die dem afrikanischen Neger eigene widerliche Ausdünstung nicht mehr haben. In der Familie ihres Gebieters, gewöhnlich mit seinen Kindern auferzogen, sind die Creolen in mancher Hinsicht diesen an Bildung gleich, sprechen die Landessprache geläufig, haben ausgebildetere Begriffe, und können mit einem Worte unter die Zahl vernünftig denkender Wesen gerechnet werden; es kömmt daher ganz auf ihre Erziehung an, ob sie gute oder sehr verdorbene Menschen werden.

Die Neger von der Küste, oder die neuen Neger, wie man sie gewöhnlich heißt, kommen hier in einem vollkommen rohen Naturzustande an; sie stehen geistig und moralisch auf

einer ungemein niederen Stuffe von Bildung, und manche Nationen und einzelne Individuen sind so beschränkten Verstandes, daß sie dem Thiere weit näher stehen, als dem Menschen; Andere besitzen natürliche Anlagen, und lohnen die Bemühungen, welche man auf ihre Erziehung verwendet, dadurch, daß sie sehr brauchbar zu den verschiedenen Verrichtungen werden, welchen man sie bestimmt. Leider nimmt man sich in der Hauptstadt nur in so ferne der Negersklaven an, als man den höchst möglichen Gewinn von ihrer Geschicklichkeit erwartet; es genügt, wenn sie ihren Taglohn verdienen, sonst können sie treiben, was sie wollen. Allenthalben böses Beispiel vor Augen, sind die Stadt-Neger daher größtentheils verdorbene, lasterhafte Menschen, welche Furcht und Feigheit allein von größeren Verbrechen abhält; von Natur aus dem Trunke, der Neigung zum Stellen ergeben, und äußerst träge, fröhnen sie diesen Leidenschaften bei jeder Veranlassung, und sind selbst Ursache, wenn sie hart und oft scheinbar grausam behandelt werden. Da, wo man es der Mühe werth hält, sie nicht allein zu tauglichen, sondern auch zu sittlichen Menschen zu erziehen, entwickeln sie eine Menge guter Eigenschaften; sie sind gutmüthig und anhänglich, unter sich äußerst verträglich, und erweisen dem Alter die rührendste Achtung und Aufmerksamkeit. Alte Männer und Frauen werden stets Vater und Mutter genannt, und häufig laden sich die Jüngeren doppelte Arbeit auf, um diesen ihr Daseyn zu erleichtern; sie theilen mit ihnen, was sie besitzen, küssen ihnen die Hände, leiten, wenn sie ihnen begegnen, ihre wankenden Schritte, und erbitten ihren Segen.

Der immer gleiche Frohsinn dieses Volkes steht im mächtigen Contraste mit dem düsteren und melancholischen Charakter der Brasilianer; nur im Genusse des Augenblickes lebend, unbekümmert um die Zukunft, benützt der Neger jede Veranlassung zur Freude und verrichtet tanzend und singend

seine Arbeit; kömmt der Abend herbei, und es blieben ihm einige Vintems über den Taglohn, den er nach Hause bringen muß, so dünkt er sich unaussprechlich glücklich, und vor einer Venda mit seinen Landsleuten vereinigt, überläßt er sich der ganzen Lebhaftigkeit seines Gemüthes; die Töne eines vaterländischen Instrumentes, die Anwesenheit eines ihm günstigen Mädchens begeistern ihn; er beginnt mit ihr einen seiner vaterländischen Tänze, von seinen Landsleuten umringt, welche die Musik mit ihren Stimmen begleiten und dem gewandten Paare reichlichen Beifall zollen; Andere treten an dessen Stelle, indeß das Pärchen sich mit einem Glase Brandwein und einigen gebackenen Fischen labt und später ein Schäferstündchen feiert.

Das weibliche Geschlecht, so lange es jung und schön ist, befindet sich besonders in Rio de Janeiro vortrefflich; diejenigen, welche zum Dienste des Hauses verwendet werden, arbeiten wenig, denn Jedermann, der nur einigermaßen bemittelt ist, hat Ueberfluß an Sklaven; die mit Waaren und Süßigkeiten etc. auf die Strassen geschickt werden, durchschwärmen den ganzen Tag die Stadt und verdienen mit verschiedenen Nebengeschäftchen, die sie auf eigene Rechnung treiben, so viel, daß sie ihre Herrschaft jedesmal befriedigen und noch ein Namhaftes auf ihr Vergnügen und ihre Kleidung verwenden können, und sehr schöne Negerinnen finden so viele Gönner unter Brasilianern und Europäern, daß sie gar nicht nöthig haben, auf irgend eine Weise zu arbeiten. Um den Schein zu retten, tragen sie ein Körbchen mit einigen Orangen oder Confituren auf dem Kopfe, und gelten nun gleich den übrigen Negerinnen für Quitandeiras. In den Stand gesezt, ihren Hang zum Putze zu befriedigen, kleiden sich diese afrikanischen Sirenen eben so reich, als geschmallvoll; ein blendend weißes Unterkleid von feinstem Baumwollenzeuge schmiegt sich an den üppigen, schlanken Körper,

das weite Hemd fällt über die eine Schulter herab und enthüllt einen Theil des herrlichsten Busens, eine rothe Schärpe hält das Unterkleid fest, und ein farbiges Tuch ist in der Gestalt eines Turbans um das Haupt gewunden, dazu tragen sie sehr schöne Ohrenringe, Colliers und Bracelettes von Coralen, oder anderen Schmuck von brasilianischer Arbeit.

Es ist ein sehr lieblicher Anblick, diese schwarzen Bajaderen flüchtigen Schrittes die Strassen durcheilen zu sehen, dort und da an einem Fenster weilend, um ihre Bekannten zu grüßen, und ein Moment schwerer Prüfung, um, wenn die kleine Sirene mit süßem Lächeln und schmachtendem Blicke zum niederen Fenster hereinruft: Vossa merced não compra doces? *) — mit nada (nichts) zu antworten.

Wird eine Negerin Mutter, so beginnen erst ihre guten Tage; keine Freie säugt nämlich ihr Kind selbst, und sucht daher um jeden Preis eine gesunde schwarze Amme zu erhalten; da die Negerinnen gewöhnlich hinreichend Milch für zwei Kinder haben, so können sie leicht ausgeliehen werden; den Eignern um so erwünschter, da eine sehr bedeutende Miethe und so lange fort bezahlt wird, bis die Amme das ihr anvertraute Kind nicht mehr stillen kann. In Familien, welche mit Liebe über ihre Kinder wachen, gestattet man der Amme nicht, das Haus allein zu verlassen; die Stadt-Negerinnen sind nämlich, mit geringer Ausnahme, dem Trunke sehr ergeben, und bei der Leichtigkeit, sich den beliebten Brandwein zu verschaffen, welcher die Milch schwerlich verbessert, ist allerdings eine strenge Aufsicht nöthig. Die Negerinnen, bei weitem nicht so gutmüthig, folgsam und nachgibig, als ihre männlichen Landsleute, wissen sich aber reichlich für die ihnen auferlegte Entbehrung zu entschädigen.

---

*) Kaufen Euer Gnaden keine Süßigkeiten?

Jede ihrer Launen, jede Forderung muß, wenn es nur immer möglich ist, befriediget werden, oder sie drohen, es dem Kinde entgelten zu lassen; da man weiß, welcher Bosheit Manche fähig sind, eine strenge Behandlung sie aber nur noch mehr reizt, so gibt man nach, und die Mutter, anstatt ihre schönste Pflicht zu erfüllen, erniedrigt sich lieber, von den Launen einer Sklavin abhängig zu werden, als ihr Kind selbst zu stillen.

Die Neger werden vor ihrer Einschiffung in Afrika getauft und in Brasilien zur Ausübung der Religion des Landes angehalten, an welcher sie großes Wohlgefallen finden, und deren äußere Ceremonien sie eifrig beobachten. Niemand nimmt lebhafteren Antheil an den lärmenden Kirchenfesten, als sie; auch sind sie sehr besorgt, daß ihre Kinder getauft und ihre Mitbrüder in geweihter Erde begraben werden. In der Hauptstadt sind sie der Kirche nossa Senhora do Rozario (Unsere Frau vom Rosenkranze) besonders zugethan, weil das Bild der Madonna, nach dem Muster mehrerer Europäischen, schwarz ist, und eine schwarze Heilige ihrer Eitelkeit besonders schmeichelt. Es ist übrigens nicht zu bezweifeln, daß der Einfluß der Religion, so unvollkommenen Unterricht sie auch darin erhalten, wohlthätig auf ihren Charakter wirkt, und ihre Anhänglichkeit an ihre Gebieter vermehrt.

Streng gläubige Brasilianer sehen sehr darauf, daß ihre Neger jeden Abend das Ave-Maria vor einem der Heiligenbilder an den Strassenecken laut und in lateinischer Sprache absingen; daß dieses mit der größten Gedankenlosigkeit geschieht, läßt sich denken; auch ermangelt man nicht, die Neger mit Amuletten reichlich zu behängen.

Manche Charakterzüge der Neger sind nicht ohne In-

tereſſe. Ihr Nationalſtolz z. B. verbirgt ſich bei keiner Gelegenheit und äußert ſich oft auf die lächerlichſte Weiſe; beſonders gegen Fremde ſind ſie verſchwenderiſch im Lobe ihres Vaterlandes, erzählen gerne von ihren Thaten und lügen ſo handgreiflich, wie mancher Autor, der Länder beſchreibt, die er nie bereiſte. Sie ſind ſehr geſprächig, reden gerne in Gleichniſſen, und miſchen oft witzige und treffende Bemerkungen in ihren Vortrag, doch muß der Fremde lange mit ihnen umgehen, ehe er dazu kömmt, ſie ganz zu verſtehen; denn nicht allein, daß ſie die portugieſiſche Sprache ſehr ſchlecht ſprechen und eine Menge Wörter aus ihrer Mutterſprache einmiſchen, ſo ſind überdieß die meiſten afrikaniſchen Nationen unfähig, die vereinigten Buchſtaben ſt und das r auszuſprechen, an deren Stelle ſie ſtets t und l ſetzen; ſo ſagen ſie ſtatt esta bom — ta bom, und ſtatt minha terra — minha tela, wodurch häufig die Wörter eine ganz andere Bedeutung erhalten.

Unter ſich ſind ſie äußerſt höflich und ahmen ihrem braſilianiſchen Gebieter in Haltung und Gebährden ſo viel als möglich nach; in ihrer Anrede nennen ſie ſich Senhor und Senhora, und vossa merced (Euer Gnaden). Ihre ehemaligen Oberhäupter ſind, obwohl in der gleichen Lage mit ihnen, noch immer ein Gegenſtand ihrer Verehrung, und wenn ſie zufällig einem ihrer ehemaligen Fürſten begegnen, der mit ihnen das Loos der Sklaverei theilt, ſo ermangeln ſie nicht, ihn zu beſchenken und ihm dieſelbe Achtung zu bezeugen, die er früher als ihr rechtmäßiger Gebieter genoß.

Die Creolinnen verſtehen, ſich recht geſchmackvoll zu kleiden und zu ſchmücken; Einige behalten die vaterländiſche Sitte bei, ſich an feſtlichen Tagen das Geſicht mit Erde zu bemalen; auch die Creolen ſind ſtets reinlich und an Feſttagen ſelbſt ſehr gut angezogen; die afrikaniſchen Neger aber

gehen, wenn es das Wetter erlaubt, meistens bis auf den Gürtel entblößt, und hängen jedes zerfezte und abgerissene Kleidungsstück über, dessen sie nur immer habhaft werden können; besonders gefallen ihnen bunte, schreiende Farben, und ein halbnackter Neger, der sein wolliges Haupt mit einem alten, dreieckigen Hute bedecken kann, dünkt sich ein König zu seyn.

Die Zeitungen sind immer voll Anzeigen entlaufener Neger, welche entweder aus Furcht vor der Strafe entflohen, oder, erst aus Afrika angekommen, in ihrer Einfalt nach der Heimath zurück zu kommen hoffen, indem sie die Sonne als Wegweiser nehmen. Dieser Versuch wird aber, mit geringer Ausnahme, durch freigelassene Neger vereitelt, welche, beständig in der Umgegend der Stadt und den benachbarten Waldungen streiffend, jeden Flüchtling aufgreifen, binden und nach dem Hause seines Herrn bringen, woselbst sie nach Umständen eine ganze oder eine halbe Dobra zur Belohnung erhalten. Diese schwarzen Häscher, welche man capitães do matto (Wald-Capitäns) heißt, sind auf verschiedene Weise nützlich; aber es fehlt auch nicht an Beweisen, daß gerade sie die Neger zum Entlaufen verführen, und sie dann ihrem Herrn wieder zubringen; eine ganz bequeme Weise Geld zu verdienen.

Der Flüchtling wird das erste Mal nicht gestraft, im Wiederholungsfalle wird er nach dem Negergefängnisse gebracht, und erhält dort eine gewiße Anzahl Peitschenhiebe, oder es wird ihm ein starker Ring mit einem aufrecht stehenden Eisenstabe um den Hals geschmiedet, der in einen Hacken ausgeht, oder an dessen Spitze ein Glöckchen befestiget ist, zum Kennzeichen, und um ihn an fernerem Entlaufen zu hindern; wagt er es zum dritten Male, so verkauft ihn sein Herr um jeden Preis. Creolen und Negerinnen entlaufen nur, wenn sie durch Mißhandlung dazu gebracht werden.

Es ist ein schöner Gebrauch, daß ein seinem Herrn entlaufener Neger, der reuig zurückkehrt, zu jedem freien Manne gehen und seine Fürsprache bei seinem Herrn erbitten kann, worauf er gewöhnlich einen Brief (carta de Padrinho) mit erhält, in welchem gebeten wird, ihm zu verzeihen; es wäre eine außerordentliche Beleidigung, auf diese Fürbitte keine Rücksicht zu nehmen; war aber das Vergehen des Negers groß und scheint Strafe durchaus nothwendig, so muß dessen Beschützer davon in Kenntniß gesezt werden.

Die Neger sind von starker Leibesbeschaffenheit; sie befinden sich nie besser, als wenn die Hitze den höchsten Grad erreicht hat; Wärme ist ihnen überhaupt Bedürfniß, bei kalter, feuchter Witterung fühlen sie sich sogleich unwohl, und gegen Regen sind sie sehr empfindlich. Sie ertragen jede Entbehrung spielend, und sind in einem bewunderungswürdigen Grade ausdauernd. Man kann täglich Neger mit ihren Herren ankommen sehen, welche mehrere hundert Stunden auf der Reise zurücklegten. Während derselben hielten sie nicht allein gleichen Schritt mit dem Reitthiere, sondern eilten voraus, das Nachtlager oder den Mittagstisch zu bestellen, und trugen für die Thiere Sorge, die, weidend und Futter suchend, in manchen Gegenden sich oft Stunden weit von dem Nachtlager entfernen. Sind sie unwohl, so werden sie, wie alle Menschen, bei welchen der Körper die Leiden allein tragen muß, sehr kleinmüthig, und nehmen zu abergläubischen Mitteln ihre Zuflucht.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Neger von der Küste nicht alt werden; die Gebrechen des Alters werden schon mit dem Beginnen des vierzigsten Jahres sichtbar, und selten, daß einer das fünfzigste Jahr erreicht; zu einem etwas höheren Alter gelangt das weibliche Geschlecht; Creolen erhalten sich länger. Diese kurze Lebensdauer scheint mir eine

große Wohlthat für den Neger zu seyn, der, sobald er nicht mehr arbeiten kann, als eine Last betrachtet wird. Einige Brasilianer geben wohl auch ihren alten Sklaven die Freiheit, oder schicken sie auf den Bettel umher, und Andere halten sie so schlecht, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes vor Elend umkommen; darum sehen die armen Geschöpfe den freundlichen Tod als den willkommenen Befreier von allen ihren Leiden an, und die Jüngeren hüten sich, einen Todten zu bedauern.

Die Neger sind für eine menschenfreundliche Behandlung sehr empfänglich und ihrem Gebieter so ergeben, als es ihnen möglich ist; Gerechtigkeit und Strenge sind aber unumgänglich nothwendig, um über diese rohen Kinder der Natur zu herrschen; übertriebene Güte und Nachsicht verderben sie, und da, wo sie sich selbst überlassen sind, wie in der Hauptstadt, kann es keine roheren, verdorbeneren Geschöpfe geben, als diese Sklaven. Die Peitsche muß hier oft und kräftig gehandhabt werden; was man daher auch über Entwürdigung des Menschen durch körperliche Züchtigungen sagen und schreiben mag, so werden sie doch nicht eher aufhören, als bis man den Menschen durch andere Mittel wirksam zur Erfüllung seiner oft sehr schweren Pflichten anzuhalten lernt. Die großen Römer prügelten die Soldaten ihrer unüberwindlichen Legionen mit einer Weinrebe; die philantropischen Engländer prügeln mit Ruthen, Stöcken und Stricken, die Russen mit dem Kantschu, die Deutschen mit dem Zweige der Haselnußstaude und die Brasilianer mit einer ledernen Peitsche; es geht auf dasselbe hinaus; weiße wie schwarze Menschen werden geprügelt; doch kann ich betheuern, daß ich während der Reihe von Jahren, die ich in dem Lande der Sklaverei zubrachte, keinen Fall erlebte, daß ein Neger wegen einem Flecken im Kleide fünfzig Hiebe erhalten hätte, oder weil er seinem Herrn entlief, von ein paar Hundert seiner Mitbrüder

so lange mit Ruthen gehauen worden wäre, bis sein Rücken auf das Schrecklichste zerfleischt war.

In unserem civilisirten Europa wird der freie Mensch grausamer behandelt, als der Negersklave in Brasilien, aber es ist eine Eigenheit der Menschen, ihre Blicke nach der Ferne zu richten und das zu übersehen, was in ihrer Nähe vorgeht.

In dieser Lage befand sich England, als es Brasilien dahin brachte, einen Traktat abzuschließen, gemäß welchem nach Beendigung des Jahres 1829 keine Neger aus Afrika mehr geholt werden dürfen.

Brasilien wird dadurch sehr benachtheilet, weil es bei seiner, gegenwärtig geringen Bevölkerung, außerordentlichen Mangel an Menschen hat, welche fähig wären, sich in einem so heißen Klima, der beschwerlichen Arbeit des Bodens zu unterziehen, wozu sich besonders der Neger eignet. Die Sklaven-Einfuhr wird zwar nicht aufhören; denn Afrika ist nahe und der Gewinn so lohnend, daß gar Viele Freiheit und Leben daran wagen werden, das Verbot der Regierung zu umgehen; aber die Neger werden bald so sehr im Preise steigen, daß der, vieler Hände benöthigte Pflanzer, seine Felder nur mehr zur Hälfte wird bestellen können.

Was bezweckte nun England mit dieser unzeitigen Einmischung in die Angelegenheiten Brasiliens? Die Aufhebung des schändlichen Menschenhandels? Lob und Preis ihm, wenn dem also wäre; aber es ist jezt eine allgemein bekannte Wahrheit, daß der Negerhandel mit afrikanischen Sklaven nach den westindischen Besitzungen noch immer fortdauert, daß jährlich in den Häfen von Nantes und Marseille viele Schiffe ausgerüstet werden, um Neger in Afrika zu holen,

und sie nach den Colonien zu verkaufen, und daß gerade auf diesen Schiffen und dort die unglücklichen Afrikaner auf die empörendste Weise behandelt werden. England, welches sich um die Angelegenheiten aller Völker der Erde bekümmert, muß wohl auch um Ereignisse wissen, die unter seinen Augen vorgehen; aber Brasiliens zunehmender Flor und die Furcht, seine überseeischen Colonien möchten mit einem so fruchtbaren Lande nicht mehr concuriren können, *) erregte vielleicht Englands Theilnahme weit mehr, als das Schicksal der ganzen Menschheit; — jedoch fiat lucrum et pereat mundus, — England kann nicht mehr anders.

Immerhin trägt dieser Tractat dazu bei, daß man die Neger, besonders auf dem Lande, schonender und besser behandeln wird; könnte man ihnen dann noch das Schattenbild von Freiheit geben, mit dem sich der arme Taglöhner in Europa brüstet, so wären sie beneidenswerthe und im Vergleiche des armen Lastthieres, Bauer genannt, sehr glückliche Menschen.

---

*) Die Engländer wollen dieses allerdings nicht zugeben; es ist aber nicht unbekannt, daß in ihren Colonien ein junger, kräftiger Sklave nicht unter 300 Pfund Sterling gekauft werden kann; in den Städten kosten abgerichtete Neger beider Geschlechter 7 bis 800 Pf. Um diesen Preis konnte man in Brasilien noch 1827 acht der schönsten Neger kaufen; und in der Menge der Neger besteht in allen heißen Ländern der Wohlstand der Pflanzer.

VII.

Wanderungen in der Umgegend von Rio de Janeiro. — Bai von Bota-Fogo; — Lagoa do Freitas. — Botanischer Garten. — Wasserfall der Tejuca. — Besuch einiger Kaffeepflanzungen. — Spaziergang nach dem Corconado. —

Brasiliens Hauptstadt nahm noch vor 18 Jahren einen beschränkten Raum ein; das Campo d'Aclamacão war ein großer Sumpf; Catumbi, Matta-Cavallos und Matta-Porcos, kleine Ortschaften, welche aus wenigen Häuschen bestanden, die mitten im Walde und an einem Fußpfade lagen, der nur von Maulthieren betreten werden konnte.

Jezt führen schöne, geradlinigte Straßen, in welchen die Stadt ausgeht, die Namen dieser Ortschaften. Die Hügel, auf welchen gegenwärtig ein Theil der Stadt erbaut ist, waren mit dichtem Walde bedeckt; und die Ebene und Anhöhen von S. Cristovão, woselbst der kaiserliche Palast und viele Wohnungen vornehmer Personen erbaut sind, glichen einer undurchdringlichen Wildniß, durch die ein schlechter Weg nach einer Brücke führte, die die wichtige Verbindung mit den Provinzen Minas und S. Paulo unterhielt.

Jezt erheben sich allenthalben schöne Landhäuser, von freundlichen Gärten umgeben; manche Berge sind bis zu ihrem Gipfel angebaut, die Riesenbäume des Urwaldes haben Anderen Platz gemacht, deren Früchte die Menschen laben, und da, wo sonst der listige Affe, sich mit den tollsten Sprüngen ergözte, haben jezt Natur und Kunst sich vereini-

get, einen unbeschreiblichen Zauber, über die sonst so einsame Gegend zu verbreiten.

Daß es der Umgegend von Rio de Janeiro nicht an Mannichfaltigkeit fehlt, bedarf wohl keiner Betheuerung; man könnte viele Seiten mit ihrer Beschreibung füllen, doch genüge es, den einstigen Besucher dieser Hauptstadt auf einige der schönsten Parthien in ihrer Nähe aufmerksam zu machen.

Der besuchteste Spaziergang, eigentlich Spazierritt, ist der nach dem Wasserfalle der Tejuca. Der Weg dahin führt durch das westliche Ende der Stadt nach der Baira da Lapa; dieses ist eine, gegen das Meer hin gemauerte Terrasse, welche die Stadt mit den Landhäusern der Catote verbindet; zur rechten Seite steht eine Reihe kleiner Wohnungen, der Aufenthalt der ärmeren Volksklasse, weil der Flugsand, welcher die Strasse bedeckt, von dem leisesten Winde bewegt, die Zimmer mit Staub anfüllt. Wäre diese Strasse gepflastert, so dürften hier die Palläste der Reichen stehen; denn von keiner Seite der Stadt genießt man eine so unbeschreiblich schöne Aussicht, als gerade von diesem Punkte. Am Ende der Terrasse fangen die prächtigen Wohnungen und Gärten des Adels an: links führt ein gepflasterter Weg nach der Kapelle da gloria und den kurz erbauten geschmackvollen Landhäusern, und etwas rechts kömmt man über die Brücke der Catote, nach der Bai von Bota=Fogo, welche gegen Osten mit der großen Hafenbai in Verbindung steht.

Bota=Fogo ist der Name eines kleinen Ortes, der im Halbkreise, längs dem flachen Strande der Bai erbaut ist; die kleinen, selten ein Stockwerk hohen Wohnungen, stehen dicht neben einander und haben sämmtlich einen kleinen Hofraum, der wieder nach einem mit Fruchtbäumen beschatteten

Garten führt. Auf den günstigsten Stellen erbauten reiche Engländer, Portugiesen und Eingeborne, prächtige Landhäuser in dem Geschmacke ihrer Heimath; mit besonderem Wohlgefallen weilt jedoch das Auge auf der Quinta des Herrn Moreira, welche im maurischen Styl aufgeführt, der Gegend zur Zierde dient, und deren Bauart gewiß dem Klima des Landes besonders angeeignet ist. Diese Gebäude sind mit prächtigen Gärten umgeben, in welchen man die seltensten Bäume und Pflanzen mehrerer Welttheile antrifft, und die als Beweis dienen können, wie erkenntlich die Natur für die geringste Nachhülfe ist, da der Boden eigentlich nur aus aufgeschwemmtem Sande besteht, und erst am Fuße der hohen Berge, welche die Bai umgeben, etwas besser wird.

In dieser Bai lieben die reichen Einwohner vorzugsweise zu baden; sie verlassen gleich nach Sonnenaufgang ihre eigene, oder für diese Zeit gemiethete Wohnung, mit einem Badmantel und Tamangas bekleidet; ein schwarzer Diener folgt ihnen und empfängt am Wasser angekommen die leichte Hülle, indeß die Badelustigen auf dem weichen reinen Grunde vorwärts schreiten, bis die Wellen, von der beginnenden Fluth, sanft gegen das Ufer gedrängt, und dieses abwechselnd verlassend, Brust und Schultern bedecken und wieder entblößen; dann kehren sie zurück, die Diener werfen eilig die Mäntel über, und indem sich ihre Gebieter langsam nach Hause begeben, verdünstet die Feuchtigkeit, welche das Salzwasser auf dem Körper zurückließ. Auch Frauenzimmer verfügen sich mit ihren Dienerinnen an den Strand, um Seebäder zu gebrauchen, und baden an derselben Stelle, wo sich die Männer befinden, ohne daß dieses unanständig gefunden würde.

Am westlichen Ende der Bai, von Bota-Fogo theilt sich die Strasse in verschiedene Zweige; indem wir dem, der gerade nach Süden führt, folgen, öffnet sich zur Linken eine

überraschende Aussicht auf einen kleinen Theil der Hafeneinfahrt, den Zuckerhut, und das Fort S. Juão; dann nähert man sich den Wällen des Forts Praia-vermelha, läßt sie links liegen, und gelangt an den Fuß des Telegraphen-Berges, einer Gebirgskette, welche also genannt wird, weil auf ihrem höchsten Punkte ein Telegraph errichtet ist. Die Strasse führt nun aufwärts zu einem befestigten Passe; kömmt man über diesen hinaus, so öffnet sich eine herrliche Aussicht auf das Meer, die dem Festlande nahe liegenden Inseln, über den größten Theil der prächtigen Bai, und die im Norden liegenden hohen Gebirge.

Wohl verdient die Kapelle unserer lieben Frau von Punto da cabana Erwähnung, welche auf der Spitze eines benachtbarten Felsens erbaut ist, der sich über hundert Fuß und beinahe senkrecht aus dem Wasser erhebt; dieses einfache Gebäude, welches die Frömmigkeit auf einer Stelle erhob, welche ohne ihm sehr kahl aussehen würde, verschönert die Gegend ungemein, die würdig zu beschreiben, eine schwere Aufgabe ist.

Die Strasse führt nun abwärts nach dem Ufer des Lagoa de Freitas; dieser schöne Landsee ist ungefähr eine Stunde breit, sehr tief und außerordentlich klar; an einigen Stellen ist sein Bett felsig und reich an Austern und anderen Schaalthieren; nicht minder ergiebig würde die Ausbeute an Süßwasser-Fischen seyn, wenn nicht zuweilen heftige Winde das Meer über den natürlichen Damm des Sees, eine breite und hohe Sandbank, hereintrieben; bei niederem Wasserstande kann man über diese Sandbank, die dreihundert Schritte lang ist, ungefährdet gehen.

Nach einer Stunde Weges gelangt man zu der Kapelle S. Juão Baptista, neben welcher sich der botanische Garten

befindet. Diese Anlage entspricht nun zwar ihrem Namen keineswegs; aber in einem Lande, in welchem die Wissenschaften noch in der Wiege schlummern, ist selbst jeder Versuch, etwas für sie zu thun, schon sehr lobenswerth.

Einstweilen ist ein ziemlich beträchtlicher Platz zum Theil mit einer Mauer und undurchdringlichen Hecke umgeben, und in Quadrate abgetheilt; die sich durchkreuzenden breiten Wege sind mit Bäumen besezt, welche, theils afrikanischer, theils asiatischer Abstammung, sich des besten Gedeihens erfreuen, und das Auge durch die Schönheit ihrer Gestalt, die Pracht ihrer Blüthen, oder den Reichthum ihrer mannichfaltigen Früchte entzücken. In einigen Quadraten sind Gewürzbaumschulen angelegt, in Anderen wird besonders für die Vermehrung des eben so schönen als äußerst nützlichen Brodfrucht-Baumes gesorgt; mehrere große Quadrate sind endlich mit einheimischen und exotischen Troppenpflanzen und mit dem chinesischen Theestrauche angefüllt; Lezterer wird besonders mit der größten Sorgfalt, und von Männern, welche aus China berufen wurden, besorgt. Es mögen wohl über 20,000 Stück dieser merkwürdig gewordenen Pflanze in vollem Ertrage seyn.

Als Vorstand über den botanischen Garten ist der Padre Leandro de S. Sacramento, Professor der Botanik, gesetzt; dieser gelehrte und würdige Ordensgeistliche verdient seiner unermüdeten Thätigkeit wegen von den Brasilianern hoch verehrt zu werden; leider sind ihm die Hände gebunden, um die schöne Anstalt, deren Schöpfer er genannt werden kann, empor zu bringen. Es fehlt an Geld und an Menschen; die Theepflanzung wirft noch keinen ergiebigen Ertrag ab, und von den schönen Plänen des ehrwürdigen Mannes dürften wohl nur Wenige ausgeführt werden. Als ich den botanischen Garten besuchte, waren alle Gänge mit

abgefallenen Früchten, abgebrochenen Aesten, und Unkraut bedeckt, wodurch er das Ansehen gänzlicher Verwahrlosung erhielt; die geringe Zahl der arbeitenden Neger wurde kaum bemerkt, und die Theepflanzung allein war in einem vortrefflichen Zustande. Leider hatte ich unterlassen, mich mit einem Empfehlungs-Briefe an den Padre Leandro zu versehen, erhielt daher nur einen Neger zur Begleitung, der allen Gewächsen, deren Benennung ich zu wissen wünschte, Namen gab, welche einen Botaniker zur Verzweiflung gebracht hätten. Einige Chinesen waren eben beschäftigt, nach der Weise ihrer Heimath, Ableger von den bereits hochstämmigen Brodfruchtbäumen zu nehmen; sie umgaben einen jungen Zweig des Baumes, an seiner stärksten Stelle, nach allen Seiten einen halben Schuh dick mit Erde, umwickelten diese mit einem Stücke groben Zeuges, oder einer Bast-Matte, und hielten sie beständig feucht. Nach sechs Wochen kann man bei der ausgezeichneten Vegetation gewiß seyn, daß der Zweig Wurzeln getrieben hat, dann wird er unter der angebrachten Erde abgeschnitten, mit ihr verpflanzt und erhält eine Stütze, damit ihn der Wind nicht bewegen kann; dieses Verfahren mißlingt, wie mich die höchst einsilbigen Chinesen versicherten, nur selten. Als einen Beweis der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, wurden mir Bäume gezeigt, (Mimosa Lebbeck) von welchen der Saamen aus Isle de France gebracht wurde, und die vier Jahre nach der Aussaat bereits über 30 Fuß in der Höhe und über 10 Zoll im Durchmesser hatten.

Von dem botanischen Garten führt die Strasse durch einem Hohlweg nach einem hochgelegenen Passe; sobald man diesen verläßt, eröffnet sich eine Aussicht, welche dem Geologen hinreichende Veranlassung geben würde, sich zu überzeugen, daß die in Europa aufgestellten Theorien über die Veränderung der Erdeoberfläche durch verschiedenartige Re-

volutionen wenigstens auf Brasilien nicht immer angewendet werden können.

Der Blick weilt mit Bewunderung auf den Inseln und Felsspitzen, die aus dem Meere hervorragen, überhaupt auf der sonderbaren Gestaltung der Küste. Jene der Berge, die sie einfassen und der Wuth der Meereswellen, welche sich seit Jahrhunderten an den Felsenmassen brechen, trozten, zeichnen sich durch auffallende Bildung aus, und man kann sie nicht sehen, ohne sie mit bekannten Gegenständen zu vergleichen; Gefühle, welche die Eingebornen theilten, indem sie den Bergen auf der Westseite der Hauptstadt Benennungen gaben, die ihrem Aeußeren treffend angepaßt sind.

Von dem erwähnten Passe zieht sich die Strasse beständig abwärts bis an den Fuß des Gavia, dann folgt man, sich links wendend, einem Pfade, der früher gepflastert war, und jezt bedeutend erweitert, durch Wald und Gebüsch beständig aufwärts und einige Mal dicht an den Rand des Felsens führt, gegen welchen der Ocean, in einer Tiefe von ein paar hundert Fuß anbrauset und den Schaum seiner mächtigen Wellen bis zu einer erstaunlichen Höhe hinauf sprizt. Gießbäche stürzen sich von dem Gipfel des Berges herab, und eilen über die Strasse dem Meere zu; es ist eine wilde aber herrliche Gegend, und wer sonst furchtlos ist, wird sie mit Vergnügen und Bewunderung der geheimnißvollen Größe der Naturwerke betreten.

Nach einer Stunde Weges, kömmt man an einen See, der seine Benennung von dem Bezirke Tejuca (Lehm, Schlam), in welchem er liegt, erhält; auch dieser See, welcher eine halbe Stunde im Umfange haben kann, ist gleich den meisten Landseen an der Küste durch eine von den Meereswellen aufgeworfene Sandbank gebildet. Obwohl die Um-

gegend noch nicht bewohnt ist, so wird sie doch von nun an freundlicher, und bald darauf nähert man sich einer geräumigen, zum Theile mit Kaffebäumen bepflanzten Ebene, an deren Ende sich der berühmte Wasserfall der Tejuca befindet.

Ein Bergstrom stürzt hier mit reissender Gewalt über einen Felsen von beträchtlicher Höhe herab, und indem er bald senkrecht auffällt, dann wieder über einen glatten Abhang nach der Tiefe eilt, bildet er mehrere Cascaden, und nimmt, ehe er das untere Flußbett erreicht, mancherlei Gestalten an. Der Felsen ist durch das, besonders nach einem heftigen Regen mit außerordentlichem Getöse herabstürzende Wasser, an vielen Stellen ausgehöhlt, und ladet den Lustwandelnden zu einem köstlichen Bade in einem Felsenbecken ein, welches an seinem Fuße stets mit dem klarsten Wasser angefüllt ist.

Diese herrliche Cascade, zu welcher übrigens mehrere Wege von der Stadt aus führen, wird häufig besucht und gehört zu den Lieblingsplätzen des Kaisers. Unter dem Felsen des Wasserfalles befindet sich eine geräumige und merkwürdige Vertiefung, welche zur Zeit, als diese Gegend noch mit Wald und Gebüsch bedeckt war, nur durch Zufall entdeckt werden konnte; wirklich diente dieses Felsendach einigen Einwohnern von Rio de Janeiro zum Zufluchtsorte, als die Franzosen im Jahre 1711 die Stadt überfielen; man sieht noch Ueberreste eines Altares, auf welchem der Gottesdienst gefeiert wurde.

Will man auf einem anderen Wege nach der Stadt zurückkehren, so kann man einem minder gebahnten folgen, der nach dem S. Andreasthale und einigen Getreidmühlen führet, welche die Hauptstadt mit etwas Weizenmehl versorgen. Die Mühlen werden von einem kleinen Gebirgsbache getrie-

ben, welcher in Rinnen nach der Stadt geleitet, einen der öffentlichen Brunnen mit Wasser versieht. Sie sind mangelhaft angelegt und eingerichtet, überhaupt wenig beschäftigt, da jezt von Rio-Grande und Monte-Vidro kein Getreide zum Mahlen mehr hieher gebracht wird, und auch von Europa nicht oft Getreidsendungen kommen, welche bei einer zufällig langen und stürmischen Reise dem Verderben sehr ausgesezt sind.

Als ich mir vornahm, den Wasserfall der Tejuca zu besuchen, beabsichtigte ich zugleich, zwei Kaffee-Pflanzungen zu besehen, deren zweckmäßige Anlage in der Stadt sehr gerühmt wurde, und welche von diesem nicht sehr entfernt waren. Nach kurzem Ritte in der gebirgigen Gegend langte ich in der Pflanzung des verstorbenen Doktors Lessênes an, überreichte dessen Tochter, der Gattin des russischen Vice-Consuls Herrn Kilchen, die mir von diesem gütigst ertheilten Empfehlungsbriefe, und wurde auf das gastfreieste aufgenommen. Der Vater dieser liebenswürdigen Dame, früher Gutsbesitzer auf St. Domingo, wurde durch die Neger-Revolution vertrieben, kam nach Brasilien, ließ sich in der Tejuca nieder, legte eine Kaffeepflanzung auf westindische Weise an, und kann als der Stifter einer Schule für die Cultur des Kaffeebaumes und der Behandlung seiner Früchte nach der Aerndte angesehen werden. Die Brasilianer behandelten nämlich dieses edle Gewächs bisher wenig besser, als irgend eine Pflanze des Urwaldes; sie ließen den Kaffeebaum wild aufschießen, schüttelten die reife Frucht ab, ließen sie auf dem Boden liegen, bis ihre fleischigte Hülle in Fäulniß übergegangen und getrocknet war, dann sammelten sie dieselbe und ließen sie in Mörsern stoßen, bis die eigentliche Kaffeebohne von der Hülse befreit war, und brachten sie zu Markte; ein verdorbenes Produkt, welches wenig gesucht und niedrig bezahlt wurde.

Herr Lessênes legte sogleich eine Baumschule an, ließ den zur Kaffeepflanzung bestimmten Platz, wozu er die inneren Abhänge eines Thales wählte, von Wald befreien, und verpflanzte, als die Bäumchen in der Schule groß genug waren, diese dahin, und zwar damit der Boden früher beschattet und die Aerndte erleichtert werde, in Reihen um en quinconce (in geschobenem Vierecke) bis ihre Zahl auf 100,000 Stücke anwuchs. Sobald die Bäumchen die Höhe von 6 Fuß erreichten, ließ Herr Lessênes sie am Gipfel kappen, damit sie ihre Aeste mehr in die Breite ausdehnten und die Früchte leichter gepflückt werden konnten; die Aerndte wurde mit Sorgfalt, und da der Kaffee nicht mit einem Male reif wird, zu verschiedenen Zeiten vorgenommen; um die Kirschen zu trocknen, bereitete man eigene, der Sonne vollkommen ausgesezte Plätze von geschlagener Erde, (Terreiros) woselbst der reife Kaffee ausgebreitet wurde, dann kam er in hölzerne Mörser und wurde so lange gestoßen, bis die Bohnen von ihrer Hülse befreit waren, die Spreu wurde durch Siebe entfernt, die Bohnen wieder ausgesucht, in Säcke, welche 5 Arrobas (160 Pf.) hielten, nach ihrer Qualität gepackt und in den Handel gebracht. Die Preise, welche Doktor Lessênes für seinen Kaffee erhielt, waren so auffallend verschieden von denen, welche den brasilianischen Pflanzern angeboten wurden, daß diese, dadurch aufmerksam gemacht, zum Theile Herrn Lessênes Verfahren nachahmten. Dadurch erhielt der brasilianische Kaffee einen besseren Ruf auf den europäischen Märkten, und obwohl er noch immer, was seine Qualität betrifft, hinter dem westindischen Kaffee zurückbleibt, so wurden doch 1826 allein in Rio de Janeiro bereits 32,641,948 Pfund ausgeführt.

Ein Beweis, welchen Nutzen einzelne, wirklich erfahrne Landwirthe einem Lande durch gelungene praktische Beispiele

bringen können, und daß die Regierung mehrere in das Land ziehen und auf alle Weise begünstigen sollte.

Als ich auf der Lessênes'schen Pflanzung ankam, waren so eben die Neger mit der Aerndte beschäftiget; ihre Ergiebigkeit hängt, wie überall, von der Witterung, aber auch von dem Alter der Kaffeebäume ab, welche im guten Boden, wenn sie vier Jahre alt sind, ein halbes Pfund, mit sechs bis sieben Jahren aber im Durchschnitte 2 bis 3 Pfund Kaffee vom Stücke geben. Obwohl man nun von 100,000 Bäumen, welche im vollen Ertrage stehen, eine große Aerndte zu erwarten berechtigt ist, so erfordert die Pflege einer so bedeutenden Pflanzung auch wieder sehr viele Menschenhände, und 60 Neger waren hier in beständiger Thätigkeit; ein lebendes Inventar, zu dessen Ankauf, Kleidung und Unterhalt bedeutende Summen nöthig sind; überdieß hängt die Erhaltung der Neger oft von Kleinigkeiten ab, und ein unbedeutender Zufall kann sie in Menge hinwegraffen.

Die Dame des Hauses war so gütig, mich mit der Familie des Herrn Doktors Mook, ihres Nachbarn, bekannt zu machen, dessen Pflanzung an die Lessênes'sche gränzte; auch dort wurde mir der freundschaftlichste Empfang. Die Gebäude, welche Herr Mook aufführen ließ, müssen namhafte Summen gekostet haben; sie waren sämmtlich, besonders die Kaffeemühle, das Trockenhaus und das Magazin sehr zweckmäßig angelegt. In der Mühle, die man hier zu Lande Engenho nennt, wurde der getrocknete Kaffee, gleich den Oelfrüchten am Rheine, gequetscht, nur mit dem Unterschiede, daß man statt der dort erforderlichen Steine hier diesen ähnliche hölzerne Scheiben angebracht hatte, welche den Kaffee pressen, ohne die Bohnen zu beschädigen, und die trockene Hülse und das die Bohne umgebende Häutchen ablösen; eine Windmühle sondert endlich alle Spreu ab.

Außerhalb der Mühle war eine Vorrichtung angebracht, die noch fleischige Hülse von den Bohnen abzustreifen, wodurch sie allerdings leichter zu trocknen sind.

Die Mook'sche Kaffeepflanzung hatte eine schönere Lage, einen größeren Umfang, und nach der frischen Farbe der Bäume zu urtheilen, einen besseren Boden, als die Lessênes-sche, aber es schien mir, daß Herr Mook noch nicht halb so viel Kaffee gepflanzt hatte, als sein Nachbar; überhaupt, daß der Leztere, ehe er kostspielige Gebäude aufführte, sich erst eine bedeutende Aerndte sichern wollte; war man dieser gewiß, so fanden sich die Summen von selbst, um zu bauen und auf industriöse Einrichtungen zu denken; auch hier zeigte sich also der Triumph des erfahrenen Landwirthes über den Theoretiker; Herrn Lessênes Erben konnten muthmaßlich eine Aerndte von 2000 Zentner, Herr Mook aber nur 250 Zentner Kaffee erwarten; ein Ertrag, welcher kaum hinreichte, die Interessen des zu früh angelegten Betriebs-Capitals zu decken, welches füglich, bevor man es auf noch wenig benüzte Gebäude verwendete, der Vergrößerung der Kaffee-Pflanzung und der Vermehrung der Neger hätte zugewendet werden sollen.

Ein großer Theil des Landstriches, welchen man Tejuca heißt, ist Eigenthum einer Familie; Abkömmlinge der ersten Eroberer des Landes, welche der portugiesische Hof zum Lohne ihrer Dienste mit diesen Ländereien belehnte. Die Fruchtbarkeit des Bodens, das besonders dem Kaffeebaue günstige Klima, reizten viele Europäer, sich hier niederzulassen. Sie erhielten von dem Grundherrn nach Verhältniß ihrer Mittel Ländereien, als ewiges verkauf- und vererbbares Erlehen (a ferrado) auf Art und Weise der im deutschen Grund-Vertrage üblichen Freiheitsgerechtigkeit, wofür sie alljährig eine gewiße Summe als Grundsteuer bezahlen. Viele dieser

Ansiedler sind Franzosen, Männer von ausgezeichnetem Herkommen und großer Thätigkeit, und es ist nicht zu bezweifeln, daß man in dieser Gegend zuerst ein Muster europäischer Cultur und Industrie finden wird; eine lehrreiche Schule für brasilianische Landwirthe und europäische Einwanderer.

Einer der schönsten Spaziergänge, von Rio de Janeiro aus, führt auf den Gipfel des Corcovado, an den Bögen der Wasserleitung vorbei, nach dem schön gelegenen Kloster Sta. Thereza bis zu dem Mauerwerke, welches über einen Theil der Wasserleitung gewölbt ist; die Aussicht von dieser nicht unbeträchtlichen Höhe über die Stadt und die Bai ist berühmt. Weiter aufwärts steigend verändert sich die Gegend gänzlich, man sieht nur Urwald und große Felsmassen, bis sich wieder die Aussicht auf ein Thal am Fuße des Corcovado öffnet, welches von einem Bache durchströmt; wird eine seltene Erscheinung in der Nähe der Hauptstadt. Dieses Thal ist sehr bewohnt, und, wie es scheint, meistens von Wäscherinnen; der Bach wimmelt von waschenden und lärmenden Negerinnen, und jedes grüne Plätzchen ist mit blendend weißer Wäsche bedeckt; von dem erwähnten Standpunkte aus besehen, ein gar freundlicher Anblick. Kömmt man weiter aufwärts, so kann man sich an dem klaren und trefflichen Wasser einer Quelle erfrischen, welche von dem Gebirge herabstürzt und in Rinnen, welche in den Felsen gehauen sind, nach dem Becken der Wasserleitung geführt wird. Bald darauf wird die Gegend wilder, jede Spur von Cultur verschwindet und der Berg selbst gewinnt das Aussehen, als ob es unmöglich wäre, auf dessen Gipfel zu gelangen, welcher sich an einigen Stellen fast senkrecht über die ihn umgebenden Urwälder erhebt. Der einsichtsvollen Anordnung des Kaisers verdankt man es, daß jezt ein vortrefflicher, selbst zum Reiten geeigneter Weg bis zur Spitze des Corcovado führt; und ein dort aufgerichteter offener Schuppen gewährt den Spa-

ziergängern gegen ein plötzliches Ungewitter ein vollkommenes Obdach. Nach einer Viertelstunde Weges lichtet sich der Wald, und man kömmt zu einem kleinen Gebäude, welches dem Kaiser gehört, und auch Besuchenden geöffnet wird; gleich darauf erreicht man den Gipfel des Corcovado, 2200 Fuß über der Meeresfläche erhaben, von welchem eine neue, äußerst frische Quelle dem Bassin der Wasserleitung zueilet.

Auf dem kleinen Platteau des Berges steht ein Telegraphe, zu dem man jedoch nur über eine Brücke kommen kann, welche über eine tiefe Kluft (Corego), die den Gipfel des Berges gleichsam zu spalten scheint, geführt ist. Es ist die Meinung viel gereister Männer, daß man von diesem Standpunkte eine Aussicht genießet, welche wenige ihres Gleichen auf dem Erdenrunde hat, und daß die kühnsten Erwartungen des Kenners von Naturschönheiten hier übertroffen werden. Die Landschaft, welche man von dieser beträchtlichen Höhe aus übersieht, ist aber auch unaussprechlich reich und mannichfaltig; Urwälder mit ihrer vielfarbigen Blüthenpracht, eine Menge der lieblichsten Landseen, die große Bai mit ihren schönen Ufern, reizenden Buchten und Inseln, die Hafenbai mit den sie beschützenden Festungen, mit zahllosen Schiffen und hin- und hersegelnden Fahrzeugen bedeckt, die Hauptstadt über Thal und Hügel ausgebreitet, im Hintergrunde eine hohe, merkwürdig gestaltete Gebirgskette, zur Seite der gewaltige, unermeßliche Ocean, und über all dieß Herrliche, die Pracht eines tropischen Himmels! — was könnte das unersättlichste Auge noch begehren?

In dem Gebäude des Telegraphen, dessen Mechanismus und Leistungen äußerst einfach sind, befanden sich einige Invaliden; sie haben die Obliegenheit die Schiffe anzuzeigen, welche sich der Küste nähern, und bei feierlichen Gelegenheiten die kaiserliche Flagge aufzuziehen. Während ich mich

rücksichtslos dem Entzücken überließ, in welches mich die unbeschreiblich schöne Aussicht versezte, beklagten sich die alten abgelebten Soldaten über die Beschwerden ihrer gegenwärtigen Garnison; besonders während der Dauer der kalten Jahreszeit, gegen welche sie keine Schutzmittel hatten, und wenn der Sturm über das Meer brauset, mag es hier oben allerdings kein angenehmer Aufenthalt seyn.

Wendet man sich nach Rio zurückkehrend links, ehe man zu dem Kloster S. Theresa kömmt, so kömmt man in ein romantisches Thal, und zuerst an eine Chaccara (Landsitz), früher Eigenthum des Grafen Hogendorp, eines der Adjudanten Napoleons, der hier mit Armuth und Sorgen kämpfend lebte. Einstens wurde er vermißt, und erst nach mehreren Tagen in einer Felsengrotte auf seiner Besitzung gefunden, woselbst ihn wahrscheinlich voreilige Abkühlung getödtet hatte; sein Körper war zum Theile von Würmern und wilden Thieren aufgezehrt.

VIII.

Die Bai von Rio de Janeiro.

Die Bai von Rio de Janeiro verdiente die ausführlichste Beschreibung; der Plan und Raum dieses Werkes erlauben aber nicht länger bei ihr zu verweilen, als nöthig ist, um den geneigten Leser um sie herum zu führen und ihn mit einigen ihrer wichtigsten Landungsplätze bekannt zu machen.

Es wurde schon früher bemerkt, daß die westliche Seite der Bai mit dem Zuckerhute an der Hafeneinfahrt anfängt;

ihr felsigtes steiles Ufer wird, wenn man die kleinen Forts Lage und Villagagnon passirt hat zuerst am Sacco da Gloria bewohnt, und bald darauf nähert man sich dem südlichen Ende der Stadt, deren Uferstellen bereits von mir beschrieben wurden.

Der Leser wird nun gebeten, mir nach der ihm bekannten Praia (Bai) de Dom Manuel zu folgen, woselbst wir uns auf einer Callua, einem scharfsegelnden Fahrzeuge mit zwei lateinischen Segeln, einschiffen. Wir steuern durch den Kanal der Ilha das Cobras und dem Arsenale, lassen die Ilha dos enchados, auf welcher sich das brittische Hospital befindet und das Pulvermagazin rechts liegen, wenden uns westlich nach der schönen Bai von S. Cristovão und landen an Ponte caju, einer hohen Erdzunge, welche diese Bai von der von Maricaná trennt. Auf dem höchsten Punkte derselben befindet sich eine kaiserliche Chaccera, von welcher nichts gerühmt werden kann, als die gesunde Lage und die reizende Aussicht; wollte man einiges auf die Verschönerung des kleinen Landhauses und des geräumigen Gartens, welchen eine Mauer umgibt, verwenden, so könnte Ponte caju in einen Aufenthalt verwandelt werden, der nichts zu wünschen übrig ließe.

Die Bai von Maricaná, welche wir weiter reisend, links liegen lassen, hat ihren indianischen Namen von einem Flusse, der sich an ihrem äußersten Ende in sie ergießt. Sie wird, indem das Meer dort täglich eine große Menge Sand absezt, sich zulezt anfüllen; die Ufer sind bereits mit Mangle-Bäumen bedeckt, die nur im sumpfigen Boden fortkommen. Etwas nördlicher bleiben nun die Inseln Pinheiro und dos Frades liegen; auf Lezterer befindet sich ein Kloster, welches man fast von allen Theilen des Hafens sehen kann. Immer längs der Küste steuernd, nähern wir uns dem öst-

lichen Ende der Ilha do Governador, und landen unweit S. Bento. Diese Insel, die größte in der Bai, hat ohngefähr 4 Stunden im Umfange und ist Eigenthum des Kaisers; ihr Boden ist sandig, an den Uferstellen zum Theile sumpfig und größtentheils mit Gesträuch und Wald bedeckt. Als der König von Portugal in Brasilien ankam, gefiel ihm bei einem Besuche der Insel der Aufenthalt daselbst so wohl, daß die Benediktiner ihm ein artiges Wohnhaus, welches sie kurz vorher gebaut und S. Bento genannt hatten, zum Geschenke machten; um demselben weiteres Vergnügen zu machen, wurden einige Rehe aus Minas hieher gebracht und die Insel zu einem königlichen Jagdgehege erhoben. Die herrliche Aussicht von S. Bento auf einen großen Theil der Bai, auf die Stadt, den Landungsort der Schiffe und die Mündung des Hafens, erhebt dieses einfache Gebäude zu dem würdigen Aufenthalte eines Fürsten; es enthält zwölf Zimmer und einige Säle, welche alle in einander laufen, aber nur dürftig eingerichtet sind.

In der Nähe der Ilha do Governador ist die See tief; nähert man sich jedoch dem Festlande, so muß man der Gegend sehr kundig seyn, um die seichten Stellen zu vermeiden, über welche höchstens ein leichter Kahn kommen könnte. Das Ufer des Festlandes ist hier häufig flach und sumpfig, doch erheben sich im Hintergrunde beträchtliche Anhöhen; auf einer derselben ist die Kapelle da nossa Senhora da Penha erbaut; eine Zierde der Gegend, und jährlich einmal von einer großen Volksmenge besucht. Eine Stunde unterhalb ergießt sich der Isará, ein breiter, an seiner Mündung sehr seichter Fluß in die Bai. Wir landen nun an der Insel Saqueté, dem gewöhnlichen Ruhepunkte der Barkenführer auf ihrer Reise nach der Stadt; die auf dem gemauerten Kai erbaute Venda liefert uns einige Lebensmittel, unsere Ruderer erhalten den Auftrag sie zuzube-

reiten, wir genießen das vereinigte Mittag- und Abendmahl und kehren auf die Fallua zurück, welche wir so weit als möglich aus dem Bereiche der Insekten bringen lassen, und begeben uns, von dem leicht schaukelnden Fahrzeuge sanft gewiegt, zur nächtlichen Ruhe.

Den folgenden Tag kommen wir an den Mündungen des Marité, Serapui, Iguazú und der Spitze Tupiacangá der Ilha do Governador vorbei, und fahren nun an der Mündung des Inhomerim vorüber, eines der ansehnlichsten Flüsse, die sich in die Bai ergießen. Das Fahrwasser ist hier, der Sandbänke wegen, durch besondere Zeichen angemerkt, wir halten uns daher weiter südlich und kommen nun in eine schöne Gegend; die See wird tiefer, die Aussicht belebter, die Ufer mehr bewohnt und die Küste erhebt sich allmählig zu bedeutenden Gebirgen; einige Ortschaften liegen theils auf den Anhöhen zerstreut, oder in der Nähe der Kapellen da nossa Senhora da Guia und dos Remedios, welche sich in der Ferne äußerst gut ausnehmen.

Kömmt man der Mündung des Flusses da Guia gegenüber, so zeigt sich eine Art Vorgebirge, Ponte Coroa genannt, auf welches man zusteuert und sich nun der Mündung des Surui nähert, der mit großer Eile in die Bai strömet. Die Einfahrt in den Fluß ist etwas beschwerlich, an manchen Stellen seicht oder durch das sumpfige Ufer eingeengt; kömmt man aber stromaufwärts, so zeigt sich eine gute Landungsstelle für die Barken, mittelst welchen die Bewohner der Umgegend die Produkte des Bodens nach der Hauptstadt schicken, und von daher sich mit ihren Bedürfnissen versehen. Von den Einwohnern von Surui wird ein lebhafter Handel mit Baum- und Feldfrüchten, besonders Mandioc-Mehl, Brennholz und dem Rohr der Tacuara getrieben. Von der Kirche St. Nicolaus genießt man eine

der schönsten Aussichten in Brasilien, und alles zeigt an, daß diese herrliche Gegend in einem halben Jahrhundert sehr bevölkert und trefflich angebaut seyn wird.

Nachdem wir in einer der Vendas, unfern der Orts-Kirche, ächt brasilianisch bewirthet wurden, verlassen wir den Surui, lassen die Mündung des fisch- und muschelreichen Iriri links liegen, und uns nun östlich wendend, übersehen wir eine sehr schöne Küste; dann längs dem Morro de Piedade steuernd, erreichen wir einen sicheren und bequemen Hafen, an welchem das freundliche Kirchspiel dieses Namens erbaut ist; die eintretende Dunkelheit gestattet gerade noch, uns zu überzeugen, daß dieser Landstrich gut bevölkert und angebaut ist.

Den kommenden Tag langen wir frühe an der Mündung des Magé, eines breiten, aber nur bei hohem Wasser schiffbaren Flusses an; die flache, sumpfige, mit Mangle-Bäumen und Schwertlilien bedeckte Küste, bildet, sich einwärts wölbend, eine geräumige Bucht; stromaufwärts fahrend kömmt man aber, sobald der Boden des Ufers fest zu werden beginnt, und ohngefähr eine Stunde von der Mündung des Stromes entfernt, an dem Städtchen Magé an; dem ansehnlichsten Ort in der Nähe von Rio de Janeiro und davon 10 Stunden gelegen. Magé hat einige regelmäßige Strassen, mehrere gut gebaute Häuser und eine schöne Kirche, treibt bedeutenden Handel und wird von thätigen Menschen bewohnt. Man hat schon vor zwölf Jahren angefangen, in der Umgegend die schwarze Gattung der Ipecacuanha zu bauen, und der Versuch ist nicht mißlungen.

Wenn man die Mündung des Magé verläßt, um die Reise längs der Küste der großen Bai südlich fortzusetzen, so muß man sich beständig über eine Stunde von ihr entfernt

halten, da das Wasser in ihrer Nähe allenthalben sehr seicht ist; nur da, wo es Kanäle durch den Ufersand grub, kann man sich dem Lande in größeren Fahrzeugen nähern. Dieselben Hindernisse zeigen sich, wenn man an die Mündung des Iguapezu kommt, vor welcher eine große von mehreren Kanälen durchschnittene Sandbank liegt; allein auf diesen und nur bei hohem Wasserstande kann man in den Fluß gelangen, welcher dadurch jene Bedeutung verliert, worauf er durch seine Größe und Tiefe, die alle Flüsse, welche sich in die Bai von Rio de Janeiro ergießen, übertreffen, Anspruch machen könnte. Der Handel, welchen die Bewohner dieser Gegend treiben, ist darum unbedeutend und besteht vorzüglich nur in der Versendung von Bauholz und Brettern, welche mit Stricken an einander befestiget in der Gestalt von Flößen (Balsas) bis zur Mündung des Flusses geschwemmt, hier auseinander genommen, und in der Art wieder zusammengesezt werden, daß in die Mitte der Baumstämme große Canoas kommen, über welche Querbalken und an diese das Treibholz befestiget wird; also hergerichtet, wird der Floß nach der Hauptstadt gebracht.

Der Iguapezu nimmt drei von Ost- und Nordost kommende Flüsse, den Casarebú, den Piráſenungá und den Macacú auf; an beiden Lezteren liegen die Villas gleichen Namens; bedeutende, volkreiche Orte, in einer sehr fruchtbaren Gegend.

Da es nicht im Zwecke unserer Reise liegt, in das Innere des Landes zu dringen, so segeln wir an der Mündung des Iguapezu vorbei, längs der sumpfigen Küste fort, dringen in die Mündung des Guaxendiba ein, und landen an dessen linkem Ufer vor S. Gonzales, einem kleinen Fischerorte. Hätten wir Muße, so würden wir nach dem entgegengesezten Ufer übersetzen und das kleine indianische

Dorf S. João da Tapacorá besuchen, woselbst die Tupi-Sprache, welche von den Ureinwohnern dieses Theiles von Brasilien gesprochen wurde, wenn auch sehr mit der portugiesischen Mundart vermischt, noch immer üblich ist.

Wir essen treffliche Fische, und verlassen dann den Guarendiba und die Küste der großen Bai um auf der Insel Paquetá ein Nachtlager zu suchen; gerade auf Morro grandé zusteuernd, kommen wir auch wirklich vor Sonnen-Untergang vor Paquetá an, landen ostwärts in einer von freundlichen Wohnungen umgebenen Bai, und finden in einer gut eingerichteten Venda ein bequemes Nachtlager.

Die Insel Paquetá wird für die reizendst gelegene in der Bai von Rio de Janeiro gehalten, und Ausländer, welche sie besuchen, sprechen mit Entzücken von ihrer höchst pitoresken Lage. Sie ist in der Mitte flach und schmal und an ihren Enden breit und hoch; östlich und westlich befinden sich geräumige Buchten, doch ist die Westliche nur bei ruhigem Wetter sicher. Um dieselben her, wie überhaupt auf der ganzen Insel, sind viele freundliche Wohnungen gebaut, Gärten angelegt, und mehrere tragen Spuren, daß sie früher von angesehenen und reichen Personen bewohnt wurden. Der Boden ist zwar sandig, aber dennoch sehr fruchtbar und Baum- und Feldfrüchte gedeihen vortrefflich. Einer der bedeutendsten Erwerbszweige der Einwohner ist das Einsammeln der See-Muscheln, welche sie auf eine eigenthümliche Weise in Kalk verwandeln. Anstatt sich eines Ofens zum Brennen zu bedienen, legen sie im Freien eine Lage Holz kreisförmig auf die Erde, auf diese eine Lage Muscheln, und wechseln so ab, bis der Haufen die Form eines abpestumpften Kegels annimmt, worauf sie ihn anzünden. Die starke Mischung der Holzasche mit dem ohnehin wenig kräftigen Muschelkalke, verschlechtert diesen wesentlich; aber in Ermangelung eines

Besseren wird selbst dieses verdorbene Produkt theuer bezahlt.

Der merkwürdigste Punkt der Insel ist unstreitig das nördliche Ende derselben; große Massen ganz nackter, ungeheurer Felsen erheben sich einzeln zerstreut und in Gruppen von auffallender Gestalt, und als hätten Menschenhände sie aufgethürmt, aus dem Wasser. Seit Jahrhunderten versuchten die Elemente ihre zerstörende Kraft an ihnen; einige sind abgerundet, andere höchst merkwürdig trichterförmig oder horizontal durchlöchert, und manche nähern sich ihrer völligen Zerstörung; nur mühsam kann man sich von diesem Bilde der schaffenden und zerstörenden Natur losreißen.

Wir setzen den kommenden Tag, sobald die ersten Strahlen der Sonne die Spitzen der östlichen Gebirge vergolden, unsere Reise fort; wer jemals um diese Zeit die herrliche Bai beschiffte, wird mir beistimmen, daß der Genuß eines solchen Morgens durch nichts mehr übertroffen werden kann.

Noch scheint die Natur zu schlummern; über die Bai ist feierliche Stille verbreitet; die Wellen des Binnenwassers, einem großen Landsee ähnlich, brechen sich mit leisem Gemurmel an dem Gestade der Inseln, und am wolkenlosen Horizonte verkündet der matte Schimmer der scheidenden Sterne den werdenden Tag. Endlich erhebt sich die Sonne, von den Geschützen der Hafenforts und der Kriegsschiffe begrüßt; die Führer der Fahrzeuge, welche die Nacht über auf verschiedenen Stellen vor Anker lagen, stoßen in das Schiffshorn, dessen lang gezogene Töne über die Bai hin bis zum fernen Ufergebirge dringen; gleich darauf kräuselt ein frischer Landwind die Wellen, zahllose Fahrzeuge ziehen ihr gewaltiges Segel auf, der Wind schwellt sie, und indem sie alle einem Ziele zusteuern, kommen sie sich gegenseitig

näher und bringen Leben und Regsamkeit in eine Gegend, die noch vor Augenblicken ganz verlassen schien.

Dem Reiseplan gemäß sollten wir eigentlich die Fahrt längs der östlichen Küste der Bai fortsetzen, da sie aber, von der Mündung des Guaxendiba angefangen, während einer bedeutenden Strecke Weges immer gleichförmig und wenig bewohnt ist, so steuern wir gerade auf eine Inselgruppe los, über welche das hohe Vorgebirg Ponte d'arrea hervorragt; auf der Hinfahrt kommen wir an vielen Inseln von verschiedenartiger Gestalt und Größe vorbei. Alle bestehen aus Granitfelsen, welche entweder, sehr hoch über das Wasser hervorragend, allmählig mit Erde bedeckt wurden und mit jener üppigen Vegetation prangen, welche dem brasilianischen Klima besonders eigen ist, oder sie bestehen aus ganz nackten, theils abgerundeten, oder auf eine unbegreifliche und höchst sonderbare Weise durch- und übereinander liegender Felsenmassen. Die Inseln, welchen wir uns jezt nähern, scheinen einen Theil der Küste des Festlandes auszumachen, mit welchem sie vielleicht vor nicht sehr langer Zeit zusammenhingen; sie erheben sich hoch über den Spiegel des Wassers, sind mit Fleiß angebaut, oder tragen Spuren einer früheren sorgfältigen Cultur; auf einigen befinden sich geschmackvolle Wohnungen, aber alle gewähren einen entzückenden Anblick. Die beiden größten Inseln da Velha und Mungangué trennt ein schmaler, aber tiefer Canal, welchen wir durchschiffen, um auf die nahe liegende südliche Küste der großen Bai zu steuern, deren flaches Ufer aus festem weißen Sande besteht; etwas weiter landeinwärts erheben sich steile und hohe Gebirge, mit Wäldern und dem schönsten Grün bedeckt, welches dem Auge allenthalben einen angenehmen Ruhepunkt darbietet.

Der erste bemerkenswerthe Ort an diesem Theile der Küste liegt auf der steilen und vorspringenden Spitze eines

Berges, in der Bai von Santa Anna, es ist das indianische Dorf Santo Lorenzo, dessen Bevölkerung, Abkömmlinge der Ureinwohner, die Sitten und Sprache der Eroberer angenommen haben. Es sind gutmüthige, sanfte, aber träge Menschen, welche sich mit Fischfang und der Verfertigung von irdenem Kochgeschirre nähren, das sie nach der Stadt bringen. Sie verfahren bei dieser Arbeit ganz wie ihre Vorfahren, und geben dem Geschirre die gehörige Gestalt bloß mit ihren Händen; ihre Frauen brennen es mit vieler Geschicklichkeit, so daß es ohne Glasur sehr gut im Feuer aushält. Noch immer handhaben sie Bogen und Pfeil mit großer Sicherheit, und ihre Kinder bedienen sich anstatt der Pfeile, kleiner Thonkugeln, womit sie Vögel auf eine große Entfernung tödten. Santo Lorenzo ist in der Geschichte Brasiliens wegen der Vertheidigung eines indianischen Häuptlings berühmt, der nur mit einer Kanone versehen, welche er mit Steinen lud, die Mannschaft eines bewaffneten französischen Fahrzeuges, welche (im Jahre 1568) das Dorf angriff, mit bedeutendem Verluste zurücktrieb.

Die Bai von Santa Anna ist von beschränktem Umfange, ihre Ufer sind seicht und von ihrer früheren Verbindung mit Praia grande, von welchem Orte sie durch eine breite Landenge getrennt wird, ist jezt keine Spur mehr vorhanden. Dorthin sezen wir nun unsere Reise fort, den erst gekommenen Weg wieder betretend, doch halten wir uns nahe an das südliche Ufer und gelangen bei Armazem (Magazin) in das Binnenwasser der großen Bai von Rio de Janeiro. Diese Gebäude wurden von einer Gesellschaft Wallfischfänger aufgeführt, als der Riese des Meeres den Hafen von Rio noch besuchte, oder an der Küste gefangen wurde; die Anstalten, den Thran auszulassen, waren vortrefflich. Hinter den Vorrathshäusern führt der Fußweg über eine steile Anhöhe nach Praia grande; die Aussicht auf ihrem höch-

sten Punkte über die Bai und die gegenüberliegende Hauptstadt ist vorzüglich schön.

Sobald wir die Spitze von Armazem umsegeln, befinden wir uns in der großen Bai, welche der Hauptstadt gerade gegenüber liegt; an ihrem flachen sandigen Ufer ist das Städtchen Praia grande erbaut, und trägt durch seine zierlichen, blendend weißen Häuser wesentlich bei, den Reiz der Gegend zu erhöhen. Praia grande, welches gegen 1,200 Einwohner zählt, vergrößert sich mit jedem Jahre; durch seine Verbindung mit allen östlichen Theilen der Provinz Rio de Janeiro führt es einen lebhaften Handel nach der Hauptstadt; überdieß besuchen die Bewohner derselben Praia grande mit besonderer Vorliebe, und man kann sagen, daß keine Stunde vergeht, welche nicht Besuchende hin und zurück brächte. Eine große Menge Falluas sind in immerwährender Thätigkeit zwischen beiden Ufern, welche hier ein und eine halbe Stunde von einander entfernt seyn mögen, die lebhafteste Verbindung zu erhalten; besonders an Sonn- und Feiertagen wimmelt Praia grande von munteren Städtern, welche in den Vendas und Wirthshäusern des Städtchens gewöhnlich den Verdienst der vergangenen Woche zurücklassen. Fast in der Mitte dieser Bai vernimmt man ein höchst merkwürdiges Echo, und wer so glücklich ist, sich in dem Augenblicke auf dieser Stelle zu befinden, in welchem ein eben ankommendes Kriegsschiff die Stadt salutirt, der wird zugestehen, nichts ähnliches gehört zu haben.

Wir eilen nun nach dem Sacco de St. Francisco Xavier, welchen eine Landzunge von Praia grande trennet, und woselbst das freundliche Oertchen St. Domingos erbaut ist; hier endet die bewohnte Seite der großen Bai mit dem kleinen Fort St. Joaõ und unsere Reise um dieselbe.

Wir wenden uns nun westlich, und langen, von einem frischen Seewinde begünstigt, indem wir auf das entgegengesezte Ufer zusteuern, wieder in der Praia de Dom Manuel an, von wo wir ausgesegelt waren.

Wollte man übrigens die Bai von Rio de Janeiro mit Muße umschiffen, so dürfte ein Zeitraum von acht Tagen dazu erforderlich seyn; es könnte schwerlich einen größeren Genuß geben, als diese kleine Reise, wenn sich einige muntere Freunde zusammengesellten, welche, empfänglich für die Schönheiten der Natur, diesen zu Liebe muthig genug wären, etwas Hitze zu ertragen und einen kleinen Kampf mit den Insekten zu bestehen, welche sich nun einmal allenthalben einfinden, wo der Mensch sich aufhält.

Siebentes Buch.

Reise in die Provinz Minas-Geraes.

I.

Verhaltungsregeln für den in Brasilien Reisenden. — Einschiffung nach Porto d'Estrella. — Handels-Caravanen. — Verfahren bei dem Packen und der Pflege der Lastthiere während der Reise. — Ankunft in Mandiocca. — Besuch einer Zuckerpflanzung. — Häusliche Einrichtung und Lebensweise eines brasilianischen Pflanzers. — Abreise von Mandiocca. — Die Serra da Estrella. — Brasilianische Landstrassen. — Das Landgut des Padre Correa. — Reiseroute nach Villa-Ricca. — Landgüter der Geistlichen. — Pampulha. — Engenho de Cebola. — Ankunft bei dem Rio Paraiba. — Zusammentreffen mit einem brasilianischen Eremiten. — Der Rio Paraibuna. — Wacht- und Zollhaus daselbst.

Es ist noch nicht lange her, daß man, um in Brasilien zu reisen, und um nicht jede, dem gebildeten Menschen unent-

behrliche Bequemlichkeit zu vermissen, sich mit einem lästigen Gepäcke und mit einem Vorrathe von Lebensmitteln versehen mußte. Das hat sich seitdem etwas geändert, der Luxus des Europäers bahnte sich einen Weg selbst durch die Wildnisse Brasiliens, und der Reisende wird jezt, wenn er auch die Annehmlichkeiten seines Vaterlandes vermissen sollte, fast allenthalben, wo die Bewohner unter sich in Verbindung stehen, ein Obdach und die landesübliche Nahrung vorräthig finden; dem Weichlinge, oder dem Sklaven eines verzärtelten Gaumens, dürfte dieses allerdings nicht genügen.

Nichts desto weniger sind zu einer Reise in das Innere des Landes schon darum einige Vorbereitungen nöthig, weil man keine andere Gelegenheit zum Weiterkommen hat, als sich eines Pferdes oder Maulthieres zu bedienen; denn in einem Wagen zu reisen ist durchaus unmöglich. Es scheint mir daher nicht überflüßig dem Leser, auch wenn er die Absicht nicht haben sollte, Brasilien zu besuchen, einige Verhaltungsregeln mitzutheilen, wie man in diesem Lande am Besten fortkömmt.

Reiche Landeigenthümer oder Personen von Rang, reisen mit einem großen Gefolge, vielen Lastthieren, Tragsänften für die Frauenzimmer, mit Aufsehern und Treibern; sie führen einen ganzen Haushalt mit sich; Betten, Kochgeräthe, kurz was zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich ist; sie reisen daher äußerst langsam und auf eine sehr kostspielige Weise. Andere beladen nur einen starken Esel mit ihrem Gepäcke und lassen ihn durch einen Neger nachtreiben; dadurch werden sie aber gewißer Maßen von der Geschicklichkeit und der fleißigen Aufsicht des Treibers abhängig, weil im Gegentheile das Lastthier bald unbrauchbar wird. Eine dritte Art zu reisen ist endlich, daß man sich einer Caravane anschließt, sein Gepäcke dem Aufseher derselben übergibt, ihn überhaupt

während der ganzen Reise für sich sorgen läßt; ist dieses ein ordentlicher, gesitteter Mann, so befindet sich der Reisende vortrefflich, und man kann dann jedem Europäer empfehlen, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, welche ihn, wenn sie auch keine schnell befördernde ist, sehr vieler Beschwerden und Unannehmlichkeiten überhebt.

Jeder reisende Ausländer muß sich übrigens mit einem gültigen Passe, von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ausgestellt, versehen; ohne denselben wird er an den Zollhäusern der verschiedenen Provinzen zurückgewiesen.

Fremde von Rang, oder Gelehrte, welche an die Regierung empfohlen sind, erhalten eine Portaria oder königlichen Befehl, welcher es allen Behörden wie den Bewohnern des Landes zur Pflicht macht, dem Vorzeiger gegen baare Bezahlung nach der Taxe, Thiere, Lebensmittel und Obdach zu reichen, oder ihm dazu zu verhelfen. In wenig bewohnten Ländern ist eine solche Portaria höchst nützlich und oft das einzige Mittel die Reise fortsetzen zu können, da die Brasilianer den Ausländer nicht achten und ihm im Allgemeinen abgeneigt sind. In bevölkerten Gegenden wird sich jeder Fremde von Bildung schämen, Thiere und Lebensmittel zu erpressen, wenn er sich diese auf eine anständige, wenn auch etwas kostspieligere Art verschaffen kann.

Wer in Brasilien reisen will, muß ein fester und unerschrockener Reiter seyn, sonst setzt er sich oft großer Gefahr aus, oder macht sich bei den Einwohnern lächerlich, welche sämmtlich treffliche Reiter sind. Wenn man nicht Gelegenheit hat ein sicheres und starkes Pferd zu kaufen, wird man besser thun sich mit einem gut abgerichteten Maulthier zu versehen; diese Thiere sind ausdauernd, ungemein sicher, aber

nicht immer ohne Tücke; Stutten reitet man nicht, weil ihr Aeußeres häßlich ist, sonst sind sie ausdauernd und zahm.

Es gibt Personen, die nicht reisen können, ohne eine Menge und oft sehr überflüssiges Gepäcke mit sich zu führen; in Brasilien dürfte dieses zu einer außerordentlichen Last werden. Der Reisende sollte dort nur ein paar leicht aufzuladende Koffer, einige Kleider, Wäsche, Wachslichter, geriebenen Kaffee, Thee und einige Arznei-Mittel enthaltend, mitnehmen.

Statt einer Matratze oder einem Feldbette (cama de Vento), welche nicht leicht fortzubringen und vor Regen zu schützen sind, empfehle ich eine netzartige Hangmatte (Rede), welche äußerst leicht fortgebracht und allenthalben aufgehängt werden kann. Ohne diese einfache und bequeme Lagerstätte kömmt man oft in den Fall, auf einer, auf der Erde ausgebreiteten, Ochsenhaut schlafen zu müssen, und erhält manchmal an giftigen, eine warme Stelle suchenden Schlangen, Schlafgesellen, welche sich zwar ruhig wegschleichen, wenn man sie nicht stört, bei der mindesten zufälligen Berührung aber sogleich beissen.

Die Europäer haben zum Theile die Gewohnheit, in den aus der Heimath mitgebrachten Kleidern zu reisen, die sich keineswegs dazu eignen; die Landestracht ist viel zweckmäßiger und gesunder. Ein grauer Filzhut mit großem Rande schüzt fast den ganzen Körper vor den verticalen Sonnenstrahlen und gegen Regen; eine Hose und Jacke von Tuch verwahren ihn gegen plötzliche Erkältung, der man in einem heißen und schnell wechselnden Klima, bei der verstärkten Ausdünstung des Körpers beständig ausgesezt ist. Stiefel von weichem ungefärbtem Hirschleder, welche über das Knie hinauf reichen, bedecken den Fuß gegen Schmutz

und Insekten; und ein großer Reitermantel, während den kalten Nächten der Gebirgsländer sehr willkommen, vollendet den Anzug des brasilianischen Landbewohners. Auch sein Sattel, so altväterisch er immer aussieht, ist bequemer als der Englische, auf welchem man sich bei Uebersteigung hoher Gebirge oft nicht zu halten vermag. Dem Reisenden empfiehlt man ferners, sich mit Alforges, sogenannten Reittaschen, zu versehen, welche durch einen Riemen verbunden, auf dem Rücken des Pferdes und zu beiden Seiten herabhängend, hinter dem Sattel befestiget werden. Ein Trinkgefäß, an einem langen Riemen hängend, wird gute Dienste leisten, um von dem Reitthiere herab Wasser zu schöpfen, und ein paar gute Pistolen, an der gewöhnlichen Stelle des Sattels befestiget, sind immerhin nicht überflüssig, bei weiteren Reisen aber durchaus nothwendig.

Ich beginne nun die Erzählung meiner Reise nach Minas Geraes, einer der merkwürdigsten, bevölkertsten und cultivirtesten Provinzen des großen Kaiserreiches. Ob die Art, wie ich erzähle, des geehrten Lesers Beifall erhalten, ob sie ihn unterhalten wird, muß ich erwarten. Ich hielt es nicht für zweckmäßig mein Tagebuch wörtlich abzuschreiben, denn nur gar zu oft hatte ich gar keine Gelegenheit anderes einzutragen, als die allergewöhnlichsten Begebenheiten: Ankunft, Befriedigung des Magens, Abreise; mit diesen ewigen Wiederholungen sollte man, wie mir scheint, den Leser verschonen. Abendtheuer erlebt man heut zu Tage nicht mehr auf lebhaft besuchten Strassen, und meine Phantasie, oder vielmehr meine Wahrheitsliebe, wollte sich nicht herleihen, welche zu erdichten.

Von der gewöhnlichen Weise vieler Reisebeschreibungen abgehend, habe ich endlich die Bemerkungen über die Bewohner und den Land- und Bergbau dieser Provinz, am

Schlusse meiner Reise beigefügt, in der Meinung, durch diese Zusammstellung deutlicher und faßlicher, als durch beständige Unterbrechungen zu werden.

Wer große Unterhaltung erwartet, dürfte getäuscht werden; wenn man nicht Naturforscher ist, kann man von einer weiten Reise in Brasilien nur wenig erzählen; verdorbene Fußwege, undurchdringliche Wälder, unübersehbare, nackte Weiden, weit von einander entfernte, in Bauart und Cultur fast immer gleiche Landgüter, wechseln mit einander ab, und ermüden zulezt den Reisenden; nicht besser geht es ihm mit den Einwohnern, welche, ohne wissenschaftliche Bildung, und von beschränkten Begriffen, in ihre Unterhaltung keinen Wechsel zu bringen wissen. Sobald der Reiz der Neuheit verschwindet, tritt lange Weile an seine Stelle, und nicht selten bemächtiget sich des Europäers, wenn er längere Zeit in Brasilien lebt, eine Art Heimweh, die zulezt in Lethargie und gänzliche Gleichgiltigkeit ausartet.

Die Einförmigkeit des Landes, troz den außerordentlichen Naturschönheiten, ist aber so groß, daß derjenige, welcher sich auf 20 bis 30 Stunden von der Seeküste entfernt, sich einen Begriff von ganz Brasilien machen kann; wer jemals daselbst reiste, wird gewiß diese Ansicht theilen.

Ein Anderes ist es, wenn man die Absicht hat, sich in Brasilien und auf dem Lande häuslich nieder zu lassen; alle Gegenstände erwecken dann größere Theilnahme, und ich wenigstens fühlte nie lange Weile; möchte es mir gelingen, sie auch von meinen Lesern entfernt zu halten.

Von der Hauptstadt Brasiliens führen zwei Wege nach Minas, einer zu Lande, der andere zu Wasser; der Leztere wird allgemein vorgezogen.

Man schifft sich zu diesem Behufe auf Barken ein, welche in der Bai der Mineiros liegen, und diese gegen Mittag, wenn der Seewind eintritt, verlassen. Dieses schwerfällige Fahrzeug ist zur Hälfte mit einem dicken Schilfdache bedeckt, und mit einem Segel versehen, dessen übermäßige Größe es in Gefahr bringt, bei heftigem Winde umzuschlagen, und nur dem Schutze der Gebirge, welche die Bai umgeben, verdankt man es, daß nicht täglich Unglück geschieht; um so mehr, da die Leitung der Barke an drei unwissende Neger übergeben ist. Die Reisenden suchen auf den aufgehäuften Waaren, über welche man getrocknete Ochsenhäute breitet, Platz zu finden, und obgleich diese Reise zu den Angenehmsten in der großen Bai von Rio gehört, so ist man doch herzlich froh, die schmutzige Barke sobald als möglich zu verlassen. Mit günstigem Winde kömmt man nach wenigen Stunden vor der Mündung des Inhumerim an, der hier so breit und tief ist, daß ihn selbst Schiffe von hundert Tonnen befahren könnten; aber bald nachher zeigt sich angeschwemmtes und mit Manglebäumen bedecktes Land, zwischen welchem sich der Fluß im trägsten Laufe und unzähligen Krümmungen windet. Ungeziefer aller Art wirft sich blutgierig auf die Reisenden, die sich wahrhaft glücklich preisen, noch vor eintretender Nacht Porto d'Estrella zu erreichen; ist dieß nicht möglich, so wird auf dem Flusse übernachtet; ein Losungszeichen für Mosquitos, Stomexes, Tempraneroẽs, und wie die verschiedenen Arten von Stechfliegen alle heißen mögen, die nun in dichten Schwärmen und sich gleichsam ablösend über Menschen und Thiere herfallen, und sie nur dann verlassen, wenn sie sich mit ihrem Blute vollkommen gesättiget haben. Alle Versuche, ihre Angriffe abzuwehren sind vergebens, und die Bemühungen sie mit Rauch und Umsichschlagen zu vertreiben, haben keinen anderen Erfolg, als daß man in Schweiß versezt und beinahe erstickt wird. Wenn dann der Mond seinen lieblichen Schimmer

über diese höchst romantische Gegend verbreitet, und der Landwind die Luft angenehm abkühlet, so hat man keinen anderen Wunsch, als das mächtige Gestirn des Tages recht bald aufgehen zu sehen, vor welchem diese Quälgeister allein entfliehen.

In Porto d'Estrella, dem ersten Orte an dem rechten Ufer des Inhumerim, werden die Waaren ausgeladen, die für Minas und das Innere Brasiliens bestimmt sind, und die Landesprodukte, von daher kommend, nach der Stadt eingeschifft; dadurch werden viele Menschen beschäftigt und viel Geld in Umlauf gesezt; die Einwohner nähren sich daher gut, und der Ort vergrößert sich mit jedem Jahre. Wer jezt daselbst ankömmt, wird von der allgemein herrschenden Regsamkeit und Lebhaftigkeit überrascht; sie ist eine natürliche Folge der landesüblichen Art, alle Handelsgegenstände von einem Orte zu dem anderen zu bringen.

Die Regierung hat nämlich bisher weder Zeit noch Mittel gefunden, ihre Aufmerksamkeit der Anlage von Landstrassen zuzuwenden; die Wege sind daher außerordentlich schlecht; Fuhrwerk kann durchaus nicht gebraucht werden, und ohne dem höchst nützlichen Lastthiere, dem Maulesel, würde jede Verbindung zwischen dem Inlande und der Küste unmöglich seyn; der Stärke, Ausdauer und Genügsamkeit dieses Thieres verdanken es also die Bewohner der entferntesten Provinzen allein, ihre Produkte absetzen und sich mit Bedürfnissen, welche sie nicht erzeugen, versehen zu können. Täglich kommen zahlreiche Caravanen schwer beladener Esel aus dem Inneren Brasiliens, manchmal aus der für Brasilien ungeheuren Entfernung von 300 Stunden, und im steten Kampfe mit Hindernissen, von welchen der Europäer keinen Begriff hat, setzen ihre Ladung in Porto d'Estrella ab, und kehren mit anderen Gegenständen in ihre Heimath zu-

rück. Natürlich wird eine große Ordnung und Aufmerksamkeit erfordert, damit die Thiere während einer so bedeutenden Reise nicht erschöpft und die Waaren nicht verdorben werden; die bestehenden Einrichtungen sind auch wirklich bewunderungswürdig und verdienen eine ausführliche Beschreibung.

Es macht den Erwerbszweig vieler Menschen im Innern Brasiliens aus, eine beträchtliche Anzahl Maulesel zu halten, gegen Bezahlung der Fracht die Produkte des Pflanzers an die Küste zu bringen, und von dort die Güter des Kaufmanns zurück zu nehmen. Sobald daher ein Pflanzer seine Vorräthe versenden will, nimmt Jener seine Thiere von der Weide und rüstet sie zur Reise; übersteigt ihre Zahl sieben, so nimmt sie den Namen Tropa an und erhält einen eigenen Aufseher (Tropeiro); dieser ist für die Ladung verantwortlich, sieht darauf, daß die Thiere sorgfältig gepackt werden, bestimmt das jedesmalige Nachtquartier, beschlagt und pflegt die allenfalls gedrückten oder beschädigten, sorgt für ihren Unterhalt, wie für den seiner Untergebenen, und bestreitet alle Auslagen während der Reise. Meistens besteht eine Tropa aus fünfzig Lastthieren, welche in Sektionen (Lotas) von sieben Thieren abgetheilt werden, und gewöhnlich eine Pferd-Stutte mit sich führen, welcher die Esel bereitwillig folgen, und von der sie sich auf der Weide weniger weit entfernen, als wenn sie allein sind. Jede Lota erhält einen Treiber (Tocador), dem sorgfältige Bepackung und Pflege der Thiere obliegt; er geht während der Reise hinter seiner Abtheilung nach, und gibt Acht, daß keines zurück bleibt, oder etwas von der Ladung verliert; der berittene Tropeiro schließt die Caravane.

Auf dem Landgute des Pflanzers angekommen, woselbst die zu versendenden Produkte, bereits in ledernen Säcken, oder in wohlverwahrten Ballen oder Fäßchen gepackt, bereit liegen,

wird die erste Lota vorgenommen und mit dem Laden angefangen. Dieß erfordert viele Uebung, und eine genaue Kenntniß der Stärke der Thiere. Ein guter Maulesel trägt auf einer lange dauernden Reise sechs Arrobas (d. Ar. 32 Pf.) ein Vorzüglicher 8; auf einer küzeren rechnet man auf jedes Thier 250 Pfund. Ueberladung reibt es auf und macht es so eigensinnig, daß es durch kein Gewaltmittel weiter zu bringen ist; nachläßig geladen, das heißt ungleich vertheilte Ladung, verursacht augenblickliche Verwundung. Der Packsattel (Cangalha) ist ganz besonders gestaltet; er besteht aus zwei Stücken des härtesten, an beiden Enden sanft gekrümmten Holzes, welche in einem gleich laufenden Abstande von 2 Schuh so auf ein dickes, mit Leder überzogenes Strohkissen befestiget werden, daß der gekrümmte Theil aufwärts gerichtet über den Rücken des Lastthieres zu liegen kömmt; ein breiter Gurt von ungegerbtem Leder schließt Kissen und Sattel an den Leib, und ein Brust- und Hinterriemen verhindern, daß die Cangalha weder vor- noch rückwärts gleiten kann. An die vorstehenden Hörner des Sattels wird nun die Ladung mit Riemen, welche durchgehends die Stelle von Stricken versehen, im möglichsten Gleichgewichte gehangen, und kleinere Gegenstände zwischen die Ballen gelegt; dann wird die ganze Ladung mit einer großen ungegerbten Ochsenhaut bedeckt und wieder mit einer Gurte festgeschnallt. Sind sämmtliche Thiere der Lota also bepackt, so wird das Nachtquartier bestimmt und der Treiber sezt seine Abtheilung in Bewegung. Gewöhnlich wird das stärkste Thier, mit Glocken behangen oder sonst geschmückt, daran gewöhnt, voraus zugehen; es führt einen seinen Eigenschaften entsprechenden Namen (Diamant oder grã o Turco ꝛc.). An dieses richtet sich der Ruf des Führers, der augenblicklich Gehorsam findet; die übrigen Thiere folgen, und zwar so lange sie nicht ermüdet sind, eines in die Fußstapfen des Anderen tretend; unter Wegs werden sie durch rufen und

sachtes pfeiffen ihres Treibers, dessen Stimme sie genau kennen, in Ordnung gehalten. Sind die Wege schlecht, so werden täglich vier Legoas, bei gutem, trockenen Wetter sechs zurückgelegt; unter Wegs wird nirgends angehalten. An Ort und Stelle angekommen, werden die Thiere an Stangen gebunden, welche der Führer in den Boden vor dem Rancho (offener Schoppen) stößt, dann behende abgeladen und die Gurte des Sattels etwas gelüftet; während sie sich abkühlen, eilt der Treiber, die ihm anvertraute Ladung unter dem Dache des Schoppens zu ordnen und aufzuschichten; dann nimmt er seiner Lota die Sättel ab und bindet sie los. Die Thiere benützen ihre Freiheit sogleich, um sich zu wälzen, wahrscheinlich ein unwiderstehliches Bedürfniß für sie, das sie oft während der Reise anwandelt, so zwar, daß man sie abpacken muß, um sie nur wieder weiter zu bringen; sie zerstreuen sich nun, bleiben aber stets in der Nähe des Rancho. Indeß versammelt sich die ganze Tropa; die Thiere werden nun wieder zusammengetrieben, jedem ein Sack mit einer gewissen Menge Mais um den Kopf gehängt, und, während sie freßen, nachgesehen, ob sie kein Eisen verloren u. s. w.; dann führt jeder Treiber seine Abtheilung in eine entferntere Gegend, wo gute Weide ist, und woselbst sie ohne weitere Aufsicht die Nacht hindurch bleiben. Von da zurückgekehrt, theilen sich die Treiber in verschiedene Arbeiten; der Tropeiro läßt die Ladung der ganzen Tropa unter den Rancho bringen und sie in einen doppelten gleichlaufenden Wall aufschichten; die eine Seite wird dann mit den Tragsätteln geschlossen; kleine Päcke, welche leicht verloren gehen, oder entwendet werden könnten, kommen in die Mitte; dort nimmt auch der Tropeiro seinen Platz ein, und während die Treiber Brennholz herbei bringen, das Abendessen bereiten, und zwischen dem erwähnten Walle die Lagerstätte (ausgebreitete Ochsenhäute) bereiten, bessert er diejenigen Cangalhas aus, welche die

Thiere drücken, klopft Eisen und Nägel zurecht, weil Erstere immer kalt aufgeschlagen werden, und sieht nach der Ladung. Mit dieser unaufhörlichen Beschäftigung kömmt der Abend heran, gesunder Appetit würzt die einfache Kost, und auf die Beschwerden des Tages behagt dem müden Körper jede Schlafstelle.

Mit Sonnenaufgang eilen die Treiber nach der Weide, bringen oft mit großer Mühe die allenthalben zerstreuten Thiere zusammen, welche wie Abends ihren Mais erhalten, und während dem gepackt, beschlagen, und zur Fortsetzung der Reise ausgerüstet werden.

In dieser Ordnung legen alle Tropas, die aus dem Innern Brasiliens kommen, die Reise bis Porto d'Estrella zurück, dort liefern sie gegen Bescheinigung ihre Ladung ab, und erhalten Rückfracht, mit welcher sie nach kurzer Rast nach der Heimath aufbrechen; man rechnet, daß jährlich also 60,000 Maulesel nach Porto d'Estrella kommen.

Die gewöhnliche Fracht von hier bis Villa Ricca beträgt für jede Arroba 1,200 Reis, von dort zurück wegen geringerer Ausfuhr 800 Reis. Sind die Wege besonders schlecht, Krankheiten unter den Lastthieren, und fällt die Mais-Aernte ungünstig aus, so wird natürlich der Frachtpreis bedeutend erhöht.

Die Besitzer großer Landgüter halten zuweilen ihre eigene Tropa; sie, wie Diejenigen, die von ihrer Vermiethung leben, erleiden sehr großen Schaden, wenn ihre Thiere von einer Krankheit befallen werden, welche man hier Pest heißt, ein in Brasilien allgemeiner Ausdruck für alle schnell tödtenden Krankheiten. Gewöhnlich zeigt sich diese an den Pferden und Eseln im Herbste, und wenn sie von der kälteren Region

der Gebirge, in das tropische Klima von Rio de Janeiro kommen. Allen Anzeigen nach ist die sogenannte Pest eine verwahrloste Druse, die mit Rotz endet; die Brasilianer wenden Mittel an, welche das Uebel sichtbar verschlimmern; sie lassen den Kranken zur Ader und treiben sie auf die oft sehr nasse Weide; erreicht die Krankheit dann ein höheres Stadium, so brennen sie den Thieren mit einem glühenden Eisen einige Kreuze in die Haut, damit der Demonio aus dem Köper vertrieben wird, und überlassen sie ihrem Schicksale. Manchmal krepirt ein Drittheil der Tropa; ein schwer zu ersetzender Verlust, da viele Zeit erfordert wird, bis man die im Naturzustande äußerst wilden Maulesel zu Lastthieren abrichtet.

Um mit einiger Bequemlichkeit in Brasilien zu reisen, sind ziemlich kostspielige Anstalten erforderlich, wer sich aber einer Tropa anschließt, wird mit 1,200 Reis täglich auskommen; auf lange Weile muß man sich dann freilich gefaßt machen, besonders wenn die Tropa durch plötzlich einfallendes Regenwetter an der Fortsetzung der Reise gehindert wird. Der Freund der Natur und der Liebhaber der Jagd, obwohl diese kärglich und in hiesigen Waldungen sehr beschwerlich ist, findet jedoch einige Zerstreuung. Gastfreundschaft ist natürlich auf einer so stark besuchten Strasse, wie die von Villa-Ricca, selten geworden; doch sichern Empfehlungsbriefe an die Besitzer großer Landgüter (Fazendas) eine freundliche Aufnahme. Man reist jezt auf dieser Strasse mit derselben Sicherheit, wie in Europa; auch von der zudringlichen Neugierde des Volkes wird man nur wenig mehr belästiget; denn die Zeit ist lange vorbei, in welcher der Fremde gleich einem seltenen Thiere angestaunt wurde. Die Begriffe der Brasilianer von Europa und seinen verschiedenartigen Bewohnern sind zwar noch sehr beschränkt und höchst seltsam, seitdem aber so vielerlei Nationen mit ihnen verkehren und ihr Land

besuchen, fangen sie an, einzusehen, daß es außer Portugiesen und Engländern noch andere gebildete Nationen auf der Erde gibt; der frühere Glaube ist ohnehin nur eine Folge der Großsprecherei mancher Reisenden der genannten Völker, und auch jezt noch möchten uns einige Engländer, welche mit dem ihnen eigenen Nationaldünkel hieher kommen, in ihren häufig gehaltlosen Reiseberichten glauben machen, ihre Nation werde vorzugsweise in Brasilien vergöttert.

Daß der Reisende wohl daran thut, sich nach den Gebräuchen des Landes, in dem er sich eben aufhält, zu richten, versteht sich von selbst; der Besuch der Kirche an Feiertagen befreundet ihn mit den Bewohnern und kann ja dem Christen, wenn auch dem anders denkenden, kein Opfer kosten; auch die Annahme der sehr bequemen Landestracht während der Dauer der Reise, und die Beobachtung der hier üblichen Höflichkeitsregeln, wird ihn den Brasilianern näher bringen, deren Spott über den Anzug und das Benehmen mancher Fremden oft nicht unverdient ist. Konnte ich mich doch manchmal selbst des Lachens nicht enthalten, wenn ich einen reisenden Engländer sah, der, triefend von Schweiß, in einem dicken Halstuche und engen schwarzen Frack eingepreßt war, und keiner anderen Bewegung fähig schien, als gleich einem Automaten mit dem Kopfe zu nicken.

Es ist jezt eine neue Strasse von Porto d'Estrella bis an den Fuß der Gebirgskette (Serra da Estrella) angelegt, und die Alte wird nur bei sehr trockenem Wetter von den Maulthiertreibern besucht; auf beiden Strassen kömmt man jedoch zu den Fazendas Cordoeira und Mandioca. *) Leztere ist Eigenthum des bekannten Reisenden Herr von

*) Beide Besitzungen wurden seitdem von der brasilianischen Regierung gekauft, um daselbst Pulvermühlen anzulegen.

Langsdorff, der als Generalconsul des Kaisers von Rußland, Brasilien seit 15 Jahren bewohnt. Gewöhnlich bleiben die Tropas hier über Nacht, und europäische Reisende sprechen die bekannte Gastfreundschaft des Gutsbesitzers an; ich ahmte ihnen bei meinem ersten Besuche nach, und wurde auf das Freundlichste aufgenommen.

Herr von Langsdorff hat die Mandioca, eine Besitzung, welche eine portugiesische Quadratlegoa im Inhalte hat, käuflich an sich gebracht; sie ist eine Sismaria, d. h. ein, mittels Lehnbrief ertheiltes Land, wie dieser denn auch Carta sismaria genannt wird. Aehnliche Lehenbriefe sollte eigentlich jeder Gutsbesitzer in Brasilien haben; aber die Meisten waren äußerst saumselig in ihrem Erwerbe, und die Regierung unterließ, sie zur Lösung der nöthigen Documente anzuhalten. Sehr viele Besitzungen der Landbewohner sind daher im ächten Sinne des Wortes usurpirt, und es gibt welche, die 20 bis 40 Quadratlegoas Land als ihr rechtmäßiges Eigenthum ansprechen, ohne gültige Papiere zu besitzen, welche sie darin bestättigten. Darin liegt wohl hauptsächlich die Ursache der geringen Bevölkerung dieses Landtheiles, und wenn diese einstens zunehmen, oder die Regierung genöthigt seyn wird, Abgaben von den Unterthanen zu erheben, dürfte es zwischen beiden Theilen zu unangenehmen Reibungen kommen.

Herr von Langsdorff beabsichtigte, seine Cazenda nach rationellen Grundsätzen zu bewirthschaften, und der Cultur des Bodens die größtmöglichste Ausdehnung zu geben. Zu diesem Zwecke holte er persönlich eine beträchtliche Anzahl deutscher Kolonisten aus Europa herüber und gab ihnen Land und Vorschüsse, bis sie selbst ärndten konnten, wofür sie Handleistungen und Natural-Abgaben reichen sollten; aber die Kolonie zerstreute sich, ehe es zu

dem Anbaue des Landes kam, und lieferte einen neuen Beweis, daß Unternehmungen dieser Art dem Privatmanne nie gelingen, ihm aber unsäglichen Verdruß und vergebliche und große Ausgaben verursachen werden.

Die erwähnte Absicht und die außerordentliche Thätigkeit des Herrn von Langsdorff verdienen vollkommene Anerkennung, und es kann nur bedauert werden, daß einem Manne von so entschiedenem Willen, im Gebiethe der Landwirthschaft dem Lande als Muster vorzuleuchten, und im Besitze nicht unbedeutender Geldmittel, die Kenntnisse und Erfahrungen des Landwirthes, und besonders die Gabe fehlten, einen geeigneten wohl überlegten Wirthschafts-Plan zu entwerfen und mit Festigkeit und Consequenz auszuführen.

Herr von Langsdorff hatte den Grund zu einer großen Kaffeepflanzung und zu einem gewaltigen Pallaste gelegt, mehrere Gebäude aufgeführt, eine Kaffee- und Mandioc-Mühle, einen großen Rancho und eine Ziegelbrennerei erbaut; aber keine dieser Unternehmungen entsprach der Erwartung, sie kosteten große Summen, und zeigten sich weder nützlich noch einträglich. Ohne der ergiebigen Quelle, aus welcher Herr von Langsdorff schöpfte, wäre daher sein Ruin unvermeidlich gewesen, und er würde das Schicksal vieler bemittelter Europäer getheilt haben, welche mit großen Erwartungen nach Brasilien kamen und zu spät zur Ueberzeugung gelangten, daß der Wille ein Landwirth zu seyn, nicht hinreicht.

Herr von Langsdorff stand an der Spitze einer von der kaiserlichen russischen Regierung besoldeten Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, um Brasilien zu bereisen und die Wissenschaften durch die Resultate ihrer Forschungen im Gebiete der Naturgeschichte zu bereichern.

Später selbst Mitbewohner der Mandiocca, werde ich Gelegenheit haben, auf die Mitglieder dieser Gesellschaft zurück zu kommen.

Da ich den Wunsch äußerte, eine Zuckerpflanzung zu sehen, empfahl mich mein gütiger Wirth an seinen Nachbar, Herrn Siqueira, einen reichen Mann, in dem Rufe eines sehr verständigen Pflanzers. Als ich vor dessen Haus ankam, wurde mir angezeigt, daß Herr Siqueira ausgeritten wäre, aber jeden Augenblick in Gesellschaft des Geistlichen, der heute die Messe im Hause lese, zurückkehren würde; dann wurde ich ersucht, einstweilen in der Varanda (so wird der offene, gedeckte Vorplatz des Hauses genannt) auszuruhen; diese Muße benützte ich, mich in der Gegend umzusehen.

Die Wohnung des Herrn Siqueira war ein allein stehendes Gebäude, aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, mit Kalkmörtel angeworfen und sorgfältig geweißt, das Dach mit Hohlziegeln gedeckt; eine schmale gemauerte Stiege führte nach der Varanda, und von hier mehrere große Flügelthüren nach den Zimmern und Sälen des Hauses. Diese waren sämmtlich gebrettert, durch Zwischenwände getrennt und über Alle erhob sich das gemeinsame Dach, welches man von sämmtlichen Zimmern aus sehen konnte; die Wände waren mit etwas grellen Farben angestrichen, die Meubles einfach, durchgehends von Chacaranda, dem schönsten und härtesten Holze der brasilianischen Wälder.

Dem Wohnhause gegenüber, befand sich die Zuckermühle und die dazu gehörigen Gebäude, alle gemauert; in der Umgebung dieser und des Hauses, standen die elenden Hütten der Neger, Gruppen von verschiedenartigen Fruchtbäumen und ein mit Stroh gedeckter offener Schoppen zu verschiedenartigem Gebrauche. Um sämmtliche Gebäude her, war der

Boden uneben, vom Regen ausgespühlt, Stellenweise morastig und mit zerquetschtem Zuckerrohr und altem Kehricht bedeckt.

Ein Trupp Reiter, welcher sich dem Hause näherte, unterbrach meine Betrachtungen; ich sah einen Neger auf denselben zueilen, worauf einer der Herren sich von der Gesellschaft trennte, und bald darauf vor dem Hause abstieg; es war Herr Siqueira. Er hatte auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Bilde, welches man uns, wahrscheinlich mit etwas zu grellen Farben, von den westindischen Pflanzern entworfen hat. Groß und kräftig gebaut, mit starken sonnenverbrannten Gesichtszügen, war er in die Landestracht gekleidet; er trug einen sehr großen grauen Filzhut, eine Jacke von gestreiftem Baumwollenzeuge, eine weiße Weste, um den Hals ein kleines seidenes Tuch geknüpft, Hosen von weißem Parchent und hohe Stiefeln von weichem, braunem Leder, die unter dem Knie fest angeschnallt waren. Ein paar gewaltige silberne Sporen prangten an diesen, als der einzige Gegenstand von Werth, an der einfachen und zweckmäßigen Kleidung des brasilianischen Pflanzers.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wurde ich eingeladen, der Messe in der Hauskapelle beizuwohnen; dieß war ein Zimmer mit einer Bretterwand abgetheilt, und in dessen Mitte der Altar aufgerichtet; die Zuhörer knieten oder saßen auf dem Boden, und Herr Siqueira selbst bediente den Priester. Als die Wandlung anfing, näherte er sich einem kleinen Tische, kniete nieder, zog ein Kästchen an sich, drückte an einer Feder und sogleich begann es zu spielen; wir bekamen das bekannte, Tyrolerlied, vive henry quatre, und andere Melodien zu hören, und während sie herunter georgelt wurden, verwendete der Gutsbesitzer kein Auge von mir, vermuthlich um sich an meinem Erstaunen zu weiden.

Ich ermangelte auch nicht, ihm nach der Messe meine Verwunderung zu bezeugen, wie er zu einem so höchst seltenen Kunstwerke gekommen sey, hörte die ganze Geschichte des Kaufes, bei welcher ihn ein umherziehender Franzose nicht wenig betrogen hatte, geduldig an, und gewann seine ganze Zuneigung

Herr Siqueira führte mich nun nach der Zuckermühle (Engenho), welche in voller Thätigkeit war; das Mühlrad, welches abwechselnd durch Ochsen und Esel getrieben wurde, sezte drei, neben einander stehende, mit polirten Eisenplatten überzogene Walzen in Bewegung, ein Neger brachte das Zuckerrohr zuerst zwischen die mittlere und rechte Seitenwalze, ein gegenüber Stehender ergriff es bei dem Durchgehen, bog es zusammen und steckte es zwischen die mittlere und linke Seitenwalze; dann wurde es als völlig ausgepreßt weggeworfen; der Saft des Rohres strömte in einen nahe stehenden Trog, und von hier aus in einen großen Bottich, von welchen man ihn nach einer anderen Abtheilung des Hauses, in die daselbst befindlichen Kessel zum Sieden leiten konnte. Sobald sich der Saft hinreichend erhizt zeigt, wird er in Abdämpfungs-Gefäße gebracht, wiederholt gekocht und geläutert, dann kömmt er in die dritte Abtheilung des Hauses, in besondere Gefäße zum Trocknen. Nach 8 Tagen ist alle Feuchtigkeit verflüchtet, oder in der Gestalt als Syrop abgeflossen. Die gepulverte Masse, jezt Zucker (assuccar) genannt, wird nach ihrer Güte abgesondert, getrocknet, in Kisten, welche 40 bis 42 Arrobas enthalten, fest eingestampft, und kömmt unter dem Namen Mascavo nach Europa, dort erhält der Rohzucker die lezte Reinigung, wird gebleicht und in feste Massen vereiniget. In Brasilien wird der Zucker nur pulverartig zu Speisen und Getränken verwendet, da die Hitze des Klimas, wie man sagt, die gleich-

sam steinharte Vereinigung der Anfangs kleinen Zuckertheilchen, nicht gestatten soll.

In der vierten Abtheilung des Gebäudes befand sich die Brandwein-Brennerei, und wurde Rum oder Zuckerohr-Branntwein (Agua-ardente da canna) verfertigt. Herr Siqueira rühmte die Kultur des Zuckerrohrs als die einträglichste landwirthschaftliche Unternehmung; — doch hielt er ein Betriebs-Capital von 30,000 Crusados *) kaum für zureichend, um sich derselben mit bedeutendem Erfolge zu unterziehen.

Indessen war die Mittagsstunde herbei gekommen; Herr Siqueira bat mich, sein Mahl zu theilen, zu welchem sich der Geistliche, ein paar Nachbarn, zwei Söhne des Hauses und die Donna Maria einfanden, mit welcher mein freundlicher Wirth in einer philosophischen Verbindung lebte, eine ganz gewöhnliche Erscheinung in Brasilien, an welcher Niemand Aergerniß nimmt. Das Mittagessen war ächt brasilianisch; eine Henne mit Reis, getrocknetes Salzfleisch, gesalzener Speck mit schwarzen Bohnen und das Mark der Palmita wurden nach einander reichlich aufgetragen; den Schluß machte ein großer Tatú (Gürtelthier) mit einer Sauçe versehen, der es nicht an grünem Pfeffer und Tomatas (Paradiesäpfel) fehlte; zum Nachtische wurden eine Menge Früchte und Confituren aufgetragen, welche mir ganz unbekannt waren. Donna Maria, der ich zur Seite saß, weidete sich an meinem frohen Erstaunen, und machte mich auf einige Doces (Eingemachtes) aufmerksam, welche sie selbst verfertigt hatte, und die ich ohne Schmeichelei vortrefflich nennen konnte; sie bemerkte endlich, da ich sie von der Absicht, Minas zu besuchen, unterrichtete, daß ich nun bald

---

*) Ein Crusado in Silber = 1 fl. 17 3/8 kr.

zu Meisterinnen in der Kunst, Früchte einzumachen, kommen würde. Bei Tische wurde wenig, aber vortrefflicher Portwein getrunken; die Unterhaltung war lebhaft, aber mir nicht angenehm; man sprach über die Langsdorffische Kolonie und die Unordnungen, die damals auf der Mandiocca vorgingen. — Wenn der Fremde in manchen Ländern nicht beliebt ist, muß man häufig seiner schlechten Aufführung die Schuld geben.

Nach der landesüblichen Siesta besuchten wir die Zuckerpflanzung; ein Theil der Neger ärndtete das Zuckerrohr, ein Anderer war beschäftigt jungen Wald zu schlagen, an dessen Stelle Zuckerrohr kommen sollte, — es herrschte allenthalben Ordnung, und wäre mein Wirth mit der trefflichen Einrichtung der westindischen Zuckermühlen, überhaupt mit der Art bekannt gewesen, wie man dort den Feldbau treibt, so würde er auf seinem Eigenthume ganz andere Einrichtungen getroffen haben.

Herr Siqueira war ein sehr unternehmender Mann, er besaß Häuser und Vendas in der Hauptstadt, und kaum fing man an der neuen Strasse von Porto d'Estrella zu arbeiten an, so war er schon bedacht auf einer günstigen Stelle eine Loga, Venda und einen Rancho zu erbauen, obwohl er bereits im Besitze einer der besten Stationen auf dieser Strasse war. Dieses ist einer der beliebtesten Industrie-Zweige aller Gutsbesitzer, welche Anwohner einer besuchten Strasse sind; sie erbauen, nachdem es ihre Vermögens-Umstände erlauben, einen größeren oder kleineren, nach allen Seiten offenen Schoppen, an diesen ein kleines Wohnhaus für die Gäste und den Vendeiro, und eine besondere Bude (Loja) mit einem Waarenlager, welches sich nach den Bedürfnißen der Einwohner richtet, und woselbst nicht unter 200 Procent verkauft wird.

Diese Unternehmung gewährt aber nur dann große Vortheile, wenn sie mit einer guten und ausgebreiteten Weide (Pasto) in Verbindung steht; dieser ziehen alle Caravanen nach, und der Eigner derselben kann mit Zuversicht alljährig auf den Besuch mehrerer tausend Maulesel rechnen. Bisher wurde für jedes Thier, welches eine Nacht auf der Weide zubrachte, 2 Vintem bezahlt, mehr, wenn diese geschlossen ist (Pasto serrado), d. h. mit Zäunen oder Hecken umgeben, und auf ähnliche Art abgetheilt. Ueberdieß kaufen die Tropas, welche aus dem Inneren kommen, besonders Jene, die von der Küste zurückkehren, da wo sie übernachten, ihren Bedarf an Milho (Mais), nehmen ihren Unterhalt aus der Venda, und geben auch der Loja namhafte Summen zu verdienen. Es gibt Ranchos, und Stationen an der Strasse von Minas geraes, welche alljährig um einen Conto de Reis *) verpachtet werden, und zuverlässig das Doppelte eintragen.

Herr Siqueira führte mich aus der Zuckerpflanzung nach einer Anderen, woselbst Mandiocca, und in eine Dritte, wo Meis und Bohnen gepflanzt wurden. Die Aerndte war theils für den Unterhalt seiner Sklaven bestimmt, theils wurde sie an die Ranchos, die er in der Nähe besaß verkauft und abgegeben. — Da ich beabsichte, in einem besonderen Kapitel den geehrten Leser, in der größtmöglichsten Kürze, mit dem brasilianischen Ackerbau bekannt zu machen, so wird daselbst von obigen Früchten weitere Erwähnung geschehen.

Es war spät als ich nach dem gastlichen Hause des Herrn Siqueira zurückkehrte, schwere Gewitterwolken hatten

*) Ein Conto oder eine Million Reis = 2807 fl. 12 kr.

sich in Westen gesammelt und drohten in kurzer Zeit loszubrechen, ich eilte daher dankbar Abschied zu nehmen, um die Mandiocca noch undurchnäßt zu erreichen; es wurde mir aber nicht gestattet. Wir brachten nun noch ein paar Stunden in der Zuckermühle zu, dann wurde das Abend-Essen aus einem Gerichte Fische und einigen Früchten bestehend aufgetragen. Nach Tische sezten wir uns in der kühlen Varanda nieder, und etwas später kamen die Negersklaven, welche zur Aufwartung im Hause bestimmt waren, und sangen das Ave Maria, dann näherten sie sich einzeln ihrem Gebiether, baten, indem sie sich niederbeugten und die Hand ausstreckten um seinen Segen (a Bençaõ) und entfernten sich bis auf einige Negerinnen. Als ich den Wunsch äußerte, Schlafen zu gehen, führte mich Herr Siqueira selbst nach dem mir bestimmten Zimmer, eine Negerin brachte in einem ausgehöhlten Gefäße von Holz (Gamella) warmes Wasser und wusch mir die Füße, worauf ich allein gelassen wurde. Mein Bett bestand nach Landessitte aus einer sehr dicken Matte von weichem Schilfe, welche auf einem Sopha lag, und über die man ein sehr weißes Tuch von brasilianischem Baumwollenzeuge gebreitet hatte; ein ähnliches diente mir als Zudecke, das Kopfkissen war mit der Hülse des Milho ausgefüllt. Dieses Lager ist kühl, weich, und entfernt alles Ungeziefer; die Mosquitos, die mich sumsend umschwärmten, fanden mein Blut schon etwas brasilianisch schmeckend, und belästigten mich nur wenig; die nahen Gebirge wirkten fühlbar auf das Klima, und im Vergleiche der Nächte in der Stadt, war es hier kühl und sehr angenehm.

Am Morgen weckten mich die Stimmen der Hausneger, welche das Morgengebeth sangen; etwas später wurde Kaffee mit guter Milch und Roscas zum Frühstücke aufgetragen; diese Roscas, eine Art Zwiback aus Weitzenmehl, sind noch allenthalben ein Luxusartikel, wie denn überhaupt das dem

Europäer unentbehrliche Brod von vielen Bewohnern dieser Gegend, obwohl sie Nachbarn der Hauptstadt sind, noch gar nicht gekannt ist.

Dann schied ich von dem gastlichen Pflanzer mit dankbarem Herzen, und kehrte nach der Mandiocca zurück, vor welcher der Inhumerim fließt, über den hier keine Brücke führt. Diese schien mir, auch als ich ihn Tags vorher passirte, sehr überflüßig; da es aber in der Nacht heftig geregnet hatte, so war der Strom so angeschwollen, daß das Wasser den Sattel meines Pferdes erreichte; manchmal ist es sogar gefährlich, durch den Fluß zu setzen, und schwer beladene Tropas müssen dieß= oder jenseits so lange warten, bis sich das Wasser etwas verlaufen hat; dieses ist der Fall mit den meisten reißenden Gebirgsflüssen Brasiliens.

Die Tropa, bei welcher sich mein Gepäcke befand, hatte auf der Mandiocca übernachtet, und war, als ich vor dem Hause des Herrn von Langsdorff hielt, so eben zur Abreise bereit; überzeugt, sie leicht einzuholen, wollte ich mir das Vergnügen nicht versagen, noch ein paar Stunden im Kreise der liebenswürdigen Männer zuzubringen, welche hier versammelt waren. Dann sezte ich, von ihren freundlichen Wünschen begleitet, die Reise nach Minas fort, und betrat dicht vor dem Hause des Gutsbesitzers die ganz gepflasterte Strasse, welche über die Serra d'Estrella führt.

Die Brasilianer sind auf dieses Kunstwerk sehr stolz, und wer unterrichtet ist, mit welchen Gefahren der hohe Gebirgsrücken von Estrella früher überstiegen werden mußte, der kann die damals portugiesische Regierung, welche diese Strasse anlegen ließ, nur dankbar preisen. Sie kostete große Summen, entspricht aber dem Hauptzwecke einer jeden Strasse, Bequemlichkeit und Beförderung einer leichten Verbindung

mit dem Lande, keineswegs; denn nicht allein, daß das Pflaster aus breiten, stark gewölbten Steinen besteht, worauf selbst das sichere Maulthiere keinen festen Fuß fassen kann, so wird man sich überdieß niemals ohne Gefahr eines Wagens bedienen können, da die Strasse an vielen Stellen äußerst steil ist, und sich nirgends Ruheplätze befinden. Bis zum Gipfel der Serra braucht man, ohne auszuruhen, zwei starke Stunden, dann hört die gepflasterte Strasse plötzlich auf, obwohl das beste Material allenthalben in der Nähe ist, oder so im Wege liegt, daß es als Hinderniß angesehen werden muß; der nun beginnende Fußweg wird bei anhaltendem Regenwetter so schlecht, daß die armen Lastthiere oft im Kothe versinken. Es ist allgemein bekannt, daß die Fortsetzung dieser höchst nützlichen Strasse von den benachbarten Gutsbesitzern durch Bestechung der Personen, welche darüber zu verfügen hatten, hintertrieben wurde.

Bei dieser Gelegenheit nehme ich Veranlassung, von den Strassen in Brasilien im Allgemeinen zu reden; wie sie zu diesen Namen kommen, ist mir ohnehin unbekannt, da es nur Maulthierpfade sind, und die Spur eines Wagengleises zu den höchst seltenen Erscheinungen gehört. Die Wege im Lande sind durchgehends so schlecht, daß jede Beschreibung, und wenn selbst Uebertreibung die Feder führte, doch nur ein schwaches Bild von ihnen geben wird. Die Bestandtheile des Bodens, häufig strenger, zäher Thon, sind von der Art, daß ihn selbst die Sonne Brasiliens da, wo er von Wald beschattet wird, nie ganz zu trocknen im Stande ist; bei Regenwetter sättiget er sich dann ganz mit Wasser, wird von hin- und herreisenden Tropas gleich dem Zieglerthon verarbeitet und getreten, und bei beßerem Wetter so zähe, daß die Lastthiere kaum mehr ihre Füße nachziehen können. Zulezt verwandelt sich der Weg, da sie gewöhnt sind, immer hinter einander zu gehen, in eine fortgesezte Reihe

tiefer Löcher, in welche sie nun einen Fuß nach dem andern setzen müssen. Manchmal führt der Weg über Stellen, welche auf einer Seite ein Berg, auf der anderen ein Abgrund einenget; begegnen sich nun mehrere, von entgegengesezter Seite kommende Tropas, so reicht der Fehltritt eines erschöpften und von einem anderen gedrängten Thieres hin, um mit der Ladung oder seinem Reiter in den Abgrund zu stürzen. Häufig bleibt ein Theil der Tropa im Kothe stecken, muß manchen Tag zwei bis drei Mal auf- und abgeladen werden, und ist manchmal nicht vermögend, die Entfernung von einer Station zur andern, wenn sie über vier Stunden beträgt, in einem Tage zurück zu legen. Daher diese unbeschreiblich beschwerlichen Reisen in Brasilien, welche oft Monate dauern, um 80 bis 100 Stunden Weges zurück zu legen; daher diese Vertheuerung aller Gegenstände, die aus dem Inneren des Landes kommen, oder dahin versendet werden. Jedermann seufzt und klagt über die schlechten Strassen, über den Mangel an Brücken, über reißende Gebirgsströme, aber Niemand denkt auf Abhülfe. Die Regierung entschuldigt sich mit leeren Kassen, und wenn sie auch einige Tausende auf Verbesserung der Strassen verwendet, so theilen sich die damit Beauftragten darein, und Erstere findet einen willkommenen Vorwand, hohe Zölle anzulegen. Die Gutsbesitzer, durch deren Land die Strasse geht, finden ihren Vortheil dabei, wenn diese ausgezeichnet schlecht ist, weil die Tropas dann nur langsam reisen, und, oft bei ihnen zusprechend, einen Theil ihrer Feldprodukte consumiren. Unternehmungen auf Actien, wie in Nordamerika, kennt man hier noch nicht, auch würde sie die Regierung kaum begünstigen, denn es ist Thatsache, daß einige Ausländer, die sich erboten, Kunststrassen anzulegen, wenn man ihnen gestatten wollte, einen mäßigen Zoll von den Reisenden zu erheben, mit dem Bescheide abgewiesen wurden, daß gute Strassen das Eindringen des Feindes auf brasilianischen Boden

zu sehr erleichtern würden. Da, wo aber unbedingt erträgliche Wege erfordert werden, zeigt es sich, daß die Eingebornen gar keine Begriffe haben, wie diese angelegt werden müssen. Sie engen einen Platz mit Graben ein, werfen die Erde aus denselben in die Mitte dieses Platzes, und benennen ihn nun Strasse (Estrada); wurde diese nach einiger Zeit bodenlos, so werfen sie ohne Ordnung Prügel und abgehauene Bäume in den Koth, und kümmern sich nun nicht weiter um die Erhaltung des Weges, bis diese zum Theile faulen, oder die gänzliche Unmöglichkeit des Weiterkommens eintritt; auf solchen Strassen geschieht viel Unglück. Uebrigens wird für die Verbesserung derselben sobald noch nichts geschehen, obwohl man recht gut weiß, daß Handel und Ackerbau wegen der so sehr gehinderten Verbindung mit den Küstenländern danieder liegen. Es reisten sehr hohe Personen auf diesen furchtbaren Strassen, und, statt Diejenigen, welchen man bedeutende Summen zu ihrer Anlage anvertraut hatte, zur Verantwortung zu ziehen, ergözten sie sich an der Angst ihres Gefolges, welches, theils schlechter beritten wie sie, theils weniger geschickt in der Leitung ihrer Thiere, im Kothe stecken blieb, oder mit ihnen stürzte.

Die Serra d'Estrella ist eine Fortsetzung der Serra dos Orgoas (Orgel-Gebirge), einer sehr hohen Gebirgskette, welche wieder mit der Serra do Mar, einem Gebirgszuge zusammenhängt, der sich von Norden nach Süden längs der Küste herab zieht. Ohne Geognost zu seyn, wird man doch diese Gebirgskette mit großer Theilnahme überschreiten, und jeder gebildete Reisende wird dem merkwürdigen Wechsel des Klimas, der veränderten Vegetation und manchen Naturerscheinungen seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden.

Herrliche Wald- und Gebirgs-Ansichten entschädigen den Wanderer während der Ueberschreitung der Serra

d'Estrella reichlich für alle Beschwerden des Bergsteigens, und die Aussicht, ehe man die Fazenda von Jozé Dias erreicht, welche ohngefähr 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt, hat wohl wenige ihres Gleichen auf dem Erdenrunde.

Wie auf einer ungeheuren Karte übersieht man die blendend weiße Strasse, welche sich in unzähligen Krümmungen nach dem Gipfel des Berges windet; das flache Land am Fuße der Serra d'Estrella scheint nur ein schmaler Streifen zu seyn, auf welchen sich die kleinen Ortschaften und einzelnen Pflanzungen sehr gut ausnehmen. Von der großen Bai, ihren zahlreichen Inseln und der sie umgebenden Küste entgeht dem suchenden Blicke nicht die kleinste Stelle, der Corcovado weiset auf die an seinem Fuße liegende Hauptstadt hin, der Zuckerhut auf die Einfahrt in den Hafen; aber dem forschenden Auge genügt dieses herrliche Panorama noch nicht, es dringt über die Bai hinaus, weilt erstaunt auf dem unermeßlichen Ocean, und ruht ermüdet am Cap Frio und der Spitze von Joatinga aus; Vorgebirge, welche ein Zwischenraum von 150 engl. Meilen trennt.

Den ersten Ruheplatz auf der Serra d'Estrella findet man bei Jozé Dias, der hier ein Gasthaus erbaute und mit mancherlei Bequemlichkeiten für Reisende einrichtete; es ist für diejenigen besonders gelegen, welche den Weg von Porto d'Estrella bis hieher in einem Tage zurücklegen wollen, um den kommenden bei Zeiten auf der Fazenda Correa einzutreffen. Eine Stunde vor Corgo Secco erreicht die Strasse ihren höchsten Punkt; nach verschiedenen Barometer-Messungen 2400 bis 2410 Fuß über der Meeresfläche; dann führt der Weg beständig abwärts. Die Gegend ist hier rauh und unbebaut, bei Tamarati beginnt aber eines der schönen, fruchtbaren Thäler, an welchen die Provinz Rio

de Janeiro so reich ist; der Rio (Fluß) Piabanha fließt in der Mitte des Thales, welches sich bis Samambaia bedeutend öffnet, und kurz darauf kömmt man über eine Brücke auf der Fazenda des Padre Correa an; man rechnet von Mandiocca bis hieher 4 Legoas. Der hochbejahrte Geistliche, dessen Namen dieses Landgut trägt, *) kann als das Beispiel eines geschickten und thätigen Landwirthes für die ganze Gegend angeführt werden. Da er bemerkte, daß das Zuckerrohr und der Kaffeebaum durch starke Reife (geados), welche sich gewöhnlich im Junius einstellen, sehr litten, und dem Erfrieren nahe waren, so legte er Pflanzungen von Pfirsich-, Feigen- und Quittenbäumen an, welche ausgezeichnet gediehen, und von welchen die ersten Sendungen in der Hauptstadt reißend abgingen. Auch die Weinrebe aus Portugal hatte der thätige Mann hieher verpflanzt; sie überzog ganze Strecken Landes mit ihren Ruthen und Blättern, und trug viele, aber sauere Früchte, wahrscheinlich eine Folge der mangelhaften Behandlung dieses Gewächses. Seitdem hat Padre Correa die erwähnten Pflanzungen sehr erweitert, und soll, wenn die Aerndte gut ausfällt, namhafte Summen aus ihrem Verkaufe gewinnen. Den Wunderbaum (Palma Cristi, portug. Mamona) cultivirt er im Großen, und preßt aus seinen Früchten das in der Medizin bekannte Rhicinus-Oel. Da die Mandiocca (Jatropha Manihot L), dieses wichtige Surogat des Brodes, hier oben nicht mehr gedeihet, so wird sie durch den Milho (Zea Mays L) ersezt; dieses ist die beliebteste Nahrung in der ganzen Provinz Minas. Padro Correa baute zuweilen 40 Alqueiras Milho aus, und ärndtete in fruchtbaren Jahren 120 bis 150 fältigen Saamen; ich erfuhr aus seinem eigenen Munde,

*) Ist seitdem gestorben; die Fazenda besizt nun sein Bruder, der Padre Alberto.

daß er von einer Alqueira Reis, welche er in feuchtes, gutes Erdreich aussäen ließ, 500 wieder bekam.

Auf diesem großen Gute arbeiteten 50 Neger, die zufrieden aussahen, und, allem Anscheine nach, sehr menschenfreundlich behandelt wurden; vor der Wohnung des Geistlichen tummelten sich eine Menge Kinder der Schwarzen umher, ein Beweis, daß er die gesetzliche Annäherung beider Geschlechter begünstigte; überhaupt herrschte allenthalben musterhafte Ordnung; die weitläufigen Gebäude waren im besten Stande, und, gegen die Gewohnheit der Brasilianer, der große Platz vor denselben aufgeräumt; die Mitte desselben zierte ein großer wilder Feigenbaum.

Von Correa aus machte ich bald stärkere, bald kleinere Tagreisen; viele Stationen, welche mir nicht bemerkenswerth schienen, benannte ich daher gar nicht; da ich aber in dem vielleicht eiteln Wahne bin, daß meine Wanderungen einstigen Reisenden in Brasilien als Leitfaden dienen dürften, so füge ich hier die Reiseroute bei, welche ich nach Villa Ricca einschlug; ich entnahm sie aus dem Journal von Brasilien, verfaßt von unserem, um dieses Land hochverdienten Landsmann, dem Herrn W. E. von Eschwege, Oberst in portugiesischen Diensten, und früher Direktor aller Goldberg- und Hüttenwerke in Brasilien. Der Weg, welchen er vorzeichnet, ist zwar nicht der gerade nach der Hauptstadt von Minas, welcher über St. Joaõ del Rei geht, er ist jedoch reicher an Abwechslung; die alte Strasse kann man sodann auf dem Rückwege passiren. Dem Reisenden dürfte es überdieß angenehm seyn, immer voraus mit dem Namen und der Entfernung des nächsten Ortes bekannt zu seyn, und diesen immer richtig geschrieben zu finden; eine Eigenschaft, die oft den gepriesensten englischen Reisebeschreibungen mangelt.

Namen und Entfernung der Oerter. *)

Namen.	Legoas.	Namen.	Legoas.
Von der Mündung des Inhumerim bis		Rocinha de Simão Pereira △	¼
Porto da Estrella O .	1½	Simão Pereira △ . .	½
Inhumerim O	1¼	Mathias Barboza △ .	1¼
Paulo Moreira △ . .	¾	Ribeirão Negra △ .	1
Fragozo △	1	Rocinha de Mideiros .	½
Cordeira e Mandioca △	½	Mideiros △	½
Corrego Seco △ . .	1½	Marmello △ . . .	1
Tamarati △	1	Rancho △	¾
Samambaia △ . . .	¾	Juiz de Fora △ . .	1
Padre correa △ . .	¾	Alcaide Mór △ .	1
Olaria △	¾	Rocinha de Alcaide Mór △	½
Magé △	¾	Entre Morros △ . .	¾
Sumidouro △ . . .	1	Caxoeira △	½
Ant. Luiz △ . . .	½	Ant. Morreira △ . .	1
Almeida △	¼	Queiroz △	1
Engenho doSecretario △	½	Rocinha de Queiroz △	½
Fegundes △ . . .	¼	Estiva △	½
Pampulha O . . .	¼	Rocinha de Estiva △	⅛
Boa Vista △ . . .	⅛	Azevedo △	¼
Rocinha △	¼	Rocinha d.Sobradinha △	¾
Engenho de Cebola △	½	Sobradinha △ . . .	½
Ribeirão △ . . .	⅛	Rocinha de Chapeo d'Uvas △	¼
Manoel Joze △ . .	½	Chapeo d'Uvas △ . .	½
Lucas △	1¼	Cavões △	½
Engenho do Governo △	¾	Luis Ferreira △ . .	¾
Paraiba O	¾	Bom Retiro △ . . .	½
Farinha △	2	Tejuco △	¼
Payol △	¾	Rocinha de Tejuco △	¼
Paraibuna O . . .	¾	Pedro Alves . . .	¼
Rocinha da Negra △	¾	João Gomes △ . .	1
Tres irmãos △ . .	½		
Vargem △	1		

*) Eine Legoa ist = 5/4 Stunden.

Namen.	Legoas.	Namen.	Legoas.
Corrego △	¼	João Duarde △ . .	¼
Caebça branca △ . .	⅛	Boa Vista △	1
Pinho Velho △ . .	½	Queluz ♁	1¼
Pinho novo △ . . .	¾	Faz. dos Marcies △ .	¾
Mantigueira △ . .	¾	Bom Retiro △ . . .	½
Engenho da Viuva △	1½	Redondo O	1
Batalha O	1¼	Congonhas do Gampo O	¾
Confisco △	½	St. Antonio △ . . .	¾
Borda do Campo △ .	1	Pires △	½
Rancho novo △ . .	½	Laranjal △	¼
Registo velho △ . .	1¼	Vigia △	½
Luiz Ferreira △ . .	½	Chirurg. d'Allemão △	1½
Barbacena ♁ . . .	1	Capão △	1¾
Saquinho △ . . .	1¾	Joze Correa △ . .	¾
Gama △	2	Boa Vista △	¾
Grandahi △ . . .	1¼	Tres Cruzes △ . .	¾
Faz. da Pedra △ . .	¾	Tripui △	½
Taipas △	1	Villa Ricca ♁ . .	¾
Engenho △	1		
Rocinha △	1	Summa	78
Paraopeba △	½		

♁ Villas. (Städtchen.) O Arragaes. (Ortschaften.) △ Fazendas. (Landgüter.)

Bis Pampulha kömmt man an vielen Landgütern vorbei, die mehr oder minder gut cultivirt sind; die Meisten pflanzen viel Milho, Mamona, Quitten und Hülsenfrüchte, auf einigen wird bereits etwas Viehzucht getrieben. Mehrere dieser Fazendas haben Geistliche zu Eignern, welche keineswegs dem rühmlichen Beispiele ihres Amtsbruders in Correa folgen; sie treiben eine Art Wucherwirthschaft, erschöpfen den Boden, strengen ihre Neger übermäßig an, und nähren und kleiden sie schlecht. Dadurch wurden sie reich und angesehen, und fordern, daß ihnen Jedermann mit der größten Unterwürfigkeit begegne; sie zeigen sich nur

von ihren Klienten begleitet öffentlich, halten kleine Knaben, die sie Pagen betiteln, und leben zu Hause vollkommen un- umschränkt, häufig Musterbilder kleiner Despoten. Jedermann sucht sie zu Freunden zu erhalten, da man viele Beweise hat, daß sie sich eines jeden Mittels bedienen, um sich an ihren Feinden zu rächen; sie sind darum weder geliebt noch geachtet, aber desto mehr gefürchtet; eine Auszeichnung, nach der in Brasilien im Allgemeinen jeder Wohlhabende strebt.

Pampulha ist die erste, aus mehreren Häusern bestehende Niederlassung seit Porto d'Estrella; sie liegt in einem äußerst lieblichen Thale, welches noch wenig angebaut ist, und fast alle Einwohner sind Vendeiros. Derjenige, bei dem ich, die Tropa erwartend, zusprach, that sich viel darauf zu Gute, mir eine Flasche englischen Porter vorsetzen zu können, womit ich die Anwesenden bewirthete, die ihn, obgleich er entsetzlich sauer war, doch mit scheinbarem Vergnügen tranken.

Ich war frühe angekommen, der Tag war ungemein heiß und nirgends Schatten zu finden, als unter dem Rancho oder in der Venda, ich beschloß also hier auszuruhen; aber zu meinem Unglücke war Pampulha gerade wenig besucht und die guten Einwohner hatten lange Weile; sie versammelten sich daher größtentheils in der Venda, und bestürmten mich mit Fragen, deren Einfalt mich bald zum Lachen reizte, bald in Erstaunen sezte, wie unwissend hier die Menschen noch waren; übrigens befanden sich ein paar Portugiesen unter ihnen, die sich auch nicht im Geringsten unterrichteter zeigten, als die armen Brasilianer, obwohl sie sich nicht wenig darauf einbildeten, Filhos do Reino *) zu

---

*) Die portugiesischen Auswanderer glauben sich durch diese Be-

seyn. Unter den verschiedenen Veränderungen, die sich seit ein paar Decenien in Brasilien zugetragen hatten, interessirte diese Leute besonders die naturforschende Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, welche das Landgut des Herrn von Langsdorff bewohnten. Sonst erhielt jeder Fremde, der den brasilianischen Boden betrat, einen Soldaten zur Begleitung; jezt sah man die Mitglieder der erwähnten Gesellschaft ungehindert Reisen im Lande machen, allenthalben Untersuchungen anstellen, Gegenden aufnehmen u. s. w. Herr von Langsdorff selbst war der geübteste Schmetterlingsjäger, und hatte mehrere Leute im Solde, welche Vögel schießen und Insekten für ihn sammeln mußten. Da die Einwohner den Zweck dieser Sammlungen nicht begriffen, so hielten sie diese für eine Liebhaberei, und nannten Herrn von Langsdorff mit brasilianischem Witze Administrator dos Passerinhos e bichos (Verwalter der Vögel und Insekten); noch weniger begriffen sie die Absicht des Botanikers, welcher von ihnen häufig, Pflanzen sammelnd, angetroffen wurde; ihn nannten sie darum homem de capim (Grasmann). Sehr ernsthaft fragten sie mich, ob es denn bei uns kein Gras gebe; ich hatte aber Mitleiden mit ihnen, und weit entfernt, mit verächtlichem Achselzucken oder mit Geringschätzung zu antworten, bemühte ich mich, sie von dem Nutzen wissenschaftlicher Forschungen zu überzeugen, und sie blieben gegen meine Beweisgründe nicht gleichgültig, wie denn überhaupt der Brasilianer ein leichtes Fassungsvermögen besizt.

Ich beabsichtigte den kommenden Tag bis Paraiba zu reisen, und verließ darum Pampulha so frühe als möglich; der Morgen war ungemein schön, am azurnen Himmelsgewölbe zeigte sich kein Wölkchen, und mein Gemüth befand

---

nennung „Söhne des Königreiches" vortheilhaft von den Brasilianern, ihren Abkömmlingen, auszuzeichnen.

sich in jener behaglich heiteren Stimmung, die sich gleichsam auf allen Gegenständen um uns her abspiegelt, und diese alsdann in dem günstigsten Lichte erscheinen läßt. Der Weg zog sich beinahe eine Legoa weit immer aufwärts zwischen einer an Abwechslung armen Gebirgsgegend hin; als ich aber den höchsten Punkt der Strasse erreichte, lag ein Thal vor mir, so ausgezeichnet schön, wie ich noch keines in Brasilien gesehen hatte; ich stieg daher von meinem Pferde ab und weidete mich eine geraume Zeit an der herrlichen Aussicht, dann erhob sich aber mein Geist anbetend zu dem Weltenschöpfer.

Ich habe in Europa Gegenden gesehen, welche ich für die schönsten hielt, aber wenn ich bedenke, was im Vergleiche mit ihnen die Natur für Brasilien that, scheinen sie mir in das Gewand der Dürftigkeit gekleidet, und wenn auch Kunst und Natur bei uns sich vereinigen, um mit den Gegenden der Tropenländer zu wetteifern, so werden sie diese doch nie übertreffen; wo die Palme fehlt, dieses Meisterwerk der Schöpfung, deren es in Brasilien über sechzig Arten gibt, kann eine Gegend nicht vollendet schön genannt werden.

In jenen Landstrichen Brasiliens, welche dem Equator nahe liegen, ist die Natur in der lebendigsten Thätigkeit, sie ruht nie, Bäume und Gewächse prangen mit ewigem Grün, und stehen entweder in Blüthe oder beugen sich unter der Last ihrer Früchte; sobald ein Blatt verwelkt, sproßt sogleich ein frisches wieder hervor, und der Ackerbautreibende lebt in beständigem Kampfe mit dem üppigen Boden, der ohne sein Einschreiten sich in wenigen Tagen mit mannichfaltigem Unkraute bedecken würde, so, daß keine andere Pflanze aufkommen könnte.

Einen besonders prächtigen Anblick gewähren aber jene

Waldungen, welche die zerstörende Axt bisher noch verschonte; hier sieht man niemals das traurige Bild eines entlaubten Baumes, oder das Düstere und Abwechslungslose unserer Nadel- und Laubhölzer; die brasilianischen Waldbäume zeichnen sich im Gegentheile durch die mannichfaltigsten Farben der Blätter und die Pracht ihrer Blüthen und Blumen aus, womit ihre oft riesigen Kronen zu den verschiedensten Zeiten des Jahres bedeckt sind. Denselben großartigen Charakter tragen die Flüsse des Landes, wenn sie anhaltender Regen schwellte; mit unwiderstehlicher Gewalt bahnen sie sich einen Weg durch Thäler und Ebnen, bilden zahllose Wasserfälle und beleben die Gegend, welche sie durcheilen, mit dem donnerähnlichen Gebrause ihrer schäumenden Fluthen. Nicht minder schön und merkwürdig als diese paradiesischen Gegenden, sind die Geschöpfe, mit welchen die Vorsehung sie bevölkerte; Vögel mit prachtvollem Gefieder durchstreifen entweder in großen Zügen die Luft, oder wiegen sich, durch das Grün der Bäume schimmernd, auf ihren Zweigen; Schmetterlinge mit den buntesten Farben, deren Glanz das Auge blendet, flattern längs den Flüssen von Blume zu Blume, und auf den Pflanzen befinden sich in unendlicher Menge Insekten, deren glänzende Hüllen gleich Edelsteinen funkeln. Die Sonne strahlet endlich über diesen schönen Theil unserer Erde mit einem dem tropischen Himmelsstriche eigenen Glanze, und alle Gegenstände treten, so weit das Auge reicht, durch die ausgezeichnet reine Luft und den azurnen Himmel mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hervor.

Das Thal, dessen ich oben erwähnte, war von diesem Bilde einer brasilianischen Landschaft, welches ich so schwach entwarf, nur darin unterschieden, daß anstatt des Flusses in seiner Mitte ein herrlicher See lag; man hatte da, wo er abfließt, eine Zuckermühle erbaut, nach welcher dieser Ort Engenho de cebola genannt wurde. Als ich mich mit dem

See in gleicher Höhe befand, sah ich im Hintergrunde des Gutes eine große Strecke Land mit Zuckerrohr angepflanzt; ich bemerkte ferner, daß jene Gewächse, die, seit ich Correa verlassen hatte, nur kümmerlich fortkamen, sich hier des beßten Gedeihens erfreuten, und fand so großes Gefallen an der Lage dieser Fazenda, daß ich mich fast versucht fühlte, den Besitzer um ein Stück Land zu bitten und mich hier häuslich nieder zu lassen.

Um Mittag kam ich an dem Flusse Paraiba an, welcher hier ohngefähr 200 Schritte breit ist. Er fließt durch ein sehr schönes Thal zwischen steilen, felsigen Ufern; zahlreiche Felsen unterbrechen seinen Lauf und weiter oberhalb liegen ein paar kleine Inseln in seiner Mitte. Nach anhaltendem Regen schwillt er außerordentlich an, tritt über sein hohes und steiles Ufer heraus, reißt mit unwiderstehlicher Gewalt alles mit sich fort, was seinen Lauf unterbricht, und fällt 30 Legeos von hier entfernt in das Meer.

Man hat noch keinen Versuch gemacht, den Fluß ganz zu beschiffen; theils fürchtet man sich vor den wilden Völkerstämmen, welche sich in seiner Nähe aufhalten, theils findet man zu große Hindernisse an mehreren Wasserfällen, deren Beseitigung, wenigstens von hier aus bis an das Meer, keineswegs unmöglich und von großer Wichtigkeit wäre; ein weiteres Hinderniß an der Schiffbarmachung des Flusses steht ohnehin nicht im Wege, da Paraiba nach Barometer-Messungen 610 Fuß über dem Meere liegt, also bei 30 Legoas Entfernung von diesem — nur 20 Fuß Fall auf eine Legoa kommen.

Am Ufer wartete bereits eine kleine Tropa, um übergesezt zu werden; dieß geschieht mittels einer großen Fährte, in welcher 20 Lastthiere Platz haben; drei Neger im Dienste

der Regierung, leiteten und schoben sie, vom Ufer angefangen, mit Stangen fort, bis in die Mitte des Flusses, woselbst die Tiefe außerordentlich ist und gerudert werden muß. An dem Landungsplatze steht ein ziemlich großes, auf Pfeilern erbautes Haus; ein Soldat erwartete und führte mich in dasselbe zu dem Offiziere, der den Posten bei dem Registo (Wachthaus) hatte, und dem die Pässe der Reisenden zuerst vorgewiesen werden müßen; nachdem man mich hier höflich entlassen hatte, wurde ich nach dem Theile des Gebäudes gebracht, woselbst der Senhor Intendente wohnte; Seiner Gnaden waren aber nicht sichtbar, und wurden durch einen Escrivão (Schreiber) ersezt, welcher mit jener Anmaßung und erbärmlichen Wichtigkeit, die den größten Theil dieser unbedeutenden Menschen in allen Ländern charakterisirt, meine Papiere untersuchte, und mich mit anmaßenden Fragen belästigte, welche ich am liebsten mit meiner Chicote beantwortet hätte.

Paraiba ist ein Kirchspiel (Fregezia), zu welchem einige zerstreut liegende Hütten gehören, die ohne Zweifel von sehr trägen Menschen bewohnt werden; denn ich traf noch mit keinem Reisenden zusammen, der sich nicht beklagt hätte, hier gar nichts erhaltenzu können, so zwar, daß, ohne die Vorsicht des Tropeiros, nicht allein wir, sondern auch die armen Thiere ohne Nahrung geblieben wären. In der Nacht regnete es heftig, und obwohl die Tropa, welcher ich mich anschloß, sehr frühe aufbrach, so kamen wir doch erst gegen Mittag nach Farinha, einen unbedeutenden Ort, 2 Legoas von Paraiba, und kurz vor Sonnen=Untergang nach Payol, woselbst wir übernachteten, so sehr wir auch gewünscht hätten, Paraibuna, das zweite Registo auf der Strasse nach Minas, denselben Tag noch zu erreichen.

Man kann die entsetzlich schlechten und unvernünftig an=

gelegten Wege in diesem Lande nicht besser schildern, als durch die Bemerkung, daß von Paraiba nach Paraibuna in gerader Richtung höchstens 4 Legoas wären, welche man, der gegenwärtigen Strasse folgend, bei sehr trockenem Wetter, nur in einer starken Tagreise zurückzulegen im Stande ist. Der Weg zog sich beständig in unzähligen Krümmungen Berg auf und Berg ab, einmal längst einem sehr engen und steilen Pfade hin, dem eine tiefe Schlucht eine geraume Zeit zur Seite blieb; ein Fehltritt des Reit- oder Lastthieres, reichte hin, in die Tiefe zu stürzen. An dieser gefährlichen Stelle begegnete uns ein Berittener, welchem ich sehr sorgfältig auswich, und in der Voraussetzung, daß er mit dem gräulichen Wege vertrauter seyn würde als ich, die Seite, die an dem Abgrunde vorbei führte, überließ. Zu meinem Erstaunen hielt der Reiter an einer sehr gefährlichen Stelle, während ich der Führung meines Pferdes meine ganze Aufmerksamkeit zuwendete; in demselben Augenblicke wurde mir ein kleiner Glaskasten mit einem Heiligenbilde vorgehalten, und eine näselnde Stimme forderte mich auf, es zu küssen. Ich hielt mein Pferd an, und erst jezt nahm ich mir Zeit, den Reisenden zu betrachten, dessen Aeußeres, wäre ich in einer minder besuchten Gegend auf ihn getroffen, mich zuverläßig veranlaßt hätte, nach meinen Pistolen zu langen. Es war ein großer magerer Mann, von dessen sonnenverbranntem oder schmutzigen Angesichte man nichts sehen konnte, als ein paar schwarze Augen; der Rest war mit seinen langen, ungekämmten Kopfhaaren und einem gewaltigen Barte bedeckt; er trug eine Mönchskutte, über diese ein Seitengewehr, an den bloßen Füßen Holztoffel (Tamangas) und ein paar verrostete Sporen; ein ungeheurer grauer Filzhut vollendete endlich den merkwürdigen Anzug, welcher den Wanderer vollkommen eignete, in einer Räuberbande zu glänzen; ein paar Pistolen, welche aus den Sattelhalftern hervorsahen, thaten diesem Vergleiche keinen Abbruch. Ich begriff leicht, daß

es auf eine Bettelei abgesehen war, und reichte dem frommen Manne eine Gabe, die ihn sehr zu befriedigen schien, denn er grüßte höflich und sezte dann seinen Weg so gelassen längs dem Abgrunde fort, als befände er sich auf einer breiten Landstrasse.

Meine Neugierde war ziemlich rege geworden, wer wohl dieser Mann seyn möchte, und ich säumte nicht, bei der ersten Gelegenheit den Tropeiro darüber zu befragen, der mich unterrichtete, daß jener Reisende zur der Zunft der frommen Faulenzer gehöre, die früher Europa unter dem Namen Eremiten überschwemmten; er führte Waffen, weil es sich schon einige Mal zugetragen hatte, daß gottlose Menschen die frommen Männer beraubten, oder durch einen wohl angebrachten Schuß in die Ewigkeit beförderten. Zu einer anderen Klasse von Faulenzern gehören jene Leute, die das Land mit einer Fahne durchziehen, auf welcher der heilige Geist abgebildet ist, und den Einwohnern Almosen abnöthigen, um es in der nächsten Venda zu vertrinken.

Den folgenden Tag kamen wir zeitig vor dem Fluße Paraibuna an, der gewöhnlich nicht so breit als der Paraiba ist; durch Regen angeschwellt, trat er diesmal weit über sein gewöhnliches Ufer heraus; er ist reißend und wird weiter aufwärts durch Felsen eingeengt, zwischen welchen er mit außerordentlicher Heftigkeit durchbrach. Man kann unter dem Rancho bleiben, der sich auf dem dießseitigen Ufer befindet, wir eilten aber, uns der Fährte zu bedienen, welche gleich der am Paraiba der Regierung gehört *). Im Wachthause jenseits des Flusses wird der Paß der Reisenden untersucht, und dafür 2 Patacas entrichtet,

*) Gegenwärtig ist über den Paraibuna eine schöne Brücke erbaut, die der Verfasser nicht sah; sie ist gedeckt, dauerhaft, soll aber zu nieder seyn.

im Zollhause bezahlte man das Pflastergeld für die angefangene Strasse über die Serra d'Estrella, und das Färthengeld über beide Flüsse, im Ganzen für Reiter und Thiere 530 Reis, für jeden neuen Neger wird 5400 Reis bezahlt. Reisende, welche von Minas kommen, müßen sich einer strengen Untersuchung unterwerfen, ob sie keinen Goldstaub oder Diamanten bei sich führen. Die erwähnte Abgabe am Zolle fließt unmittelbar in die kaiserliche Schatzkammer; sie wirft jährlich eine beträchtliche Summe ab, und nach einer Liste vom Jahre 1818, welche mir zu Gesicht kam, betrug das Ueberfahrtsgeld über 28 Contos, und die Abgabe für eingeführte Sklaven 24 Contos de Reis.

Eine Merkwürdigkeit dieses Flußes ist, daß er Gold mit sich führt; viele Menschen nähren sich daher, indem sie den Flußsand waschen; dieß geschieht auf eine so unvollkommene Weise, daß ihre Mühe kaum belohnt wird, obwohl Jedermann überzeugt ist, daß der Fluß sehr goldreich ist. Auch hier leben die Leute in steter Furcht vor den Ureinwohnern, obwohl sie, nur mit der Jagd beschäftigt, sich in geringer Zahl und selten in der Nähe zeigen.

Der Paraibuna scheidet an dieser Stelle die Provinz Rio de Janeiro von der Provinz Minas-Geraes, einer der wichtigsten und bevölkertsten des großen Reiches Brasilien. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß, von jetzt angefangen, die Landschaft einen anderen Charakter annimmt; das Klima wird gemäßigt, der Boden erzeugt Producte, welche in der heißen Zone nicht fortkommen, obwohl diejenigen, welche ein heisses Klima lieben, hier gut gedeihen; auf grasreichen Ebenen weiden große Heerden Hornvieh, und der Mensch wühlt in den Eingeweiden der Erde nach Gold und Edelsteinen.

II.

Mathias Barboza. — Abgaben daselbst. — Bodenlose Wege. — Sturz mit dem Maulthiere. — Juiz de Fora. — Goldwäschereien am Paraibuna, und Verfahren der Arbeiter. — Zusammentreffen mit einem als vielfachen Mörder bekannten Manne. — Eine Klapperschlange theilt unser Nachtlager. — Wasserfall bei Caxoeira. — Termiten, und Beschreibung ihrer Nester. — Uebersteigung der hohen Serra de Mantigueirra. — Merkwürdige Veränderung des Charakters der Gegend. — Batalha. — Anfang des Tafellandes, oder der Campos. — Lager von Seifenstein. — Ueberraschende Aussicht auf dem Wege nach Rancho novo. — Verwundung der Lastthiere durch Fledermäuse. — Dressur der Reitpferde in den Campos. — Registo Velho. — Mißtrauen gegen Fremde und Ursache desselben. — Beispiel der Tyrannei des ehemaligen Colonial-Systems. — Barbacena. — Gastfreundliche Aufnahme daselbst. — Queluz. — Die Kirche von Matozinho. — Congenhos. — Capão. — Topas-Minen. — Ankunft und Einzug in Villa Ricca. — Beschreibung der Stadt. — Abreise.

Der erste bemerkenswerthe Ort in der Provinz Minas ist Mathias Barboza; dieses ist das dritte Registo und Zollhaus, woselbst alle eingeführten Waaren einen neuen

Zoll entrichten müßen. Die erhobenen Gelder gehören zur Einnahme der Provinz, und sollen jährlich über 100 Contos de Reis betragen; es müßen nämlich für jede Arroba Waare, es mögen Luxusartikel oder die nothwendigsten Bedürfnisse seyn, 1280 Reis, für jeden ganzen Sack Salz 750, und für jeden neuen Neger 7000 Reis bezahlt werden.

Wenn der Reisende sich nicht mit Creditbriefen für die größeren Städten der Provinz versah, welches übrigens bei dem starken Verkehr mit Rio de Janeiro sehr leicht und besonders zu empfehlen ist, so kann er an dem genannten Zollhause sein gemünztes Geld gegen das in der Provinz übliche Papiergeld vertauschen.

Da Gold fast in jedem Theile von Minas gefunden wird, so sieht man es in großer Menge, entweder als Stangen, welche gestempelt seyn müßen, wenn sie cirkuliren sollen, oder als Goldstaub, den die Goldwäscher entweder nach der kaiserlichen Schmelzhütte in Villa-Ricca, oder nach einem Registo bringen. An beiden Orten wird das Gold gewogen und den Aermeren eine Summa darauf vorgestreckt; der Goldstaub wird dann von den Behörden sorgfältig aufbewahrt, der muthmaßliche Werth in ein Buch eingetragen, und hat der Goldwäscher allmählig so viel eingeliefert, daß man glaubt, es könnte eine Stange betragen, so erhält er einen Schein über das Ganze, der nun gleich baarem Gelde cirkulirt, bis die Stange mit Anderen aus der Schmelzhütte zurückkömmt und von dem gegenwärtigen Eigner des Scheines in Empfang genommen wird.

Die Strasse zieht sich nun abwechslungsweise längs dem Paraiba fort, und über hohe und steile Berge weg; wenn es nur einige Tage regnete, wird sie häufig bodenlos; dieses Mal trafen wir sie in demselben Zustande. Nachdem

die Tropa schon Tags vorher fünf Stunden gebraucht hatte, um über den Morro de Mideirros zu kommen, erwarteten uns heute bei der Uebersteigung des Morro (Berg) de Marmello dieselben Mühseligkeiten. Unferne der Fazenda dieses Namens stürzte der Maulesel, welchen ich, um mein abgemattetes Pferd zu schonen, gemiethet hatte, und ich flog über dessen Kopf hinaus der Länge nach in den Koth, in welchen ich wenigstens einen halben Fuß tief versank und mich nur mühsam wieder aufrichtete, in dem Grade beschmuzt, daß ich wenig besser aussah, als die Kloacke, welche man hier zu Lande gefälligst Landstrasse nennt; dann bemühte ich mich, obwohl vergebens, meinen Maulesel auf seine Beine zu bringen. Einige Treiber gingen ganz gelassen an mir vorüber und lachten, oder riefen mir ihr beliebtes tenha paciencia homem (habt Geduld Mann) zu; nur Einer, mitleidiger als die Uebrigen, versezte meinem Esel einen Schlag, von dem ich glaubte, er würde ihm alle Rippen brechen; aber das gute Geschöpf verläugnete seine Natur nicht; unempfindlich gegen mein Zureden und meine mitleidigen Bemühungen, ihm aufzuhelfen, fühlte es kaum die kräftige Zusprache des erwähnten Eselskenners, als es sich mit Leichtigkeit aufraffte, mich aufsitzen ließ, und obwohl der Weg sich verschlimmerte, keinen falschen Tritt mehr that; es sind mir übrigens auf meinem Lebenswege gar oft Menschen vorgekommen, welche eine große Aehnlichkeit mit dem Charakter meines Esels hatten.

Ich ritt in keiner sehr guten Laune weiter, und ärgerte mich besonders, daß ich mich einige Mal zwischen Granitfelsen durcharbeiten mußte, welche, gesprengt und verkleinert, das köstlichste Strassenmaterial geliefert hätten. Später kam ich auf eine Stelle, woselbst die unbedeutendste Abweichung des Thieres von dem schlüpfrigen Fußpfade seinen und des Reiters oder Gepäckes unvermeidlichen Verlust zur

Folge haben muß, denn links und dicht am Wege strömt der Paraibuna in sehr beträchlicher Tiefe mit reißender Schnelligkeit, und das arme Thier, welches an dieser Stelle von einem anderen schwer belasteten und Stärkeren auf die Seite gedrängt wird, findet rettungslos in der Tiefe einen schmerzlichen Tod. Ich hatte das Vergnügen, noch 3 Stunden auf der Strasse zu bleiben, ehe ich bei einer menschlichen Wohnung ankam; die Sonnenstrahlen verwandelten indeß den zähen Leim, mit dem meine Kleider überzogen waren, in eine harte Kruste, so daß ich so ziemlich, wie aus der Hand eines geschickten Hafners hervorgegangen, aussah, und einen merkwürdigen Einzug in Juiz de Fora, einer einst sehr großen Fazenda, hielt.

Nachdem mich die vielen Reisenden, die sich dort versammelt, düchtig ausgelacht hatten, worein ich geduldig einstimmte, fanden sich doch ein paar mitleidige Seelen, die mich zum nahen Flusse begleiteten, und behülflich waren, meine Kleider und Reitzeug zu reinigen; aber selten kömmt ein Unglück allein; die Zahl der Tropas hatte sich zufällig an diesem Orte so sehr gehäuft, daß an ein Obdach nicht mehr zu denken war, und die Caravane, der ich mich seither angeschlossen hatte, mußte gleich den Anderen ihre Ladung unter freiem Himmel niederlegen. Eiligst wurden daher Koffer, Salzsäcke und Tragsättel auf einander geschichtet, Abtheilungen gemacht, und diese mit Häuten bedeckt, um vor dem heftigen Morgenthau geschützt zu seyn. Während diesen Anstalten führte mich Wißbegierde wiederholt an den Fluß, woselbst ich bei meinem ersten Verweilen mehrere Leute mit Sammeln des Goldstaubes beschäftiget gesehen hatte. Der Paraibuna fließt hier ruhig und ziemlich seicht über einen sandigen Grund, von welchem die Goldwäscher so viel als möglich herauf holen und Haufen von 3 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite bilden, welche sie in großen hölzernen Schüsseln

(Gamellas), mit Wasser so lange schlemmen, bis das im Sande befindliche Gold sich zu Boden sezt, worauf der höchst verdünnte Sand abgegossen wird. Andere bringen den Flußsand in ein aus einem Baumstamme gearbeitetes Fahrzeug, welches in der Mitte eine kesselartige Vertiefung und an der Seite eine Oeffnung hat, welche mit einem Plock verschlossen werden kann; der Arbeiter füllt diesen Kahn zur Hälfte mit Sand, schöpft ihn dann voll Wasser, und rührt beide so lange umher, bis alles Metall, das in dem Sande enthalten seyn kann, als der schwerere Theil sich zu Boden und in die erwähnte Vertiefung sezt, worauf man Sand und Wasser durch die Oeffnung ablaufen läßt, und den Kahn neuerdings füllet. Das ganze Verfahren zeigt von der Unwissenheit der Leute, welche wahrscheinlich glauben, daß das Gold sich im Bette des Flusses befinde, während es mit dem Strome herabgeführt wird, und eigentlich auf dem felsigten Grunde gesucht werden sollte. Wenn man den Angaben der Goldwäscher glauben darf, so kann ein fleißiger Arbeiter in einer Woche einen Goldwerth von 6 Mil Reis verdienen; allerdings ein Beweis, daß der Fluß sehr reich an diesem Metalle seyn muß, welches offenbar größtentheils verloren geht. Das, welches ich sah, war theils Staub, theils feinblättrig, mit einzelnen Körnern vermischt. Dem Fremden wird sogleich Gold zum Verkaufe angeboten, da aber der Verrath allenthalben lauert, dieser Handel strenge verboten ist, die Einwohner auch schlau genug sind, den Goldstaub mit gefeiltem Messing u. s. w. zu mischen, so wäre es sehr gewagt, sich mit ihnen einzulassen.

Als ich zu dem Rancho zurückkehrte und an der Venda vorbei gehen wollte, trat einer der Reisenden heraus, und ersuchte mich mit größter Höflichkeit, das einfache Mittagsmahl der Gesellschaft zu theilen; nachdem diese sich bei meinem Eintritte erhoben hatte, sagte der erwähnte Reisende:

„Senhor! wir würden es nicht gewagt haben, Sie zu Gast zu bitten, da heute Fasttag ist, hätten wir nicht von Ihrem Tropeiro erfahren, daß sie sich zu unserer Religion bekennen.“ Es wurde Reis und Stockfisch, für den Eßlustigen recht schmackhaft zubereitet, aufgetragen; dann kamen Früchte und Confituren. Die Unterhaltung war nicht ohne Interesse für mich, und ich erstaunte, zu hören, mit welcher Freimüthigkeit die meisten der Anwesenden sich über ihre Religions-Ansichten äußerten, und obwohl diese sehr beschränkt waren, so überzeugte ich mich doch neuerdings, daß den Brasilianern nur guter Unterricht fehle, um auffallende Fortschritte in allen Fächern zu machen.

Ehe wir den Tisch verließen, trat ein Mann, der ein Jäger zu seyn schien, in die Venda; er grüßte die Gesellschaft, stellte seine lange Flinte bei Seite und begehrte eine Erfrischung. Seine Gegenwart machte auf alle Anwesende einen sichtbaren, keineswegs günstigen Eindruck, und einen Augenblick darauf war die Venda leer. Unter dem künstlichen Dache meiner Tropa angekommen, erzählte mir der Tropeiro, daß dieser Mann, des vierfachen Mordes überwiesen, der Morador eines Geistlichen wäre, d. h. auf dessen Grund und Boden wohne, und von ihm nachdrücklich in Schutz genommen würde; der Erzähler betheuerte, daß dieser gefährliche Mensch das Geheimniß besäße, das Losgehen eines jeden Schießgewehres zu verhindern; daß man unlängst eine Abtheilung Milizen mit einem Offiziere abgeschickt habe, ihn aufzuheben, daß diese aber in seiner Wohnung ausgeruht, von ihm bedient, eine Erfrischung zu sich genommen, sich sehr höflich entfernt, und, zu Hause angekommen, ihrem Chef berichtet hätten, der Verbrecher sey nirgends zu finden gewesen.

Diese Erzählung mag als ein Beispiel brasilianischer

Justiz auf dem Lande gelten, dessen Sicherheit zu gefährden 20 entschlossene Männer vollkommen hinreichten. Ein Glück für die brasilianischen Landbewohner, daß sich besonders zu einem unrechtmäßigen Unternehmen eine so beträchtliche Zahl Menschen nicht leicht vereiniget, und daß der Verrath allenthalben lauert, wo ein Dritter mit im Spiele ist. Beraubungen sind daher selten, Mord aus Rachsucht oder Eifersucht häufiger; der erwähnte Mörder war übrigens ein Werkzeug in fremder Hand, die Absolution folgte der That, und es ist wahrscheinlich, daß der Mann mit seinen verworrenen Begriffen von Recht und Unrecht sich jeden Abend so ruhig und heiter niederlegte, als der redlichste Bürger Brasiliens.

Da ich mein gewöhnliches Schlafnetz nicht aufhängen konnte, so wurde mir auf einer Ochsenhaut ein Platz neben dem Tropeiro bereitet; als den kommenden Tag mit dem Packen der Lastthiere angefangen und die Häute weggenommen wurden, entdeckten die Neger eine Klapperschlange, welche, eine warme Lagerstätte suchend, die Nacht über unsere sehr gefährliche Gefährtin gewesen war; sie unterlag bald dem allgemeinen Angriffe; ich schnitt ihr Kopf und Schwanz ab, und trocknete sie zum Andenken an die überstandene Gefahr.

Wir machten heute außerordentliche Anstrengungen, um Antonio Moreira zu erreichen, eine etwas über 4 Legoas von Juiz de Fora entfernte Fazenda; der Weg war unbeschreiblich schlecht und führte über mehrere steile Berge. Unfern Caxoeira, dem lezten Orte vor unserem Nachtquartiere, stürzt sich ein Bergstrom von beträchtlicher Höhe in ein Thal; gegenwärtig kann man ihn nur theilweise sehen, weil ihn Gebüsche und Palmen verdecken, bevölkert sich jedoch einst diese Gegend, so dürfte dieser schöne Wasserfall berühmt werden.

Die Vegetation schien von jezt angefangen durch ein kälteres Klima etwas unterdrückt zu werden, die Ueppigkeit im Wuchse der Bäume und mancher Pflanzen ließ nach, dafür wurden aber die Weiden besser; große Strecken Landes waren mit Fahrenkraut bedeckt, hie und da zeigten sich kleine Viehheerden, die Wohnungen der Gutsbesitzer verriethen größeren Wohlstand, die Bevölkerung schien sich aber zu vermindern. Besonders auffallend sind dem europäischen Reisenden die zahlreichen Erdhaufen, welche in dieser Gegend angetroffen werden. Sie haben von Ferne das Ansehen kleiner, von Menschenhänden aufgeworfener Hügel; manche sind 10 bis 12 Fuß hoch. Ihre emsigen Bewohner heißt man in Minas Cupims, und bezeichnet damit jene Gattung, den Ameisen ähnliche Thierchen, welche unter dem Namen Termiten bekannt sind. Es gibt deren zwei Arten; die Eine hält sich in den Häusern auf, und wird der Schrecken der Gegend, in der sie sich ansiedelt. Das ganze Naturreich weiset kein Geschöpf auf, welches so schnelle und furchtbare Zerstörungen anrichtet, als die unscheinbaren Termiten. Nichts widersteht der furchtbaren Thätigkeit ihrer kleinen, aber stahlharten Zangen; in einer einzigen Nacht durchlöchern sie eine Bretterwand von dem härtesten, fast dem Eisen widerstehenden Holze, und obgleich sie in Brasilien keine so außerordentlichen Verheerungen anrichten, wie in Afrika und den beiden Indien, so läßt ihr Aufenthalt daselbst doch sehr nachtheilige Spuren zurück. Ich sah in den Gebäuden der kaiserlichen Mauth von Rio de Janeiro, woselbst sich die Cupims einnisteten, große Ballen der schönsten Baumwollenzeuge ganz durchlöchert und völlig unbrauchbar, und selbst den Metall- und Glaswaaren hatte ihre Gegenwart Spuren aufgedrückt, die nicht mehr vertilgt werden konnten; wahrscheinlich eine Folge der ihnen eigenthümlichen Säure, die sie allenthalben zurücklassen. Da sie das Licht nicht ertragen können, so überziehen sie das Gebälke der menschlichen Woh-

nungen mit äußerst künstlichen Gängen von Thon, unter welchen sie ihre zerstörende Arbeit fortsetzen, so daß diese in kurzer Zeit ganz morsch werden, und ich habe an Stellen in den Urwäldern, woselbst sie sich aufhielten, Bäume angetroffen, die äußerlich gesund aussahen, sobald sie jedoch die Axt berührte, sogleich zusammen stürzten. Ihre Gefräßigkeit erstreckt sich aber nicht allein auf das Pflanzenreich; todte und lebende Körper werden von ihnen angefallen, und richtet sich einer ihrer Züge nach einer menschlichen Wohnung, so bleibt kein anderes Mittel, als sie mit der höchsten Eile zu verlassen. Obwohl nun der Schaden, welchen diese Art der Termiten verursacht, oft sehr beträchtlich ist, so sind sie dennoch den Ländern der heißen Zone gerade durch den ihnen angebornen Zerstörungstrieb von dem größten Nutzen. Indem sie nämlich alle abgestorbenen Körper, besonders des Pflanzenreiches, mit unbegreiflicher Schnelligkeit zernagen, räumen sie beständig alle todten, zur Fäulniß bestimmten Gegenstände auf, welche, blieben sie sich selbst überlassen liegen, nicht allein die sie ersetzenden neuen Pflanzen unterdrücken, sondern dem Keime derselben ihre Fäulniß mittheilen würden. Die Behauptung ist daher nicht übertrieben, daß das zahllose Geschlecht der Termiten als die Erhalter der, heißen Ländern eigenen, Vegetation angesehen werden kann, und daß die überreiche Pracht der dortigen Wälder mitunter das Werk ihrer unaufhörlichen Zerstörung aller Gegenstände ist, welche die ungeheure Vegetation des Bodens ohne sie unterdrücken würde. Die Termiten arbeiten viele Jahre lang, ehe ihre gewaltige Wohnung beendiget ist; es scheint, daß sie sich Familien= oder vielmehr Generationenweise anbauen, und dieß immer über einander; ist die Wohnung fertig, überziehen sie dieselbe mit einer Art Kitt, wodurch eine so feste Rinde entsteht, daß selbst der heftigste Regen nicht durchdringen kann. In dem Bau befinden sich sehr rein gehaltene Gänge, welche nach dem Hauptraume

führen; dieser ist mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, gleich dem Inneren eines Bienenstockes, mit horizontal liegenden Zellen angefüllt, um die junge Brut aufzunehmen. Gleich unter der Decke oder dem natürlichen Dache des ganzen Haufens befinden sich unzählige Gänge, welche alle mit dem Haupteingange in Verbindung stehen, der stets am Boden, und so verborgen, als möglich, angelegt ist. Die gefährlichsten Feinde der Feld-Cupims sind: der Ameisenbär, das Gürtelthier, und eine Gattung kleiner, schwarzer Ameisen, die sie aufzehren. Das verlassene Nest benützen Eulen, Schlangen und Eidechsen zu ihrem Aufenthalte, und da, wo sie in der Nähe menschlicher Wohnungen angetroffen werden, bedient man sich ihrer als Backöfen, wozu sie sich vorzüglich eignen.

Immer aufwärts steigend näherte sich endlich die Tropa den höchsten Punkten der Serra de Mantigueirra; es wurde auf der Fazenda do Engenho übernachtet; das Wetter war heiter, aber der Morgen und Abend so kühl, wie bei uns im September; uns, die wir aus einem heißen Klima kamen, fiel diese Temperatur sehr beschwerlich und überraschte uns doppelt, da wir Rio de Janeiro im Januar, also in der heißen Jahreszeit, verlassen hatten; allerdings liegt der höchste Punkt dieses Gebirges 3160 Fuß über dem Meere, und zu beiden Seiten der Strasse erheben sich Berge, die wohl noch um 5 bis 600 Fuß höher seyn mögen.

Sobald man den beschwerlichen Uebergang der Serra de Mantigueirra glücklich bewerkstelligte, verändert die Gegend ihren Charakter so vollkommen, daß der Fremdling in dem Augenblicke geneigt ist, sich in einen anderen Welttheil versezt zu glauben. Während jenseits des Gebirges dichte Wälder und romantische, oder enge, sumpfige Thäler jede Fernsicht hemmen und den Reisenden meistentheils auf eine

elende, schmale Strasse beschränken, erblickt er jenseits der Serra, so weit das Auge reichen kann, offene Gegenden, endlose Grasfluren und kahle Berghöhen. Der Wald verliert sich allmählig und macht niederem Gesträuche Platz, bis sich auch von diesem nichts mehr zeigt und endlich der Charakter einer tropischen Landschaft ganz verschwindet. Diese ungeheuren Landstriche sind die berühmten Campos, eine in Brasilien für alle gebirgigen oder ebenen Gegenden übliche Benennung, sobald sie nicht mit Waldungen bewachsen sind; enthalten sie aber niederes Gesträuch, so heißen sie Campos serrados.

Die Bewohner dieser Gegend treiben größtentheils Viehzucht, aber ihre Besitzungen sind so ausgedehnt, daß man hier viele Stunden reisen kann, ohne ein lebendes Wesen zu sehen. Mehrere treiben Feldbau, und Versuche, europäisches Getreide zu säen, sind größtentheils gelungen. Der Pferdezucht, obwohl man sie noch im Kleinen treibt, wird viele Aufmerksamkeit zugewendet, und ein gut abgerichtetes Pferd aus den Campos wird in der Hauptstadt stets gesucht und theuer bezahlt; daran ist jedoch weder die Schönheit oder Flüchtigkeit dieser Thiere, sondern ganz allein ihre Dressur Schuld.

Der eigentliche Anfang des Tafellandes, oder der Campos von Brasilien, beginnt an dem ärmlichen Oertchen Batalha; bei Confisco stand sehr sehr schönes Korn, erst vor kurzer Zeit gepflanzt, und bei der Fazenda Borda do Campo befindet sich ein merkwürdiges Lager von Seifenstein, aus welchem in dem Orte selbst auf der gewöhnlichen Drehbank Gefäße verfertigt und ziemlich weit versendet werden. Bisher verwendete man sie nur als Kochtöpfe, da sie die größte Hitze ertragen, und den Speisen einen angenehmen Geschmack mittheilen sollen. Hier ließe sich sehr

leicht eine Fabrik anlegen, welcher es, auf schöne Formen der Koch- oder Trinkgeschirre Rücksicht nehmend, an Absatz nicht fehlen könnte. Bis Rancho novo ist die Gegend sehr schön; besonders bemerkenswerth die Aussicht von dem Gipfel eines Hügels, welcher bereits 3570 Fuß über der Meeresfläche erhaben liegt. Eine äußerst reine und kräftige Luft scheint auf dieser beträchtlichen Höhe alle Nerven zu beleben, und der entzückte Blick schweift über einen fast unbegränzten Horizont. Im Norden zeigen sich in nebelgrauer Ferne die hohen Gebirge von Villa-Ricca, westlich eine Bergkette oberhalb St. João del Rei, im Süden dämern die Orgelgebirge, und ostwärts die sonderbar gestalteten Bergspitzen der Serra de Mantigueirra. So großartig dieser Anblick aber auch immer seyn mag, so wurden meine Gefühle doch wehmüthig gestimmt, wenn ich bedachte, wie öde und unbewohnt dieser ungeheure Landstrich noch war, und noch sehr lange bleiben wird, während in Deutschland bereits Tausende wegen Mangels an Land mit Armuth kämpfen, oder nach den unwirthbaren Steppen fremder Länder auswandern, und hier auf dem fruchtbarsten Boden, in dem schönsten Lande der Welt, wäre so viel Raum für sie.

Wir übernachteten im Rancho novo; als wir den kommenden Tag früh aufbrechen wollten, fehlten zwei Maulesel, die erst gegen Mittag sehr erschöpft und blutend herbeigebracht wurden. Sie hatten an mehreren Stellen des Körpers Wunden, als wäre ein großes Schrot durch die Haut gedrungen, besonders da, wo sich die stärkeren Adern befinden; eine Folge des Bisses der Fledermäuse (morcegos, vampirs), welche sich auf alle Arten weidender Thiere nächtlicher Weile setzen, eine Oeffnung in die Haut beißen, und nicht eher weiter fliegen, bis sie sich voll Blut saugten, welches noch lange nachher zu fließen fortfährt. *) Mehrere

*) Auch schlafende Menschen werden von diesen Vampiren, deren

solcher Aderlässen machen das stärkste Thier völlig unbrauchbar; es wurde also beschlossen, den Verwundeten Ruhe zu gönnen, für heute nicht weiter, als bis Registo velho zu reisen, dafür aber in Barbacena keinen Rasttag zu machen. Mir war dieß ganz erwünscht; ich hatte nämlich erfahren, daß der Eigner des Ranchos von Rancho novo ein in Minas berühmter Bereiter wäre, und v. Eschwege erwähnt in seinem Journale von Brasilien schon des Vaters, der vor einigen Jahren starb, und in dessen Fußstapfen einer seiner Söhne trat. Wirklich hatte dieser zwölf schöne Pferde in einem Stalle stehen, die größtentheils für einige Herren der kaiserlichen Ehrengarde abgerichtet werden sollten. Der Gutsbesitzer bestieg bald nach meiner Ankunft eines dieser Pferde; da er aber mit demselben keine weitere Uebung, als die des sogenannten spanischen Schrittes vornahm, so bekam ich durchaus keinen Begriff von der hiesigen Schule; aus des Mannes mündlichen Mittheilungen entnahm ich jedoch Nachstehendes über die Unterrichts-Methode der Pferde in Minas.

Zu Reitpferden werden durchgehends nur Hengste genommen, welche weder so feurig, noch ausdauernd, wie die des nördlichen Europas sind. Stutten, obwohl sie sich durch Gutartigkeit und größere Ausdauer auszeichnen, will, ihrer unansehnlichen und häßlichen Gestalt wegen, Niemand reiten. Die Hauptforderung an ein gut zugerittenes Pferd ist, daß es den Kopf und die Vorderfüße hoch hebe, und rascher, als im gewöhnlichen Schritte, niedersetze. Je höher daher das Pferd die Beine wirft, desto mehr Werth hat es, und einige bringt man dahin, daß sie dem Reiter, der hier sehr lang gebügelt sizt, mit dem Eisen unter die Bügel schlagen.

---

es verschiedene Gattungen gibt, angefallen, ohne daß sie ihre Gegenwart bemerken.

Alle Bemühungen des Bereiters gehen also dahin, ihnen diese Eigenschaften beizubringen; die Zügel werden beständig stark gezogen, an die Vorderfüße erhalten sie Hufeisen von außerordentlicher Schwere, um die Fesseln werden hölzerne Schellen geschnallt; ein Nebenhergehender schlägt die Pferde während dem Reiten vor die Schienbeine, und Manche lassen ihnen den Huf während der Dauer des Unterrichtes ungewöhnlich groß wachsen. Dadurch gelingt es den Bereitern allerdings, das Vordertheil zu erheben und den Kopf gut zu stellen, dagegen wird das Hindertheil gänzlich verdorben, um so mehr, da man mit der erwähnten Dressur sogleich bei jungen, noch ganz rohen Pferden anfängt, die, zu unbehülflich, die Last, welche auf ihr Hintertheil geworfen wird, geschickt zu tragen, zuerst die Hinterbeine aus einander spreitzen und nach einigem Gebrauche das ganz geschwächte Hintertheil, im ächten Sinne des Wortes, nachschleppen.

In Registo Velho, woselbst ich bald nach der Tropa ankam, legte ein unternehmender Geistlicher eine kleine Tuch- und Baumwollenfabrik an; erfreut über die Industrie des Mannes, erbat ich die Erlaubniß, die Weberstühle besehen zu dürfen, wurde jedoch nicht besonders höflich abgewiesen. Als ich mich bei dem Abendessen in der Venda über die Unfreundlichkeit des Gutsbesitzers beklagte, erhielt ich von einem Reisenden folgenden Aufschluß. „Man wird sie mein Herr, sagte er mir, für einen Engländer gehalten haben, und es ist nicht zu leugnen, daß wir Brasilianer gerechte Ursache haben, diese Nation als die größten Gegner unserer vaterländischen Industrie anzusehen. Wir waren früher durch die Kolonial-Gesetze und die Monopolisten Portugals auf eine unerhörte Weise gedrückt; als aber der König zu uns flüchtete, erwarteten wir mehr begünstiget zu werden, und wirklich wurden einige der drückendsten Monopole aufgehoben. Die Engländer hatten sich jedoch des Königs so vollkommen

bemächtiget, daß ihnen größere Vortheile gestattet wurden, als selbst den Portugiesen; sie kannten die Wege, alle Versuche unsere Landesprodukte selbst zu verarbeiten, zu vereiteln, ahmten die geringe Zahl brasilianischer Fabrikate nach, und verkauften sie, wenn auch zu ihrem Nachtheile, so äußerst wohlfeil, daß wir unmöglich mit ihnen concuriren konnten. Auf diese Weise kamen wir ganz in ihre Gewalt, und, trotz unserer Unabhängigkeit, vertauschten wir nur die Gebiether; früher drückten uns die portugiesischen Monopolisten, jezt lastet Englands Handels-Despotismus schwer auf uns. Darum sind wir gegen Reisende von dieser Nation etwas mißtrauisch, und befürchten, sie kämen nur zu uns, um die Fortschritte unserer Industrie auszukundschaften. Um ihnen, mein Herr, jedoch einen Beweis zu geben, mit welcher despotischen Willkühr Brasilien von dem Mutterlande behandelt wurde, erlauben Sie mir, fuhr der Erzähler fort, unter den vielfältigen Ereignissen, nur Eines mitzutheilen, welches sich hier in der Nähe zutrug. Vor ungefähr 40 Jahren errichtete ein wohlhabender und thätiger Gutsbesitzer, nahe bei Igreja nova, jezt Barbacena, eine Fabrik, welche inländische Schaf- und Baumwolle zu Zeugen verarbeitete, die so großen Beifall fanden, daß sie sich allmählig in ganz Brasilien verbreiteten; der Unternehmer machte gute Geschäfte, und gab überdieß einer sehr beträchtlichen Anzahl Menschen Verdienst und Nahrung. Als die Monopolisten Portugals davon in Kenntniß gesezt wurden, wußten sie die Eifersucht der Regierung zu erregen; der Unternehmer der Fabrik wurde nach Lissabon berufen, wegen Uebertretung der Kolonialgesetze zur Verantwortung gezogen, und über 15 Jahre zurückgehalten, ehe er eine entscheidende Antwort und die Erlaubniß erhielt, in seine Heimath zurück zu kehren. Während der arme Mann in Portugal große Summen ausgab, kam seine Fabrik in Brasilien allmählig in Verfall, und stellte endlich ihre Arbeiten ein; eine Menge Menschen wurden brodlos und

jeder unternehmende Mann von ähnlichen Versuchen abgeschreckt.“

Der Tropeiro beschloß den kommenden Tag bis Alberto Dias zu reisen, da ich jedoch Barbacena zu sehen wünschte, einen Empfehlungsbrief daselbst abzugeben hatte, und, offenherzig gestanden, nicht abgeneigt war, meinem Körper einige Ruhe zu gönnen, so nahm ich etwas Wäsche in mein Mantelsäckchen, verließ Registo Velho nach Sonnenaufgang, kam bald darauf in der Villa de Barbacena an, suchte die Person auf, an welche ich empfohlen war, und wurde mit ächt patriarchalischer Gastfreundschaft aufgenommen. Nachdem ich einige Erfrischungen zu mir genommen und mich umgekleidet hatte, säumte mein freundlicher Wirth nicht, mich in dem Städtchen umherzuführen.

Obwohl die Erscheinung eines Fremden aufgehört hat, etwas außerordentliches für die Landbewohner Brasiliens zu seyn, so erregt sie in diesen Gegenden dennoch viele Neugierde; als ich daher mit meinem Führer in den Strassen erschien, fehlte es nicht an Einladungen und Complimenten, welche ich natürlich annehmen und erwiedern mußte, und worüber so viele Reisende klagen. Ich brachte damit kein großes Opfer; wer nur ausnahmsweise höflich ist, kann vielleicht über Zwang klagen, wenn es dauernd seyn muß; aber dem Manne von Erziehung, er mag was immer für einer Nation angehören, ist diese empfehlungswerthe Eigenschaft zur zweiten Natur geworden. Mir hat ihre Ausübung viele Freunde in Brasilien gemacht, und wenn meine Geduld durch anmaßende und unwissende Menschen, die es allenthalben gibt, manchmal auf eine harte Probe gestellt wurde, so habe ich dafür auch viele wackere und verständige Männer kennen lernen, die meine Wißbegierde über ihr Land und seine Bewohner stets auf das Bereitwilligste befriedigten.

Am Abende erhielt mein Wirth zahlreichen Besuch von den Einwohnern; die Unterhaltung wurde lebhaft, und statt ihnen von der Macht und der Cultur Deutschlands zu erzählen, und auf die Brasiliens mit mitleidigem Lächeln herab zu sehen, sang ich einige ihrer allerliebsten Modinhas (Volkslieder) mit Begleitung der Viola, und handhabte meine Klarinette so munter, daß alt und jung sich zu dem beliebten Fado aufstellte und mit ganzer Seele dem lebhaften Tanze huldigte. Ich wurde mit Danksagungen überhäuft, in alle Familien gebeten, und als ich meine Abreise auf den kommenden Mittag verkündete, äußerten Alle das ungekünsteltste und herzlichste Bedauern.

Barbacena, früher Arrayal da Igreja nova genannt, wurde 1791 zur Villa erhoben, und erhielt den Namen des Stifters, Visconda da Barbacena, damals Stadthalter von Minas. Das Städtchen liegt recht angenehm an dem südlichen Abhange einer bedeutenden Anhöhe, hat zwei gepflasterte, geradlinigte Straßen, die sich im rechten Winkel durchschneiden, enthält 400 Häuser und ohngefähr 1200 Einwohner. Außer der Pfarrkirche da N. Sha. da Piedade hat die Villa noch andere gut erhaltene Kapellen; die Regierungsgebäude und jene einiger wohlhabenden Einwohner sind ziemlich geschmackvoll aufgeführt und ein Stockwerk hoch, die Uebrigen sind im gewöhnlichen brasilianischen Geschmacke zu ebener Erde erbaut, aber alle weiß angestrichen, wodurch der Ort ein freundliches Ansehen erhält. Barbacena hat gleich allen brasilianischen Städtchen einen Senat, der in Gerichts- und Polizeisachen in erster Instanz urtheilt, und bei welchem ein Juiz ordinario vorsizt. Die Einwohner sind meistens farbige Leute, größtentheils arm und träge; doch wurde ihr Verdienst besonders durch das Aufhören der erwähnten Fabrik verkürzt, und seit St. Joaõ den Handel einiger nördlichen Provinzen an sich zog, welchen

Barbacena früher ausschließlich besaß, sehr vermindert. Die Gegend um Barbacena ist nicht fruchtbar und besonders sind die kalten scharfen Winde, welche auf dieser Höhe (Barbacena liegt 3530 Fuß über dem Meere) den ohnehin mageren steinigten Boden noch mehr austrocknen, dem Wachsthume der Pflanzen nicht günstig; man übersieht von hier aus Meilenweit ein hügliches, ödes Land, nur mit Gras bedeckt, welches, wenn es in der kalten oder trocknen Jahreszeit verdorrt, der Gegend ein äußerst düsteres Ansehen gibt.

Als ich den kommenden Tag nach dem Mittagessen von meinem gütigen Wirthe und dessen Familie Abschied nahm, überreichte er mir mehrere Briefe an angesehene Bewohner der Hauptstadt, die man ihm für mich zugeschickt hatte, und welche, wie er versicherte, mich auf diese Empfehlungen hin, wie einen alten Freund ihres Hauses aufnehmen würden. Als ich endlich durch das Städtchen ritt, begleitete mich manch' freundlicher Gruß und manches Viva aus schönem Munde.

Von Barbacena führen zwey Wege nach Villa Ricca, einer über St. Joaõ del Rei, der Andere, welchen mein Tropeiro einschlug, über Congonhas do campo. Ich war nicht wenig erstaunt, nach einem tüchtigen Ritte ihn eine halbe Legoa hinter Alberto Dias mit der Tropa anzutreffen, aber eines seiner beßten Thiere war Tags vorher kreuzlahm (dereado) geworden, eine Krankheit, die in einer übermäßigen Erhitzung und zugleich einer zu großen Anstrengung des Kreuzes besteht, und von welcher, wenn der Kranke auch hergestellt wird, immer eine bedeutende Schwäche zurückbleibt. Der Tropeiro erzählte mir, daß er den ganzen Morgen mit der Behandlung des armen Thieres zugebracht, ihm Brandwein auf dem Rücken angezündet und heißen

Speck übergelegt habe, obwohl alles vergebens; er hatte es also bei einem Bekannten gelassen, und ihn ersucht, es zu pflegen, aber darauf durfte er nicht rechnen, denn die Brasilianer haben den Fehler von den Portugiesen geerbt, kein Mitleid mit den Thieren zu haben, die ihnen doch so nützlich sind. Ziemlich spät kamen wir in Saquinho an.

Zwei Tage darauf erreichten wir das Städtchen Queluz, 13 Legoas von Villa Ricca; es liegt auf einem Bergrücken und mag etwas über hundert Häuser zählen. Seit der Goldbergbau, der früher mit Erfolg in der Nachbarschaft getrieben wurde, sich nicht mehr ergiebig zeigt, und die Zahl der Bergleute sich um mehr als die Hälfte verminderte, ist dieser Ort sehr verarmt, und trägt die auffallenden Spuren seines Verfalles an sich. Hoffentlich werden mit der Zeit die Bewohner des Golddistriktes vom dem Vorurtheile zurückkommen, daß die Cultur des Bodens nur da sich lohne, wo er mit Urwald bedeckt ist; bisher bauen sie ihn wegen Holzmangel fast gar nicht an, obwohl sie das Beispiel einiger Pflanzer vor Augen haben, welche es vorziehen, ihre Ländereien zu cultiviren und sich eines größeren Wohlstandes erfreuen, als die Mehrzahl der Bergwerksbesitzer.

Da der Tropeiro in Congonhas do Campo zu Hause war, so verließen wir hier die Hauptstrasse und zogen diesem Orte zu. In Rodondo, einem großen, armseligen Dorfe, im Schatten einer außerordentlichen Menge von Bisangbäumen erbaut, begegneten uns acht Männer, welche, wie die Galeerensklaven in Rio de Janeiro, mit Ringen und Ketten am Halse an einander geschlossen waren; es fiel mir auf, daß ein einzelner, nur mit einem Säbel bewaffneter Mann sie begleitete. Als sie an uns heran kamen, wurden sie von dem Tropeiro auf das freundschaftlichste begrüßt, und nun erfuhr ich, daß die armen Leute versucht hatten,

sich dem Militär-Dienste zu entziehen, daß man ihrer habhaft geworden sey, und sie nun nach Rio de Janeiro geliefert würden; ich war von der Art, wie man in dem constitutionellen Brasilien die Armee rekrutirte, eben nicht sonderlich erbaut.

Nach einer Stunde Weges langten wir bei der Kirche da Nossa Senhora do Mattozinho an, welche auf einer Anhöhe über Congonhas erbaut ist. Alle Reisende verweilen hier, um dem hoch verehrten und wunderthätigen Marienbilde ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Selbst nicht katholische Reisende, die gewöhnlich den bittersten Tadel über jedes Gott geweihte Gebäude ausströmen, welches nicht einem ausgeräumten Zimmer ähnlich ist, erfreut der Anblick dieses freundlichen Tempels, dessen innere Ausschmückung wirklich Jeden überraschen muß, der während der Dauer der Reise nirgends Spuren eines höhern Aufschwunges von Kunst und Geschmack entdecken konnte. Breite Treppen führen auf das Platteau vor der Kirche zu ihrem Haupteingange, welchen die Statuen der zwölf Apostel in Lebensgröße zieren, die sämmtlich aus Speckstein, und zwar von einem Manne gearbeitet sind, dem beide Hände fehlen; wenn auch keine Meisterstücke, trägt die Arbeit dieses merkwürdigen Künstlers, der sich ganz aus sich selbst bildete, doch die Anzeigen eines ausgezeichneten Talentes. Die Kirche ist recht gut ausgemalen, und sämmtliche Altäre aus schön polirten brasilianischem Marmor aufgeführt; der Hochaltar ist wirklich prächtig, ungemein reich und doch nicht überladen; die Jungfrau, aus weißem Marmor sehr fleißig gearbeitet, steht in einem Glasschranke in der Mitte des Altars. In der Sakristei befindet sich ein sehr gelungenes Bild des Pabstes Pius VI.

Der Gedanke, das sogenannte Wunderhaus abgesondert von der Kirche zu erbauen, schien mir sehr glücklich; dieses

besteht in einem Saale, in welchen die Gläubigen eine große Menge Votivtäfelchen, Wachsopfer u. s. a. abscheuliche Sudeleien und Machwerke aufhiengen. Hier werden zugleich einige Statuen von Holz aufbewahrt, die man bei besonders festlichen Gelegenheiten umherzutragen pflegt. Ein Garten, mit heiligen Spielereien angefüllt, liegt hinter der Kirche und scheint allmählig einzugehen. Von dieser etwas entfernt, fangen die Wohnungen der Einwohner an, und erstrecken sich bis zu dem Ufer des Parapeba, welcher Congonhas von Matozinho trennt, und über welchen eine hölzerne Brücke führt; Neger und Farbige waren mit Goldwaschen beschäftiget, woran der Fluß sehr reich ist.

Der Gastfreundschaft des Capitão Mór der Gegend empfohlen, sprach ich in dessen Hause zu, woselbst es gerade etwas toll her ging. Dieser Herr, Besitzer eines goldhaltigen Landes, hatte bereits eine beträchtliche Anzahl Jahre mit vielen Negern den Boden durchwühlt und so wenig Ausbeute erhalten, daß bei den bedeutenden Ausgaben, die ihm seine sogenannten bergmännischen Arbeiten verursachten, Dürftigkeit, die treue Gefährtin so vieler Gold- und Schatzgräber, sich bereits einzustellen anfing, und er schon entschlossen war, die Arbeiten aufzugeben. Da führte das launigte Glück die planlos grabenden Neger auf ein sogenanntes Goldnest, in welchem sie eine so große Menge dieses edeln Metalles antrafen, daß der Besitzer plötzlich zum reichsten Manne der ganzen Gegend wurde. Die erste Handlung des neuen Crösus war, eine Menge Hände in der Hauptstadt zu vergolden; dafür erhielt er Titel und Orden, dann öffnete er sein Haus den Freunden und den Müßiggängern, von welchen es nicht mehr leer wurde. Es war nach den Vermögens-Umständen der Familie erbaut und eingerichtet; natürlich mußte es jezt vergrößert und des Besitzers würdig meublirt werden; der portugiesisch-brasilianische Geschmack verleug-

nete sich auch bei dieser Gelegenheit nicht. In allen Zimmern prangten die Farben des Regenbogens, in Manchen bestand der Fußboden aus geschlagener Erde, aber schwerfällige Luster aus Frankreich hingen von der Decke herab, und französische Uhren und englisches Porcelân waren ohne alle Simetrie in denselben vertheilt. An der großen, zahlreich besezten Tafel aß man, wie in der Hütte des Armen, aber die großen silbernen Schüsseln enthielten doppelt so viel Nahrung, als die Gäste verzehren konnten. Eine äußerst zahlreiche schwarze Dienerschaft umringte die Gäste, mehrere mit galonirten Jacken und mit Hosen bekleidet, welche so zerrissen waren, daß sie den Unterleib nur zur Nothdurft bedeckten; überall herrschte Unordnung; Verschwendung und Kargheit reichten sich die Hand, und die Mehrzahl der Gäste ermangelte nicht, nachdem sie den Herrn Capitão Mór in Weihrauch fast erstickt und sich den Bauch gehörig gefüllt hatten, zu prophezeihen, daß, wenn seine Goldgruben nicht unerschöpflich wären, ihm von seinen Reichthümern bald nichts mehr bleiben dürfte, als seine Orden und Titel.

Congonhas, woselbst früher sehr viel Gold gefunden wurde, zeigt jezt nur mehr Spuren eines ehemaligen Wohlstandes; die Oberfläche des Bodens rund um den Ort ist aufgewühlt und erschöpft, man sieht nichts, als Gräben und Löcher, welche, zugeworfen und zum Ackerbau verwendet, die Einwohner besser und sicherer ernähren würden, als der Goldbergbau, der auf die Art, wie er hier getrieben wird, die größte Aehnlichkeit mit einer Lotterie hat. Obwohl Kröpfe (Papas) in dem Distrikte von Villa Ricca nicht ungewöhnlich sind, so sah ich doch erst heute die ersten Personen, die mit diesem lästigen Uebel behaftet waren; der Tropeiro versicherte auf mein Befragen, daß es bei ihnen Ortschaften und Gegenden gebe, woselbst die Mehrzahl der Einwohner, ohne Unterschied der Stände, und selbst das

Vieh Kröpfe hätten; er gab, wie überall, dem Wasser die Schuld.

Plötzlich eingefallenes Regenwetter hatte die ohnehin schlechte Strasse so sehr verdorben, daß die Tropa von hier aus zwei Tage nach Capão do Cane brauchte. Dieser Ort ist berühmt, wegen der schönen Topase, die hier in den Bergwerken gefunden werden; durch die Gefälligkeit des Vendeiros wurde ich in ein solches geführt. Es sah wie ein Steinbruch aus, und die sogenannten bergmännischen Arbeiten der Neger waren durchaus von dem Verfahren gewöhnlicher Steinbrecher (cabuqueiros) in Brasilien nicht verschieden; sie machten mit schweren Brechstangen und Hauen Oeffnungen in den Berg, schafften die Erde und das Gestein heraus, welch erstere, da sie Gold enthält, gewaschen wurde, zerbröckelten und untersuchten das Gestein, welches, einem Neste gleich, mit Walkererde fest umgeben war, und worin sich die Topase, häufig auch Bergkristalle, vorfinden; Erstere sind gewöhnlich gelb, manche spielen in's Röthliche; Alle, die ich sah, hatten einen frischen Bruch, und schienen so eben erst von dem Muttergesteine herabgeschlagen zu seyn.

Da der Handel mit Topasen, Schmaragden und Amethysten nicht verboten ist, so wurden mir eine Menge dieser Edelsteine um sehr billige Preise zum Kaufe angeboten; da ich aber gar kein Kenner derselben bin, und unterrichtet war, daß man viele Fremde mit in Flußbetten gefundenen Spathstücken, welche mit den erwähnten Steinen eine täuschende Aehnlichkeit haben sollen, anführe, so hielt ich es nicht für nöthig, die Zahl der Betrogenen zu vermehren. In diesen Gruben werden auch Steine von einem äußerst zarten Grün gefunden, welche man hier Aqua marim heißt. Die Berge bei Capão enthalten endlich einen äußerst reichen Eisenglimmerschiefer.

Als wir von Capão aufbrachen, erhielten die Treiber die Weisung, in Tripui mit ihren Lotas zu warten; den Begleitern der Caravane zeigte der Tropeiro aber feierlich an, daß Villa Ricca nur mehr drei Legoas von hier entfernt wäre, und die Witterung es gestatte, uns in Tripui umzukleiden und in der Hauptstadt von Minas-Geraes unseren Einzug zu halten. Berücksichtiget man die vielen Beschwerden, die großen Entbehrungen, welchen man sich auf brasilianischen Reisen unterziehen muß, so ist die Ankunft am Ziele derselben allerdings ein Augenblick, den man zu feiern geneigt ist, denn um in Brasilien eine Strecke Weges von 100 Stunden zurück zu legen, bedarf man dieselbe Zeit, als wollte man den größten Theil des civilisirten Europas durchreisen. Villa Ricca ist 64 bis 78 Legoas von Rio de Janeiro entfernt, wozu ich 20 Tage brauchte, da ich mich an die Tropa hielt, bei der sich mein Gepäcke befand; aber selbst der trefflich berittene Eingeborne wird, wenn ihn anders das Wetter begünstiget, nicht weniger als 12 Tage auf der Reise zubringen.

Wir kamen an den Fazendas Jozé Correa, Boa Vista und Tres Cruzes vorbei über eine Menge Berge, welche bei Regenwetter kaum zu passiren sind, da die Strasse aus zähem, wasserhaltendem Thone besteht, und für ihre Unterhaltung gar nichts geschiebt; dießmal war der Boden hart, wie Ziegelsteine. In Tripui stiegen wir vor der Venda ab, und sahen uns in dem kleinen Orte etwas um; er liegt in einem Thale, welches ein kleiner, aber reißender Fluß bewässert, und besteht aus mehreren freundlichen Häuschen, deren Bewohner sich besonders mit der Cultur von Küchenkräutern und Gemüsen für die nahe Stadt abzugeben scheinen. Unsere Tropa hatte sich indessen versammelt, und wurde noch durch eine Andere, welche von St. João del Rei kam, vergrößert, so daß über 100 Lastthiere zusammen

kamen; mehrere Mineiros schlossen sich an uns an, und nun wurden mit geschäftiger Eile Kisten und Koffer abgeladen, die besten Kleider herausgenommen, Sattel und Zeug unserer Pferde hergerichtet; die schwarzen Treiber erschienen festlich gepuzt, und selbst Diamant, das stolze Haupt der vierfüßigen Schaar, wurde mit Bändern und Glocken behangen. Als wir sämmtlich reisefertig waren, wurde die Art des Einzuges in Villa Ricca berathen; die brasilianische Höflichkeit zeigte sich bei dieser Gelegenheit in ihrem ganzen Umfange; keiner der Reisenden wollte vorausreiten, und wir saßen bereits eine halbe Viertelstunde zu Pferde, die Hüte in der Hand, uns complimentirend und protestirend, bis der Tropeiro uns dringend ersuchte, zu einem Entschlusse zu kommen; endlich wurde mir als Fremden und dreien anderen Herren der Vorrang gelassen; wir sezten uns mit großer Gravität in Bewegung und erreichten bald darauf den höchsten Punkt der Strasse, woselbst mich der Anblick von Villa Ricca recht angenehm überraschte. Anfangs sieht man nur einige Kirchen und größere Gebäude, die auf Anhöhen erbaut sind, kömmt man aber näher, so übersieht man auch die übrigen Häuser, welche tiefer liegen. Das Bewußtseyn, die Goldniederlagen zu überblicken, welche früher ganz Europa mit einer außerordentlichen Menge dieses kostbaren Metalles versahen, gibt der Umgegend von Villa Ricca, so kahl und unfruchtbar sie sich auch darstellt, eine ganz eigene Wichtigkeit, und man kann nicht umhin, den aufgewühlten und angeschwemmten Boden mit dem stillen Wunsche zu betrachten, sich von seinem reichen, von den Einwohnern so ungeschickt benüzten Inhalte etwas aneignen zu dürfen.

Unser Einzug in die Stadt erregte, als eine gewöhnliche Erscheinung, kein so großes Aufsehen, als ich mir eingebildet hatte; der Tropeiro brachte mich nach einer Estalagem

(Gasthaus), sezte mein Gepäcke ab und erhielt seine Gebühr. Anfangs gab man mir eine Art Stall, von dem Aufwärter Sala genannt; als der Wirth aber die Adressen meiner Empfehlungsbriefe sah, erhielt ich sogleich eine bessere Wohnung, und wurde von ihm selbst zu den Personen geführt, an welche ich empfohlen war, und welche mich mit einer Herzlichkeit aufnahmen, die mir bisher in Brasilien noch nicht vorgekommen war. Ich lehnte die Einladung, bei ihnen zu wohnen, dankbar ab, versprach aber, meine freien Augenblicke alle in dem Kreise ihrer liebenswürdigen Familien zuzubringen. Da der verdienstvolle Präsident von Minas unpäßlich war, so machte ich dem Ouvidor, der obersten Gerichtsperson nach demselben, meine Aufwartung, und dann sah ich mich in Villa Ricca ein Bischen um.

Die kaiserliche Stadt Ouro Preto, gewöhnlich Villa Ricca (die reiche Stadt) genannt, liegt in einer bergigten, von Waldung gänzlich entblößten Gegend; unstreitig konnte der an Gold äußerst reichhaltige Boden allein Veranlassung zur Gründung einer Stadt in einem der kahlsten und unfreundlichsten Landstriche Brasiliens geben. Sie ist, wo die Ungleichheit des Bodens es erlaubte, regelmäßig angelegt, die Strassen sind geradlinigt, und die Hauptstrasse, welche über eine Viertelstunde lang ist, nimmt sich sehr gut aus. Die Stadt zählt über 2000 Häuser, worin 8700 Menschen wohnen; von diesen sind kaum der zehnte Theil Weiße, oder Personen von ungemischtem europäischem Blute; die Uebrigen sind Mulatten, Cabras und Schwarze. Die vorzüglichsten Gebäude, ganz von Stein, sind der Pallast des ehemaligen Statthalters, der auf einer Anhöhe erbaut ist, und die Stadt beherrscht; vor demselben befindet sich ein freier Platz, mit einer Brustwehr umgeben, und mit einigen kleinen Feldstücken, auf Lavetten ruhend, versehen; in geringer Entfernung von dem Pallaste stehen das Stadthaus, das

Theater und das Gefängniß, sämmtlich Gebäude von großartigem und zugleich gefälligem Ansehen, welche jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen würden. Ein sehr großes Gebäude befindet sich in der sogenannten unteren Stadt, es enthält die Schatzkammer, die Münze und das Zollhaus. Die Kirchen, deren es zehn gibt, sind nicht groß, aber gut gebaut und sehr reich verziert, eine derselben macht auf den besuchenden Fremdling einen überraschenden Eindruck, sie hat nämlich keine Fenster, und wird durch die Lampen erhellt, die beständig vor den Altären brennen. Die Frömmigkeit der früher reichen Einwohner hat diese Kirche prächtig ausgestattet, und an hohen Festtagen prangt der Hochaltar mit unzähligen Wachslichtern, der Glanz der Juwelen und Goldzierathen blendet das Auge, die herrschende Nacht erhöhet diesen Eindruck, und ich erinnere mich nicht, den katholischen Gottesdienst irgendwo feierlicher gesehen zu haben, als hier.

Das Theater war während meinem Aufenthalte geschlossen; es ist klein, aber nicht ohne Geschmack eingerichtet und verziert.

Die Wohnungen der reicheren Einwohner sind ein- auch zweystöckig, und gut gebaut, die der Aermeren, d. h. vier Fünftheile aller Häuser von Villa Ricca, bestehen aus Lehmwänden, doch sind sie blendend weiß übertüncht, ein Beweis, daß Kalk in der Nähe ist.

Eine ausgezeichnete Erwähnung verdienen die öffentlichen Brunnen, vierzehn an der Zahl, alle mit laufendem frischem Wasser, und mehrere sehr schön verziert.

Reissende Bergströme mit steilen zerrissenen Ufern durchkreuzen die Stadt, über diese führen mehrere gut gebaute

Brücken. Die Flüße führen viel Gold mit sich und sind daher immer mit Menschen aus der ärmeren Volksklasse besezt, welche es waschen. Man sezt übrigens seinen Fuß allenthalben auf Gold, und wenn heftiger Regen, Sand und Erde von den Anhöhen herab auf das schöne Strassenpflaster schwemmte, so kann man gewiß seyn, darunter Goldtheilchen zu finden; nichts desto weniger ist hier der Sitz der Armuth, und wenn keine Veränderung im Bergbaue vorgehet und die Trägheit der Einwohner nicht nachläßt, so dürfte Villa Ricca in einigen Decenien ganz zu Grunde gerichtet werden.

Meine gütigen Freunde waren eifrig bemüht, mir Unterhaltung zu verschaffen; sie führten mich nach der kaiserlichen Schatzkammer, woselbst sich auch die Schmelzhütte für das Gold befand, welches die Bergwerksbesitzer und Goldwäscher einliefern müßen. Hier wird, wie ich bemerkte, mit einem ungeheueren Aufwande von Quecksilber das Gold von seiner Beimischung geschieden, in vierkantige Stangen von einer Palma Länge geschmolzen, und das kaiserliche Wappen, der Name des Schmelzortes, die Probe des Goldes und das Gewicht der Stange auf diese eingeprägt. Jezt wird allein in Rio de Janeiro Geld gemünzt, die Goldstangen müßen daher in die kaiserliche Münze daselbst gebracht werden, woselbst man sie in Stücke von 6400 und 4000 Reis verwandelt.

Es wurden mir Proben von dem gewöhnlichen Golde gezeigt, welches, wenn es gemünzt werden soll, gesetzlich 22 Quilates oder Caras Feinheit haben muß, und von welchem die Mark gegenwärtig einen Werth von 96,000 Reis hat. *) Auch sah ich schwarzen Goldstaub und angeblich

*) 274 fl. 32 kr. — Vergleicht man den Werth des Goldes in

giftiges Gold; Platina, welches man früher ouro branco (weißes Gold) nannte, wird viel gefunden, doch scheint man dessen Werth noch nicht gehörig zu würdigen.

Die Beamten beklagten sich über die mit jedem Jahre abnehmende Ausbeute der Goldbergwerke und Wäschereien, von welchen der Regierung der fünfte Theil zukömmt, und die gegenwärtig kaum mehr 15 Arrobas erhält, während ihr Antheil in früherer Zeit jährlich über 100 Arr. betrug. Die Zahl der Beamten war groß, ihr Gehalt klein, aber ihr Aufwand nichts desto weniger sehr bedeutend.

Auf der Mauth bekam ich keinen großen Begriff von dem Handel von Villa Ricca, obwohl eine Menge Herren mit trägen, schläfrigen Mienen in den verschiedenen Arbeits-Zimmern unbeschäftigt umhersaßen. Die Stadt treibt Handel nach Goyaz und Cuyaba; am lebhaftesten mit Rio de Janeiro.

Die Geselligkeit schien mir in Villa-Ricca etwas größer zu seyn, als dieß gewöhnlich in Brasilien der Fall ist; ich wurde zu mehreren Abendgesellschaften gebeten, die Aehnlichkeit mit den Tertullas der Spanier haben. Es wurde gesungen, getanzt, und bis spät in die Nacht gelärmt. Auch hier war der Faddo der Lieblingstanz, und beide Geschlechter überließen sich ihrer natürlichen Lebhaftigkeit so un-

---

gegenwärtigem Augenblicke mit dem, vergangener Jahrhunderte, (1557 galt unter dem König D. João III. die Mark Gold 30,000 Reis) so wird man ihn sehr groß finden, und dennoch wird ihn die brasilianische Regierung noch erhöhen müßen, wenn nicht alles Gold aus dem Lande wandeln soll, da man beständig das gemünzte Gold zu 6 und 8 Procent, und die Goldbarren um das Doppelte sucht.

gescheut, daß ich wohl einsah, daß hier den guten Sitten der Einwohner keine Lobrede gehalten werden dürfe. Später hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß, mit Ausnahme einiger Familien, ein großer Theil der Einwohner von Villa Ricca aus ausschweifenden lasterhaften Menschen und Taugenichtsen besteht. Ich äußerte oft meine Verwunderung über die kleine Bevölkerung einer so großen Stadt, und besonders, daß diese in einem Zeitraume von 20 Jahren kaum merkbar zugenommen habe; aber meine Freunde betheuerten, daß man dieses gar nicht wünsche, im Gegentheile herzlich froh wäre, wenn man die Mehrzahl der Einwohner, Mulatten und freie Neger, ganz aus der Stadt entfernen könnte, und wirklich hat man hier eine ganz eigene Weise, das Ueberhandnehmen der Taugenichtse und bettelnden Faulenzer zu hintertreiben. Man verbreitet nämlich das Gerücht, ein im Lande umherstreifender Jäger oder Abentheurer hätte in einer entfernten Gegend ein äußerst reiches Goldlager gefunden. Dieses ist hinreichend, eine Menge arbeitsscheue Menschen zu veranlassen, das neue Eldorado aufzusuchen, die oft Monate lang vergebens umherirren, und zulezt genöthigt werden, sich irgendwo anzubauen. Auf diese Weise entstanden eine Menge Ortschaften in dem Inneren Brasiliens, und Villa Ricca verdankt gleich diesen ihr Entstehen einigen Abentheurern aus der Provinz S. Paulo, die lüstern, goldreiche Länder zu entdecken, bis hieher vordrangen.

Es war hinreichend, den Wunsch zu äußern, einige Goldbergwerke besuchen zu können, um mehrere Einladungen von Eigenthümern derselben zu erhalten, welche ich dankbar und augenblicklich annahm, da ich Mariana, die nördlichste Stadt der Provinz Minas, und wenn ich es dahin bringen konnte, eine ihr nahe liegende Niederlassung der Ureinwohner Brasiliens besuchen wollte; ich nahm daher das gütige Anerbiethen derjeniger Personen vorzugsweise an, deren Landgüter

nicht zu ferne von der Strasse nach Mariana lagen, und verließ Villa Ricca nach einem Aufenthalte von 4 Tagen neu gestärkt, und dießmal von einem Neger meines gefälligen Wirthes begleitet, der mich nach einem Ritte von 2 Legoas nach der Lavra seines Gebiethers brachte.

Achtes Buch.

I.

Besuch einiger Goldbergwerke. — Ankunft in Mariana. — Beschreibung der Stadt. — Reise nach einem Presidio der wilden Ureinwohner. — Uebersteigung der Serra do Itacolomi. — Besuch von Mainarde, Teixeiro und St. Anna dos Ferros. — Der Wald der Puris. — Sta. Ritta. — Die Serra de St. Geraldo. — Ankunft in St. Joaõ Baptista. — Gastfreundliche Aufnahme des Ortsgeistlichen. — Geschichte unseres Führers nach den Ansiedlungen der Wilden. — Festlichkeiten derselben nach einer glücklichen Jagd. — Erzählungen des Führers von den verschiedenen Volksstämmen der Wilden in der Provinz Minas, ihren Sitten, Gebräuchen, und den Bemühungen der Portugiesen, sie zu civilisiren. — Religiöses Fest in St. Joaõ Baptista. — Abreise von da. — Ankunft in Villa-Ricca.

Da es meine Absicht ist, über den Land- und Bergbau der Provinz in einem besondern Kapitel abzuhandeln, so bemerke ich nur, daß meine Wißbegierde schon am ersten Tage meines

Aufenthaltes auf der Besitzung meines Freundes vollkommen befriediget wurde. Er galt für einen Bergmann von Ruf (hum mineiro famoso), obwohl seine ganze Geschicklichkeit in dem Glücke bestand, immer viel Gold aufzufinden; doch muß ich erwähnen, daß er einer der Wenigen war, welche sich nicht begnügten, den Boden allein aufzuwühlen, sondern ihn auch mit nützlichen Früchten und Gewächsen anzubauen. Es wurde viel Milho, Bohnen und Kürbisse gepflanzt; an das Wohnhaus gränzte ein großer Garten mit Fruchtbäumen und sehr schönem europäischem Gemüse, und ein kleines Stück Land, mit Weitzen, Gerste und Haber bepflanzt, welche, mit Ausnahme des Lezteren, vollkommen zu gedeihen versprachen.

Die Neger schienen zufrieden, waren fast alle verheirathet und hatten viele Kinder. Im Hause war viele Ordnung; die Frau und Töchter des Gutsbesitzers nahmen sich mit großer Thätigkeit des Hauswesens an, bereiteten vortreffliche Confituren, räucherten Schinken, spannen und webten die selbst erzeugte Wolle, und erinnerten mich zuerst wieder an die Tugenden unserer deutschen Hausfrauen.

Die Dame des Hauses war aus der Provinz S. Paulo, und obwohl Mutter erwachsener Kinder, konnte sie noch immer Anspruch auf Schönheit machen, und rechtfertigte den Ruf der Paulistinnen vollkommen, die schönsten Frauen Brasiliens zu seyn; die beiden Töchter waren ganz ihr Ebenbild.

So wohl ich mir im Kreise dieser liebenswürdigen Familie gefiel, woselbst noch patriarchalische Sitten und Einfalt herrschten, so konnte ich doch nur kurze Zeit bei ihr verweilen; ich besuchte noch mehrere Gutsbesitzer, sämmtlich Mineiros oder Bergleute, sah allenthalben dieselbe barbarische Weise, das edelste aller Metalle zu gewinnen, und überzeugte mich,

daß, trotz des Reichthums Mancher, sie doch nach den Begriffen, die sich ein Europäer von einem behaglichen Leben macht, ein freudenleeres, eintöniges Daseyn führen. Nicht weniger einförmig ist die Unterhaltung der Mineiros; sie wissen von nichts, als ihrem Bergbau zu sprechen, und ich war herzlich froh, als ich mich wieder auf der großen Landstrasse befand und vor einem Gasthause in Mariana abstieg.

Wenige Städte Brasiliens gewähren einen so anmuthigen freundlichen Anblick, als dieser Ort, welcher in einem schönen, geräumigen, ganz von kahlen Bergen umgebenen Thale liegt; der Riberão do Carmo, mit dem sich hier mehrere Bäche vereinigen, bildete es ohne Zweifel gemeinschaftlich mit den Gewässern, welche sich von den hohen, goldhaltigen Bergen herabstürzten, so daß der Boden des Thales aus einer Menge Schichten aufgeschwemmter Erde besteht, und die Stadt, in der vollen Bedeutung des Wortes, auf den reichsten Goldlagern erbaut ist.

Sie scheint beinahe viereckig zu seyn, und besteht aus regelmäßig gebauten, gut gepflasterten Strassen, welche nach einem geräumigem Platze führen. Die Häuser sind alle weiß angestrichen und sehen darum reinlich aus; unter ihnen zeichnet sich die Kathedrale, die Wohnung des Bischofs von Minas-Geraes, das Seminarium zur Erziehung junger Geistlichen und das Regierungsgebäude, in welchem der Juiz de Fora seine Sitzungen hält, ganz besonders aus. Die Stadt mag etwas über 550 Feuerstellen, von 4800 Seelen bewohnt, enthalten. Das Klima von Mariana ist, da es um 1300 Fuß niederer als Villa Ricca liegt, und besonders, da es ganz von Bergen eingeschlossen wird, nur wenig von dem von Rio de Janeiro unterschieden, und nur in der sogenannten Periode des Winters merkt man einen auffallenden Unterschied.

Die Gärten, welche zwischen den Häusern der Stadt liegen, prangen mit den schönsten Gewächsen der Troppenländer, und der Reichthum an Wasser befördert ihr Gedeihen; beide tragen unstreitig viel dazu bei, die Hitze, welche während der hohen Sommerszeit in diesem Thale außerordentlich drückend ist, zu mildern.

Mariana sollte eigentlich das Ziel meiner Reise seyn, ich wußte aber, daß die Niederlassungen einiger Stämme der Ureinwohner nur wenige Tagreisen von hier entfernt waren, und es zog mich so mächtig zu diesen Kindern der Freiheit und Natur hin, daß ich meinem Reiseplan untreu wurde, und mir vornahm, auf gut Glück mich ihnen ganz allein zu nähern. Ich hatte schon in Villa Ricca und gegen meine Freunde auf dem Lande den lebhaftesten Wunsch geäußert, die Wilden in den Urwäldern besuchen zu können, aber alle riethen mir, dieses Vorhaben aufzugeben, schilderten sie als hinterlistige, mordlustige Menschen, und äußerten allgemein die Hoffnung, man würde mit der Zeit gegen die wilden Völkerstämme, welche Minas-Geraes noch bewohnten, denselben Zerstörungskrieg führen, wie gegen die menschenfressenden Botocudos am Rio Doce.

Auch in Mariana konnte man nicht begreifen, daß Wißbegierde oder Neugierde allein mich veranlassen sollten, eine in den Augen der Brasilianer so nutzlose Reise zu unternehmen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, und ein glücklicher Zufall gab mir denselben Tag, als ich in Mariana angekommen war, einen willkommenen Reisegefährten.

Im Begriffe, das Mittagsmahl einzunehmen, saß ich eben in dem Gastzimmer des Wirthshauses, als ein junger Mann hereintrat, welcher europäische Kleidung trug; er sezte sich, forderte Wein, betrachtete mich eine Weile, und redete

mich endlich in französischer Sprache an. Wir wurden schnell bekannt, und ich erfuhr, daß Senhor Lucio Soares Teixeiro, mit noch ein paar Namen, die ich vergaß, Doktor der Medizin war, fünf Jahre in Paris studirt, daselbst promovirt hatte, und sich jezt in seiner Vaterstadt als ausübender Arzt aufhalte. Nachdem ich die Erzählung seiner Schicksale angehört hatte, theilte auch ich ihm meine Absicht mit, die Indianer zu besuchen, und zu meinem Erstaunen erbot er sich, mich zu begleiten. Wir trafen sogleich Anstalten zur Abreise; ich ließ mein Pferd zurück und miethete ein Maulthier, packte mein Mantelsäckchen voll Spielereien, den Wilden zum Geschenke bestimmt, und meine Alforges voll Lebensmittel, woran ich auf der vorhabenden Reise großen Mangel vermuthete, und widmete selbst dem Zustande meiner Pistolen einige Aufmerksamkeit. Den kommenden Tag säumte ich nicht, den Herrn Doktor in seiner Wohnung abzuholen, frühstückte bei seinen Aeltern, welche, die Reise ungerne sehend, ihn mit einem schützenden Skapulir beschenkten, worüber der aufgeklärte Brasilianer erröthete, und bald darauf hatten wir Mariana im Rücken.

Das Wetter war sehr günstig, und wir hatten alle Ursache, uns darüber zu freuen, denn hinter Mariana führte der Weg über die steile Serra do Itacolumi, auf einer nur mehr theilweise gepflasterten und sehr verfallenen Bergstrasse.

Als wir auf dem höchsten Punkte derselben angekommen waren, ließen wir unsere Thiere ruhen, und hofften, uns an einer prächtigen Aussicht zu erfreuen, welche nach unserer Meinung unbegränzt seyn mußte, da wir uns wahrscheinlich höher als Villa Ricca befanden, aber die herrlichen Aussichten, welche die Küstenländer darbieten, scheinen sich im Innern Brasiliens nicht wiederholen zu wollen. Wir übersahen

bis zu einer fast gränzenlosen Ferne zahllose Berge und Hügel, tief eingeschnittene Thäler und den gewaltigen Itacolumi, den höchsten der Berge *), welche diesem Theile des Continents Form und Dauer geben. Der kahle Rücken dieser Hügel und Berge, das nackte Land, welches unfruchtbar schien, gab dem Ganzen das Ansehen, als wäre es vor nicht gar langer Zeit durch eine große Revolution emporgehoben, gebildet worden, und fange erst jezt an, sich zu setzen und eine bestimmte Gestalt anzunehmen. Auf dem Gebirgsrücken, den wir nun erstiegen hatten, zeigten sich zuerst wieder Spuren einer kräftigen Vegetation, und als wir tiefer kamen, umgab uns undurchdringlicher Urwald, der Aufenthalt der Calhombolas **), von welchen man in Mariana viel gefabelt hatte; ich wußte aber was von solchen Gerüchten zu halten war, und hielt es für hinreichend, mit größerer Aufmerksamkeit und Vorsicht, als gewöhnlich, weiter zu reisen; ein Entschluß, welcher den Muth meines etwas furchtsamen Begleiters stärkte.

Die einzige Wohnung auf einem Wege von vier Stunden war ein armseliges Wirthshaus, von drei bis vier Hütten umgeben; wir eilten an ihnen vorüber dem Rio Mai-

*) Der Itacolumi erhebt sich auf der rechten Seite der Strasse von Villa Ricca nach Mariana, nach von Eschwege, der ihn bestieg, 5700 Fuß über die Meeresfläche.

**) Die Calhambolas oder Waldneger sind Sklaven, welche ihren Gebietern entliefen und sich einer im Walde verborgenen Bande solcher Flüchtlinge anschließen. Sie haben ihre eigenen Anführer (Capitaēs) und Gesetze, pflanzen einige Lebensmittel, leben aber größtentheils von Beraubung entfernter Pflanzungen. Sie wagen sich manchmal an Reisende, sind aber äußerst feig, und entfliehen bei dem geringsten Widerstand. Ihr Zufluchtsort wird Quilombo genannt, daher ihre Benennung.

narde zu, über welchen eine gute Brücke führte, und langten bald darauf auf der Fazenda dieses Namens an, woselbst eine gut gebaute Venda uns einlud, kurze Zeit auszuruhen. Der Besitzer dieses Landgutes ist der Crösus der Gegend, ein Geistlicher, dem Goldbergwerke gehören, welcher seinen Reichthum jedoch dem Ackerbaue verdanken dürfte, der hier, wie es scheint, im Großen und mit Erfolg getrieben wird; außerdem erbaute dieser unternehmende Mann an verschiedenen Orten kleine Kapellen, bei welchen er Brandwein-Schenken anlegte, welche ihm sehr viel eintragen. Wir waren anfangs nur Willens, unsern Thieren Futter geben zu lassen, aber der geschäftige Vendeiro gab keine Ruhe, bis wir uns entschloßen, hier Mittag zu machen; zu unserm großen Erstaunen wurde uns ein reinliches, schmackhaft zubereitetes Essen vorgesezt, und obwohl die Rechnung ungefähr so war, als hätten wir bei einem der berühmtesten Restaurateurs in Paris gegessen, so gaben wir doch gerne, was gefordert wurde, und ritten neu gestärkt weiter. Die Gegend wurde nun etwas belebter; wir kamen an sorgfältig angebauten Landgütern vorbei, welche in dem schönen Thale am Rio Mainarde liegen; sie sind meistens Eigenthum von Geistlichen, welche Berg- und Ackerbau gemeinschaftlich treiben und sämmtlich reich sind.

Die Sonne hatte ihren Lauf beinahe vollendet, als wir auf der Fazenda Teixeiro ankamen; die Eigenthümer derselben waren nahe Verwandte meines Begleiters, und hatten ihn seit seiner Abreise von Brasilien nicht mehr gesehen; der Empfang war daher etwas lärmender, als dieses bei den förmlichen Brasilianern gewöhnlich der Fall ist. Es wurde alles aufgeboten, uns gefällig zu seyn, und ich kann wohl sagen, daß ich mich in dem Kreise der wackern Menschen, welche dieser zahlreichen Familie angehörten, recht behaglich fühlte. Niemand verschmähte daselbst, bei der Arbeit be-

hülflich zu seyn; die Neger wurden wie treue, nützliche Diener, und nicht wie Sklaven behandelt; allenthalben herrschte Ordnung, zweckmäßige Vertheilung der Arbeit, und weit entfernt, reich zu seyn, hatte alles, was wir in diesem gastlichen Hause sahen, das Gepräge des Wohlstandes und eines behaglichen Daseyns.

Mit dem Versprechen, bei unserer Rückkehr länger zu verweilen, sezten wir den kommenden Tag unsere Reise links dem Riberão de Bacalhão fort, kamen auf einer Strecke Weges von fünf Stunden in dem Arrayal de St. Anna dos Ferros an, und stiegen vor der Wohnung des Vikario, eines Befreundeten der Familie Teixeiro, ab. Dieser Distrikts-Hauptort liegt an dem linken Ufer des Rio Piranga; früher war er ein sogenanntes Präsidium, oder ein befestigter Posten gegen die Einfälle der Wilden; seitdem diese nicht mehr zu befürchten sind, siedelten sich mehrere brasilianische Familien an, da die vielen kleineren Flüsse, welche das Land durchströmen, reich an Gold sind, und gegenwärtig mochte St. Anna gegen vierzig Feuerstellen enthalten. Es liegen hier dreißig Mann Soldaten, von einem Offiziere befehligt, welcher zugleich Distrikts-Kommandant ist. Die Häuser waren fast sämmtlich geschlossen, und werden von ihren Eignern nur an Sonn- und Feiertagen besucht, die übrige Zeit bringen sie auf ihren zerstreut liegenden Gütern zu. Der Rio Piranga ist der Hauptfluß dieser Gegend, mit ihm vereiniget sich der Rio de Bacalhão; der Piranga sezt nun seinen Lauf nordöstlich fort, vereinigt sich mit dem Rio do Carmo, nimmt nun den Namen des berühmten Rio-Doce an, und ergießt sich in der Provinz Espirito-Santo in das Meer.

Wir passirten zuerst eine große, gut erhaltene Holzbrücke, dann eine Zweite über den Rio Turbo, der sich in den Piranga ergießt, und sahen uns gleich darauf von undurch-

dringlichen Waldungen umgeben, durch welche ein schmaler Fußweg führt. Dieser Wald war früher ein von dem kriegerischen Stamme der Puris-Indianer häufig besuchter Jagd-Platz; es ereignete sich wohl auch, daß benachbarte Pflanzungen beraubt und einzelne Neger und Reisende von ihnen angefallen und ermordet wurden. Man vergrößerte übrigens die Gefahren, wie die Anzahl der umherstreifenden Indianer weit mehr, als dieses der Wahrheit gemäß der Fall war; gegenwärtig haben sich die Puris von dieser Stelle zurückgezogen, und wenn auch hie und da ein Jagdlustiger gesehen wird, so hat man doch seit langer Zeit kein Beispiel mehr, daß irgend ein Reisender angefallen worden wäre. Wir durchritten daher den nach den Puris genannten Wald sorglos, und kamen nach einer sehr starken Tagreise in Sta. Ritta an. Hier befindet sich eine Kapelle, die Wohnung des Geistlichen, ein paar Häuschen und eine große, gut eingerichtete Venda, welche dem geistlichen Besitzer von Mainarde gehört. Es ist auffallend, daß der Wald hier plötzlich aufhört, und hohem Farrenkraute Platz macht, welches die ganze Umgegend bedeckt.

Den kommenden Tag erreichten wir bald wieder eine waldige, unwirthbare Gebirgsgegend; als wir endlich auf dem Gipfel der Serra de St. Geraldo ankamen, sahen wir auf eine dickwaldige, kesselförmige Niederung herab, welche die hohe Serra da Onça im Hintergrunde umgab; dieses war der Aufenthalt und Distrikt der Coroatos-Indier. Der abwärtsführende Weg war außerordentlich steil, an manchen Stellen gefährlich, und wir waren herzlich froh, als wir noch vor dem Eintritte der Nacht das Präsidium von St. João Baptista erreichten. Wir sahen uns sogleich von einer Menge Indianer umgeben, fragten nach der Wohnung des würdigen Herrn Marlier, General-Direktors der Coroatos, an welchen wir vielfach empfohlen waren, und hörten zu

unserm großen Bedauern, daß er sich nicht zu Hause befand. In dieser Verlegenheit wendeten wir uns dem Hause des Orts-Geistlichen zu, woselbst unsere Bitte um Gastfreundschaft anfangs nicht günstig aufgenommen wurde; als aber mein Reisegefährte seinen wohlbekannten Familien-Namen durch die verschlossene Thüre rief, öffnete diese sich sogleich, und der Herr des Hauses erschien selbst, um uns zu dem Eintritte unter sein Dach einzuladen. Ein paar Indier bemächtigten sich unserer Reitthiere, brachten sie unter einen offenen Schoppen und wir selbst bekomplimentirten uns eine Weile mit unserm gefälligen Wirthe, dessen schwere Zunge, glänzendes Antlitz und unsichere Haltung seines wohlgenährten Körpers uns auf den Gedanken brachte, daß der Apostel der Wüste es für nöthig erachtet habe, sich zu dem schweren Geschäfte der Heiden-Bekehrung durch eine ungewöhnliche Dosis geistigen Getränkes zu stärken. Sr. Hochwürden ermangelten auch nicht, uns sogleich von der erwähnten Herzstärkung vorzusetzen, und da wir dieselbe für ein Fabrikat aus der Heffe des Zuckerrohr-Saftes, die Caraça, erkannten, ein Getränke, welches dem europäischen Gaumen wie abgestandenes Scheidewasser schmeckt, so waren wir so frei, unsere mit trefflichem Jamaika-Rum gefüllten Flaschen hervorzubringen, und unsern gütigen Wirth einzuladen, ihn zu versuchen. Er fand unbegränzten Beifall, beraubte uns jedoch für diesen Abend der angenehmen Unterhaltung des frommen Missionairs, welcher für gut fand, sich noch, bevor das Abendessen aufgetragen wurde, auf sein Zimmer zurückzuziehen.

Den kommenden Tag hatten wir natürlich nichts Eiligeres zu thun, als uns in dem Präsidio umzusehen. Außer der Wohnung des Direktors und der des Geistlichen, waren alle übrigen schlechte, mit Stroh bedeckte Hütten; die Einwohner, theils Soldaten, theils Indier, sahen kränklich und

unzufrieden aus; die Leztern waren gekleidet, wie die brasilianischen Landbewohner, und wir wollten schon in Klagen über unsere getäuschten Erwartungen und die vergebliche Reise ausbrechen, als sich uns ein alter, freundlicher Soldat näherte, und sich freiwillig anbot, uns nach einer andern Aldea oder Dorf der Indianer zu führen, da in Joaõ Baptista die meisten Bewohner an der Ruhr krank darnieder lagen. Das Anerbieten wurde natürlich mit Vergnügen angenommen; wir eilten in unsere Wohnung, einige Lebensmittel und Geschenke, welche wir den Indianern bestimmten, zu holen, und folgten unserm Führer, welchen eine Erquickung aus unsern Reiseflaschen in die gesprächigste Laune versezte. Wir hatten zur nächsten Aldea der Coroatos drei viertel Stunden zu gehen, diese Zeit benüzte unser Führer, uns die Geschichte seines Lebens zu erzählen, mit welcher man füglich einige Seiten anfüllen könnte, ohne den Leser zu ermüden. Es genüge jedoch, zu bemerken, daß der alte Kriegsmann vor zwanzig Jahren eines Subordinations-Vergehens wegen nach einem Präsidio versezt wurde, welches man in den Urwäldern zwischen dem Rio Doce und dem Rio Jequetinhonha errichtet hatte, um gegen den kriegerischen und gefürchteten Stamm der Botocudos zu kämpfen. Zwölf Jahre hatte er auf diesem und entfernteren Gränz-Posten in beständigem Kriege mit den Indianern zugebracht, viele Wunden erhalten und wurde endlich als untauglich, zu dem Garnisons-Dienste in Villa-Ricca berufen. Einige Jahre später drangen die Klagen der Coropos und Coroatos-Indier am Rio Xipoto, welche sich schon vor zwanzig Jahren der Regierung unterworfen hatten, zu den Ohren des gerechten und menschlichen Gouverneurs von Minas. Er wählte unter den Offizieren der Garnison den Capitän Marlier, und sandte ihn nach dem Distrikte der Indier, um die Gerechtigkeit ihrer Klagen zu prüfen. Als dieser rechtliche und einsichtsvolle Offizier von seiner Sendung zurückkam, erstattete er einen ausführ-

lichen Bericht über die empörenden Bedrückungen, welche sich die über die Indier gesezten Direktoren und die unter ihnen lebenden Portugiesen gegen dieselben erlaubten; zugleich überreichte er einen sehr einsichtsvollen Bericht über den Zustand dieser verfolgten Menschen, welcher von dem Gouverneur so günstig aufgenommen wurde, daß er die Direktoren augenblicklich absezte, Herrn Marlier zum General-Direktor der Indier ernannte, und ihm alle möglichen Vollmachten gab, für ihr Bestes zu sorgen. Als dieser nach seiner neuen Bestimmung abreiste, erbat er sich unsern Führer, dessen Erfahrungen, wie man mit den Wilden umgehen müße, ihm nicht unbekannt waren, zum Gehülfen, und nun lebte dieser bereits seit acht Jahren unter den Coroatos, Coropos und Puris, und kannte natürlich die Sitten und Gebräuche dieser Völker vollkommen.

Was ich später von diesem erzählen werde, ist eine Wiederholung dessen, was der alte, gesprächige Soldat uns berichtete, und ich denke, daß die Mehrzahl der Reisebeschreiber aus einer ähnlichen Quelle geschöpft haben werden, da sie bei der kurzen Dauer ihres Aufenthaltes unter den Wilden unmöglich das, was sie uns erzählten, selbst beobachten konnten.

Nachdem wir uns auf einem sehr schmalen Pfade ziemlich unbehülflich fortgebracht hatten, erreichten wir die früher erwähnte Aldea. Diese ganze Niederlassung bestand aus zwei Hütten, welche nach einer Seite offen, und, gleich den Wohnungen der armen Brasilianer, mit Stroh bedeckt waren; um diese her waren etwas Mais und Patatas gepflanzt. Eine Frau, nur mit einer Schürze bedeckt, saß am Eingange der Hütte und säugte ihr Kind; der Mann, mit einer kurzen Hose bekleidet, lag in einem Häng-Netze, schaukelte sich und schnizte Pfeile. Sie schienen bei unserm Anblicke auch nicht

im Geringsten überrascht, und erwiederten unsern Gruß so einsilbig, als möglich. Beide sprachen etwas portugiesisch; unser Führer zog aber vor, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden, erhielt eine kurze, trockne Antwort, und forderte uns dann auf, ihm zu folgen; er hatte nämlich erfahren, daß in der nächsten Aldea eine beträchtliche Anzahl Indianer versammelt wäre, um ihre Jagdbeute zu verzehren und die bei dieser Gelegenheit üblichen Feste zu feiern. Nach einer Viertelstunde hörten wir das verwirrte Getöse schreiender Kinder und bellender Hunde, und bald darauf befanden wir uns in der Mitte einer Gruppe von einigen zwanzig Personen beiderlei Geschlechts. Die glückliche Jagd schien einigen Einfluß auf ihre Laune zu haben; denn unser Führer wurde einstimmig mit dem Rufe „Viva Senhor Antonio“ begrüßt; er richtete dann einige Worte in ihrer Sprache an sie, wahrscheinlich unsern Besuch ankündigend, worauf sämmtliche Männer in ihre Hangmatten sprangen, woselbst sie, ohne ein Wort zu sprechen, Tabak rauchten. Sie verstanden alle portugiesisch, waren aber so wortkarg, daß wir uns sogleich zu einer Gruppe von Weibern wandten, deren Beschäftigung unsere Aufmerksamkeit in vollen Anspruch nahm. Sie standen in der Mitte einer geräumigen Wohnung und umringten mehrere Gefässe von gebrannter Erde, welche in dem Boden befestiget waren. Einige derselben waren mit Mais (türkischem Weitzen) gefüllt, welcher ganz weich gekocht war. In diese langten die Weiber mit den Händen, brachten eine Portion nach dem Munde, kauten ihn klein, spie'n ihn wieder in die Hand und tunkten damit in einen nebenstehenden Topf, der halb mit warmem Wasser gefüllt war, um den daran hängenden Speichel und das Kleingekaute abzuspülen, worauf sie von Neuem zu kauen anfingen, bis aller Mais auf diese Weise reichlich mit Speichel gesättiget und verkleinert war; hierauf wurde das Ganze durch ein Sieb in einen anderen Topf gelassen, das, was zurückblieb, noch

einmal durchgekaut, wiederholt durchgeseihet, der Topf ganz mit warmem Wasser gefüllt und zugedeckt. Diese Brühe bleibt nun den Tag hindurch stehen, bis sie in saure Gährung übergeht und geistig wird; dann ist das Getränke vollendet, welches alle brasilianischen Wilden leidenschaftlich lieben und wovon sie so lange trinken, bis sie sich berauschen.

Zwei große Gefäße, mit diesem Getränke gefüllt, waren wahrscheinlich schon Tags vorher verfertigt worden, und wurden nun auf einen freien Platz vor der Hütte gestellt; sogleich sprangen die Männer aus ihren Netzen; einer, welcher das Haupt mit einer Federkrone geschmückt hatte, und der Anführer des Festes zu seyn schien, stellte Männer und Weiber um die Töpfe her, andere versahen sich mit Klappern und der hohlen Frucht eines kleinen Kürbisses, die wahrscheinlich mit Steinchen gefüllt war, und nun erwarteten Alle das Zeichen zum Tanze. Vorerst trat aber der Anführer mit einer hohlen Kürbißschale an einen der Töpfe, schöpfte den auf dem Getränke schwimmenden Schaum sorgfältig ab und leerte seine Schale mit sichtbarem Behagen; hierauf wurde uns von diesem indianischen Nektar angeboten, und dann trank jeder der Anwesenden, wie ihn die Reihe traf. Nachdem sich alle erquickt hatten, begann der Tanz. Er bestand in kurzen und phlegmatischen Bewegungen der Füße und Hände nach dem Takte eines äußerst monotonen Liedes, wozu die erwähnten Instrumente bewegt wurden. Nach einer Viertelstunde wurde wiederholt getrunken; dann warfen sich die Männer in ihre Netze, die Weiber machten ein großes Feuer auf, holten das erlegte Wild herbei, nahmen die Eingeweide heraus, um welche sich ihre Kinder balgten, sengten auf eine äußerst nachläßige Weise die Haare ab und steckten das Wild an hölzerne Spieße, die sie um das Feuer her in die Erde befestigten und von Zeit zu Zeit umwendeten; als es halb gebraten war, wurden die Anstalten

zum Mahle getroffen. Männer und Weiber kauerten sich um das Feuer her, indem sie sich auf die in ganz Brasilien übliche Weise auf ihre Fersen setzten, jeder ergriff ein Stück des gebratenen Wildes, und zerrieß und verschlang es mit solcher Gier, als hätte er sehr lange Zeit gehungert; dazwischen wurde dem Topfe fleißig zugesprochen und dann wieder mit derselben Gier gegessen, ohne daß nur ein Wort über ihre Lippen gekommen wäre. Hierauf begann der Tanz von Neuem.

Unser Führer versicherte uns, daß dieses Fest nicht eher ende, bis die ganze Jagdbeute, sie möge so groß seyn, als sie wolle, und der Vorrath des erwähnten Getränkes, welches sie Weru heißen, aufgezehrt wäre. Die berauschende Wirkung bleibt nicht aus, ihr Blut erhizt sich und sie überlassen sich sodann den größten Unordnungen, welche von den traurigsten Folgen seyn würden, wenn die Weiber nicht so vorsichtig wären, an diesem Tage die Waffen ihrer Männer zu verstecken.

Während die Coroatos ihren Hunger stillten, besahen wir die innere Einrichtung ihrer Wohnungen. In jeder derselben waren so viele Hangmatten, als Bewohner; diese verfertigen sie mit vieler Kunst aus den Fasern der Kokus-Palme, oder aus gedrehten Baumwollenfäden, und färben sie manchmal mit Indigo. In der Mitte der Hütte stehen größere und kleinere Kochtöpfe mit der Spitze in den Boden eingegraben; in der Ecke Bogen und Pfeile, auf deren Verfertigung sie viele Sorgfalt verwenden; an den Pfeilern der Wohnung sind das Kriegshorn und einige Körbe aufgehangen, welche mit vieler Geschicklichkeit aus Palmblättern geflochten sind, und worin sie gewöhnlich ihre besseren Kleidungsstücke aufbewahren. Wenn sie in dem Besitze von eisernen Werkzeugen sind, auf welche sie den größten Werth legen, so

hängen sie diese immer, rein und scharf schneidend erhalten, dicht neben ihrer Lagerstätte auf.

Ehe wir uns von den Indianern entfernten, wollten wir ihnen mit einigen Geschenken Freude machen; wir vertheilten daher an die Männer Messer, an die Weiber und Kinder Glasperlen und Bänder, welche sie aber ohne irgend ein Zeichen von Dank oder Freude annahmen; jedoch erregte ein kleines Brennglas, welches ich bei mir hatte, und womit ich meine Zigarre anzündete, ihre Aufmerksamkeit; sie schienen nicht abgeneigt, es für eine Zauberei zu halten, und der Anführer nahm es mir ohne Umstände aus der Hand, betastete und betrachtete es nach allen Seiten, bis es mir gelang, ihn mit seiner Wirkung etwas bekannt zu machen. Als er nach vielen Versuchen das Brennglas so zu halten wußte, daß der Sonnenstrahl darin aufgefangen und auf einen Gegenstand geleitet, diesen allmählig entzündete, äußerte er Freude und Verwunderung, rief seine Freunde herbei und erklärte ihnen mit wichtiger Miene die ihm unbegreifliche Wirkung dieses Geräthes, worauf ihm die meisten den Arm oder den nakten Leib hinhielten, und sich sämmtlich brennen ließen. Sobald einer die Wirkung der Sonnenstrahlen spürte, machte er einen Sprung auf die Seite und drückte durch seine Gebährden Furcht und Verwunderung aus. Auch die Weiber kamen herbei, und ließen sich in ihre kurzen Unterröckchen Löcher brennen. Als ich das Brennglas zurückforderte, sprang der Anführer in seine Wohnung und erschien sogleich wieder mit Bogen, Pfeilen und seiner Hängmatte, um mir diese als Tausch anzubieten; ich überließ ihm für die Leztere mein Brennglas, und bin überzeugt, daß er es für einen Klumpen Gold nicht mehr vertauschen würde. Dann überließen wir die Indianer ihrem Feste und schickten uns an, nach Joaõ Baptista zurückzukehren, da unser Führer betheuerte, daß, wenn wir sämmtliche Niederlassungen

der Coroatos, deren hundert und fünfzig seyn sollen, besuchen wollten, wir allenthalben dasselbe Bild ihres uncivilisirten, noch gänzlich verwilderten Zustandes erhalten würden.

Die Erzählung des ergrauten Bewohners der Urwälder von den verschiedenen Volksstämmen der Ureinwohner Brasiliens, unter welchen er so viele Jahre gelebt hatte, waren uns daher eben so lehrreich, als wenn wir wenige Augenblicke unter ihnen zugebracht hätten. Wir hatten das Mittel, seine Zunge zu lösen, an der Seite, und wendeten es so an, daß ihre Geläufigkeit nicht durch zu häufigen Gebrauch gelähmt wurde.

Was ich daher von den wilden Volksstämmen, die gegenwärtig noch die Provinz Minas bewohnen, erzähle, ist nur eine Wiederholung des Berichtes des Senhor Antonio, und stimmt, wenn auch weniger ausführlich, mit den Berichten der meisten Reisenden in Brasilien überein.

Unter den wilden Nationen, welche den Brasilianern in der Provinz Minas-Geraes bekannt sind, zeichnen sich nur mehr zwei durch ihre Anzahl und ihre kriegerischen Eigenschaften aus; dieses sind die Puris und die Botocudos. Die Uebrigen, als die Paraibas, welche links den Ufern des Rio-Paraiba wohnen, die Coropos, ihre Nachbarn, die Coroatos, welche sich am Rio-Xipoto aufhalten, dann weiter nach Norden die Patachos, Maconis, Penhames und die Menhans sind kleine Völkerstämme, welche größtentheils bestimmte Gegenden bewohnen, sich der Regierung unterworfen haben, und indem diese sich ihrer indischen Vasalen häufig bedient, um die feindlich gesinnten Stämme der Indier zu bekriegen, sind sie durch Krankheiten und den immerwährenden Krieg so zusammen geschmolzen, daß die meisten dieser einst mächtigen Nationen jezt nur mehr aus

einigen hundert Köpfen bestehen. Auch die Puris fangen jezt an, des ewigen Krieges und der Verfolgung müde zu werden, und wenn die Regierung Männer unter sie schickt, welche die vortrefflichen Eigenschaften des würdigen Capitäns Marlier besitzen, so werden auch diese sich allmählig unterwerfen, wozu bereits der Anfang gemacht wurde. Die Botocudos scheinen allein noch ihre Unabhängigkeit behaupten zu wollen, wenigstens waren die militärischen Unternehmungen, welche mit großen Kosten gegen sie ausgerüstet wurden, bisher von geringem Erfolge, und dienten nur dazu, sie noch mehr gegen ihre Feinde zu erbittern.

Nach der Angabe der Portugiesen soll diese Nation, welche zwischen dem Rio-Doce und dem Rio-Jequetinhonha wohnt, über zwölf tausend Köpfe zählen. Obwohl sie das allgemeine Abzeichen, nämlich ein rundes Holz, dem Spunde eines Fasses ähnlich, in der Unterlippe tragen, welches auf portugiesisch Botoque heißt, so sondern sie sich doch in mehrere Volksstämme ab, die von den Reisenden verschiedenartig benannt werden, und von welchen viele zur Annäherung und zum Frieden mit den weißen Einwohnern geneigt, und keine Menschenfresser sind. Der Hauptstamm ist jedoch dieser unmenschlichen Sitte ergeben, und zeichnet sich durch Grausamkeit und unversöhnlichen Haß gegen seine Unterdrücker aus. Die Botocudos zerstörten alle Pflanzungen, welche die Portugiesen in der Nähe des Landstriches, den sie als ihr Eigenthum ansprechen, anlegen wollten, und tödteten schonungslos, wer ihnen in den Wäldern oder auf ihren Streifzügen begegnete. Die Regierung beschloß daher, diese hartnäckigen Feinde zu unterwerfen, errichtete sechs Divisionen Soldaten, jede von hundert Mann, befahl, sie anzugreifen und mit der Verfolgung nicht eher nachzulassen, als bis sich diese Barbaren unter das sanfte Joch der Gesetze schmiegen würden. Die Botocudos hatten jedoch an ihren

eigenen Landsleuten zu traurige Beispiele, um nicht einzusehen, daß es besser sey, als freie Männer in ihren Wäldern zu leben, als unter dem sanften Joche der Gesetze die Sklaven ihrer Unterdrücker zu werden. Der Kampf gegen sie dauert bereits zwei und zwanzig Jahre, kostet der Regierung 2,200,000 Crusados, und noch ist es ihr nicht gelungen, die Botocudos auch nur eine Quadrat-Meile zurück zu drängen; das äußerst fruchtbare Land in ihrer Nähe kann noch immer nicht mit Sicherheit bewohnt werden, und jeder Versuch, sie durch sanfte Mittel zu Freunden zu gewinnen, wird an der Erinnerung der unerhörten Grausamkeit scheitern, welche sich die portugiesische Soldatesca gegen die Unglücklichen erlaubte; Erinnerungen, die in dem Gedächtnisse des rachgierigen Wilden ewig fortleben und ihn mit unauslöschlichem Haße gegen seine Feinde erfüllen.

Man begnügte sich nicht, die unglücklichen Wilden allenthalben, wo man sie antraf, nieder zu schießen, sondern bediente sich der schändlichsten Mittel, sie in ihren Wohnungen zu überfallen und schonungslos zu ermorden. Sie wurden unter den Betheuerungen der Freundschaft angelockt, und, während man ihnen zu essen gab, grausam ermordet; man hieng Kleidungen von Blatter-Kranken in den Waldungen auf, welche von den Indianern gefunden und angezogen wurden, und die ihnen das zerstörende Gift mittheilten, von welchem Unzählige hinweggerafft wurden. Daß sie nach solchen Handlungen Gleiches mit Gleichem vergelten, wird Niemand befremden, und es gibt vielleicht kein anderes Mittel, die anwohnenden Pflanzer vor ihren Ueberfällen zu sichern, als die Militär-Abtheilungen von der Gränze ihres Gebietes zurück zu ziehen, alle Angriffe auf sie zu unterlassen und ihnen nur dann Widerstand zu leisten, wenn sie in beträchtlicher Anzahl aus ihren Wäldern hervor zu brechen suchen. Würde man diesem Systeme einige Jahre treu blei-

ben, so wären die Botocudos vielleicht geneigter, Friedens-Vorschläge anzunehmen, und wenn man sie mit dem sanften Joche der Gesetze verschonte, ihre Nachbarn gleichfalls mit ihren räuberischen Besuchen zu verschonen.

Man hatte bisher fast gar keine Gelegenheit, sich mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen; man weiß nur, daß es wohlgebildete, kräftige Menschen sind, deren Gesichtsbildung, ohne des fürchterlichen Schmuckes, mit dem sie sich entstellen, angenehmer wäre, als die der meisten übrigen Völkerstämme. Sie sind alle von mittlerer Größe, untersezt, breitschulterig und von ungemeiner Körperkraft; ihre Kriegskunst besteht in der getreuen Nachahmung der Jagd; wie das Wild, so beschleichen sie ihre Feinde, und bedienen sich keiner anderen Waffe, als ihres sieben Fuß langen Bogens und ihrer fünf Fuß langen Pfeile, die sie rasch nach einander auf geringe Entfernung und mit der größten Sicherheit abschießen; sie haben Anführer, die sich mehr durch Klugheit in der Anordnung des Gefechtes, als durch Tapferkeit auszeichnen, und welche man nie daran Antheil nehmen sah. Nach einigen unzuverlässigen Angaben sollen sie von einem mächtigen Caziken beherrscht werden. Man bemerkte, daß sie das Fleisch der Neger dem der Weißen vorziehen; das Blut der Getödteten scheint ihnen besonders angenehm zu seyn; war die Anzahl der Erschlagenen so groß, daß sie nicht alle aufzehren konnten, so schneiden sie ihnen die Waden und das Inwendige der Hände aus, und nehmen dieses mit sich fort.

Mit den Sitten und Gebräuchen der übrigen indianischen Völkerstämme ist man besser bekannt. Sie sind sich im Allgemeinen ähnlich, und indem man hier über jene der Coroatos- und Coropos-Indier berichtet, entwirft man

eine Schilderung, welche den früher genannten Volksstämmen mit geringer Abweichung angepaßt werden kann.

Diejenigen, welche allein von der Jagd leben, haben keine bestimmte Wohnung, sie errichten in wildreichen Gegenden Hütten, machen Feuer auf und legen sich während der Dauer der Nacht in die warme Asche; vermindert sich das Wild, so suchen sie eine andere Stelle auf. Volksstämme, welche sich mit den Brasilianern befreunden, leben in festen Wohnplätzen, richten Hütten auf, die an einer Seite offen sind, und pflanzen um sie her etwas Mais, Caras (eine Art Kartoffel), Bohnen, Tabak und Pisang. Bei der ihnen angebornen Gefräßigkeit lassen sie diese selten reif werden; sind ihre Lebensmittel aufgezehrt, so gehen sie zu ihren Nachbarn und fordern ohne Umstände zu essen. Es ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jemals gute Landbauer werden, da sie über jede Beschreibung arbeitschen und dem Kriege und der Jagd leidenschaftlich ergeben sind. Man könnte sie vielleicht mit der Zeit zu guten Hülfstruppen abrichten, da sie sich unter der Anführung der Weißen stets tapfer zeigen, jedes Ungemach spielend ertragen und sich in den undurchdringlichen Wäldern mit einer Gewandtheit fortbewegen, welche der civilisirte Mensch nie erreichen wird.

Unter sich herrscht eine vollkommene Gleichheit; was sie besitzen ist gemeinschaftlich. Bei Streitigkeiten gilt die Gewalt des Stärkeren; wenn viele Familien beisammen wohnen, gehorchen sie gewöhnlich dem Aeltesten; sie bauen dann ihre Hütten gemeinschaftlich, legen bei der Cultur ihres wenigen Feldes alle mit Hand an, ziehen gemeinschaftlich auf die Jagd und genießen gemeinschaftlich die Früchte ihrer Arbeit. Nur dann vereiniget sich ein ganzer Volksstamm, wenn sie von ihren Feinden angegriffen werden; die Töne eines Ochsen-

hornes, welches jede Familie besitzt, versammelt sie auf einer Stelle, und der Herzhafteste unter ihnen wird während der Dauer des Kampfes zu ihrem Anführer erwählt. Ihre Siegesfeste feiern sie durch Tanz, wobei sie sich mit dem früher erwähnten Getränke, aus Mais bereitet, berauschen. Bei dieser Gelegenheit geht gewöhnlich ein Arm oder anderes Glied ihrer erschlagenen Feinde im Kreise umher, an dem alle nach der Reihe saugen, oder den sie an einer Stelle befestigen und mit ihren Pfeilen nach ihm schießen. Bei solchen Gelegenheiten bemalen sie sich den Körper mit dem Milchsafte einer Pflanze, oder dem von verschiedenfarbigen Beeren.

Ihre Religionsbegriffe sind äußerst beschränkt, und von der Anbetung eines höheren Wesens scheinen sie gar nichts zu wissen; doch haben sie sogenannte Zauberer unter sich, welche Todte citiren, Krankheiten heilen, die günstigen Tage zur Jagd bestimmen, und die Gegenden und die geeignetste Zeit angeben, ihre Feinde anzugreifen. Ihre Heirathen sind ebenfalls weder mit religiösen, noch weltlichen Gebräuchen verknüpft; es herrscht unter ihnen Vielweiberei, und es ist nichts seltenes, daß ein Indier Vater und Schwager des Sohnes ist. Gleich den unvernünftigen Thieren gehorchen sie bloß den Naturtrieben, und man sieht Mädchen von acht Jahren, die schon mit Männern in vertrautem Umgange leben; dieß mag Ursache seyn, daß die Weiber nur wenige Kinder zur Welt bringen. Eheliche Treue findet unter ihnen nicht Statt; sie verlassen sich ohne Umstände, wie sie sich wählten; nichts desto weniger sind die Männer sehr eifersüchtig und rächen sich, wenn sie ihre Weiber auf der That ertappen, auf die grausamste Weise. Diesen liegt alle Arbeit ob; sie bereiten die Speisen, bearbeiten den Boden, folgen ihren Männern auf die Jagd, werden mit dem erlegten Wilde belastet, und von ihren Männern wenig besser, als Skla-

rinnen behandelt, und viele Portugiesen stimmen in der Behauptung überein, daß, wenn die Weiber in die Wochen kommen, sich die Männer an ihrer Stelle in die Netze legen. Man bemerkt, daß sie im Allgemeinen nur so lange Liebe zu ihren Kindern zeigen, als diese gänzlich unbehülflich sind; haben sie so viele Kräfte erlangt, daß sie einen kleinen Bogen spannen können, so bekümmern sie sich beinahe gar nicht mehr um sie, und man hat Beispiele, daß sie ihre Kinder mit der größten Gleichgültigkeit an die brasilianischen Colonisten verhandelten; dieses gefühllose Betragen der Eltern ist daher wohl Hauptursache, daß ihre Kinder nicht die geringste Anhänglichkeit gegen sie äußern, und wenn sie erwachsen sind, sie mißhandeln, oder mit der größten Gefühllosigkeit sich von ihnen trennen.

Die Indianer sind, seitdem sie mit den Europäern im Umgange leben, mit Krankheiten bekannt geworden, von denen sie früher zuverläßig nichts wußten; unter diesen hat keine so große Verheerungen angerichtet, als die natürlichen Blattern. Es scheint, daß die Indianer höchst empfänglich gegen diese ansteckende Krankheit sind, und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß mehrere Volksstämme ganz allein durch die Folgen des Blatter-Giftes zu ihrer jetzigen Unbedeutentheit herabsanken. Es gibt auch nichts, was die Wilden so sehr scheuen, als die Anzeichen dieser Krankheit, welche hinreichen, daß sie nicht allein ihren kranken Mitbruder verlassen, sondern selbst die Gegend meiden, welche ihnen mit Ansteckung droht. Sie haben gegen ihre Krankheiten sehr einfache Mittel, und unter diesen manche, die höchst nachtheilig und gefahrbringend auf sie einwirken müssen. So stürzten sich z. B. bei manchen Völkerstämmen die Fieber-Kranken in kaltes Wasser, und überleben diese indianische Heilmethode meistens nur kurze Zeit. Mit größerem Erfolge lassen sie zur Ader, und ritzen den Körper an mehrere Stellen auf, dem bei uns

üblichen Schrepfen nicht unähnlich. Den Aderlaß verrichten sie mit einem kleinen Bogen und Pfeil, welcher leztere eine sehr feine Spitze von scharfem Berg-Krystall hat. Bei Leibschmerzen bedienen sie sich des Speichels, womit sie den Leib beschmieren; mehrere Personen umringen dann den Kranken und spucken ihn an. In andern Fällen bedienen sie sich der Dampfbäder, um den Kranken in heftigen Schweiß zu versetzen; sie erhitzen zu diesem Zwecke einen großen Stein, halten Ersteren darüber und schütten nun so lange Wasser auf, bis dem Steine keine Dämpfe mehr entsteigen. Obwohl ihnen die heilenden Kräfte vieler Waldpflanzen nicht unbekannt sind, so gebrauchen sie doch keine innerlich; Wunden und äußere Verletzungen wissen sie sehr geschickt zu heilen. Sie zeigen bei Verwundung, überhaupt wenn sie krank sind, im Ertragen der heftigsten Leiden eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit. Man vernimmt weder eine Klage noch einen Seufzer des Leidenden, und mit derselben Gleichgültigkeit sehen sie den Tod herankommen, und einen Gefährten für immer aus ihrer Mitte scheiden.

Bei den Begräbnissen herrscht einige Verschiedenheit unter den Volksstämmen; manche begraben die Todten in die Hütte, welche sie bisher bewohnten, und verlassen die Gegend auf immer; andere brechen ihnen Arme und Beine und bringen sie in ein irdenes Gefäß, welches sie gleichfalls in den Boden verscharren, manche errichten den Verstorbenen kleine Hütten, welche sie mit Federn ausschmücken, und dieses Grabmahl alle Jahre erneuern. Der Aberglaube allein scheint diese gleichgültigen Menschen zu dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit unter einander zu veranlassen, da sie fest glauben, daß der Unbeerdigte ihnen nach seinem Tode erscheinen, ihre Jagd stören, und sie bei allen Gelegenheiten necken wird.

Die Nationen der Ureinwohner, welche Minas-Geraes bewohnen, unterscheiden sich in ihrer Gestalt und Gesichtsbildung wenig von einander. Sie sind sämmtlich von mittlerer Größe, Schultern und Arme äußerst muskulös, hingegen die Beine gewöhnlich dünne; der Hintertheil ist bei beiden Geschlechtern auffallend klein, und von den Becken aus immer schmäler werdend. Die Weiber sind äußerst klein, und man erstaunt, daß sie vermögend sind, sich so großen Beschwerden zu unterziehen. Die Gesichtszüge dieser Nationen zeichnen sich durch ihre große Aehnlichkeit mit der mongolischen Raçe aus; die Augen sind ganz dieselben, wie die der Kalmüken und krimmischen Tartaren; der Kopf ist rund, die Backenknochen stehen vorwärts und die Nase ist etwas breit gedrückt; manche Volksstämme haben eine sanfte, gutmüthige Gesichtsbildung; andere tragen das Gepräge einer finstern Schwermuth, alle einer unerschütterlichen Ernsthaftigkeit. Erblickt man den brasilianischen Wilden zuerst, so ist man sehr geneigt, ihn für kupferroth zu halten; seine natürliche Hautfarbe ist aber die eines hellfarbigen Mulaten. Daß der nackte Mensch, der, vom Tage seiner Geburt angefangen, unausgesezt den Strahlen der Sonne ausgesezt ist, von dieser roth gebrannt wird, ist natürlich. Ueberdieß haben mehrere Nationen die Gewohnheit, sich theils zum Schmucke ihres Körpers, theils zum Schutze gegen den Stich der Insekten, von welchen die Wälder angefüllt sind, mit färbenden Thonerden und dem Safte verschiedener Pflanzen zu beschmieren, wodurch die äußere Hautfarbe zulezt eine Veränderung erleiden muß. Die Kopfhaare der Wilden sind sämmtlich dunkelschwarz, glänzend, sehr dicht und so hart und steif, daß sie immer vom Kopfe abstehen; einige lassen sie lange wachsen, andere verschneiden sie, gleich den Ordens-Geistlichen mancher Klöster. An den übrigen Theilen des Körpers haben sie nur wenige Haare; auch hierin weichen sie von einander ab, manche raufen sie alle aus, andere lassen

sie natürlich wachsen. Die Gewohnheit, wie die meisten Völkerstämme Nordamerika's und Afrika's, den Körper zu tatowieren, bemerkt man bei den erwähnten wilden Nationen nicht; nur die Weiber ziehen an einigen Stellen des Körpers gefärbte Fäden durch die Haut, doch bemalen sich alle mit verschiedenen Figuren, um sich bei ihren Festen zu schmücken. Dieses ist auch die einzige Spur von Luxus, welchen man bei ihnen wahrnimmt, und obwohl die Weiber eitel sind, so bemerkt man doch nicht, daß die Neigung zum Putze ihre Erfindungsgabe aufgeregt hätte. Es ist ein großer Beweis derselben, wenn man einigen begegnet, welche ihren Hals mit einer Schnur angereihter Affenzähne zieren. Bei einigen Stämmen unterbinden die Mädchen die Füße zwischen Knie und Waden, wodurch dieser Theil ungemein dünne bleibt, und der Waden dagegen stärker hervortritt; sobald sie aber heirathen, wird diese Binde gelöst.

Die Eroberer Brasiliens und einige talentvolle Männer, welche dieses Land damals besuchten, und sich längere Zeit unter den Ureinwohnern aufhielten, schilderten sie fast einstimmig als harmlose, gutmüthige und gefällige Menschen, welche nebst den Mängeln des im Naturzustande lebenden Geschöpfes auch wieder jene guten Eigenschaften besaßen, die unter den gebildeten Völkern immer seltener werden. Sie zeigten sich als treue Verbündete der europäischen Ankömmlinge, und wer die Geschichte der Missionen kennt, welche die Jesuiten an Paraguay gründeten, der wird mir beistimmen, daß diese Indianer unter die Klasse der gutmüthigsten Menschen gerechnet werden müßen. Heut zu Tage finden wir, mit geringer Ausnahme, den Charakter der brasilianischen Wilden auffallend umgeändert und durchaus dem Gemälde, welches wir von ihren Vorfahren besitzen, unähnlich. Wir nehmen fast bei allen eine wirklich bedauernswerthe Seelenstarrheit wahr; eine düstere, melancholische Seelenstim-

mung scheint sie ausschließlich zu beherrschen; sie zeigen gegen Alles, was sie sehen, eine an Stumpfsinn gränzende Gleichgültigkeit; sie bewundern nichts, sie äußern keinen Tadel, ahmen aber auch nichts nach, selbst wenn der Vortheil, der daraus für sie hervorgeht, ihnen unmöglich entgehen konnte. Man vermißt endlich bei den meisten Volksstämmen jede Spur des Daseyns edlerer Gefühle; sie sind weder anhänglich, noch für genossene Wohlthaten empfänglich, und nicht selten üben sie gegen diejenigen, die ihnen Gutes thaten, dieselbe Tücke aus, wie gegen ihre ärgsten Feinde.

Man kann diese traurige Veränderung ihres Charakters, diese Verläugnung aller bessern Gefühle allein dem empörenden Betragen der Portugiesen zuschreiben, welche diese unglücklichen Menschen, seitdem sie von Brasilien Besitz nahmen, unaufhörlich verfolgten und sich die schändlichsten Handlungen gegen sie erlaubten. Wie die Spanier die harmlosen Völker Peru's und Mexiko's gleich wilden Thieren behandelten und zulezt beinahe gänzlich aufrieben, so verfuhren auch die Portugiesen mit den rechtmäßigen Besitzern Brasiliens, obwohl die Fürsten, die über Portugal herrschten, zu verschiedenen Zeiten zu Gunsten der Indianer lobenswerthe Gesetze gaben. Wie diese beobachtet, wie ihnen gehorcht wurde, hat die Geschichte dieses Landes in ihrem richtenden Buche aufgezeichnet; ein Beweis, daß Gesetze ohne die Kraft oder den ernsten Willen, ihnen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, keineswegs zur Wohlfahrt der Völker beitragen, und zu nichts weiterm dienen, als das Gewissen des Fürsten, der sie gab, zu beruhigen, und den Völkern den Vorwand zur gerechten Klage zu nehmen.

Von all' den sogenannten Bemühungen, die Indianer zu civilisiren, ist kein anderes Resultat bekannt, als daß einige sehr verminderte Volksstämme, der Verfolgung müde,

von ihren alten Wohnplätzen verdrängt, von andern Nationen nicht unter sich geduldet, sich gefallen ließen, auf jener Stelle ihre Hütten aufzuschlagen, welche ihnen von der Regierung angewiesen wurde. Wir haben den überzeugendsten Beweis an den Coroatos- und Coropos-Indiern, welche seit 63 Jahren denselben Landstrich bewohnen, welchen ihnen die Regierung, als sie sich ihr unterwarfen, anwies. Man gab ihnen Direktoren und Geistliche; die einen sollten sie civilisiren, die andern sie mit der sanften Lehre des Christenthums bekannt machen. Die Absicht war unverkennbar gut, aber in der Wahl der Menschen war man entweder höchst gleichgültig, oder höchst unglücklich. Die Missionäre, die man ihnen sendete, waren rohe, sinnliche Menschen, und weit entfernt, für den schönen Beruf, diese verwahrlosten Menschen zu Christen umzuwandeln, Sinn zu haben, erfüllten sie ihre Obliegenheiten nur mit Widerwillen; statt die Sprache der Indier zu erlernen, oder ihnen die portugiesische zu lehren, begnügten sie sich, sie auf einen Platz zusammentreiben zu lassen, und sie zu taufen; sie wollten für jede geistliche Verrichtung bezahlt seyn, und die Indier, die wenig oder nichts zu geben hatten, zogen es zulezt vor, ungetauft zu bleiben und ihre Todten im Walde zu beerdigen. Die Direktoren, meistens der Abschaum schlechter Menschen, hielten jedes Mittel für erlaubt, die armen Indier zu übervortheilen; sie brauchten sie, wie ihre Sklaven, mißhandelten sie, und nahmen ihnen, was sie besaßen. Die Portugiesen endlich, die man unter sie verpflanzt hatte, um sie durch ihr Beispiel an europäische Sitten und Industrie zu gewöhnen, wendeten jedes Mittel an, sie zu unterdrücken, zu berauben und zu betrügen. Die natürliche Folge dieses Benehmens war, daß die Indier ihre Peiniger verabscheuten und hassen lernten, daß sie allen ihren Handlungen mißtrauten und selbst dann allen Gehorsam verweigerten, wenn man mit ihrem Wohle ernstlich beschäftiget war. Troz aller Mühe hat man es

daher jezt nicht weiter mit ihnen gebracht, als daß sie ihre Nachbarn nicht mehr beunruhigen, daß sie sich taufen und beerdigen lassen und zur Kirche gehen, jedoch nur, wenn man ihnen dafür zu essen gibt.

Der würdige Capitän Marlier *) hat bereits viel beigetragen, die ihm untergebenen indianischen Volksstämme zu civilisiren; könnte dieser edle Mann ein ganzes Menschenalter unter ihnen leben, so würde er sein schönes Werk ruhmvoll beendigen, aber die Regierung und die Geistlichkeit müßte ihn ernstlich unterstützen, dann allein könnte es ihm gelingen, die außerordentlichen Hindernisse, welche sich ihm entgegen stellen, zu überwinden; endet jedoch dieser Ehrenmann seine schöne Laufbahn, so wird er nicht leicht einen Nachfolger finden, ihm ähnlich an Denkweise und Thätigkeit. Was er mühsam aufbaute, wird rasch einstürzen, und es gehört keine Gabe der Prophezeihung dazu, um mit Bestimmtheit vorherzusagen, daß man, ehe dieses Jahrhundert zu Ende geht, von manchem der Volksstämme, welche die Provinz Minas bewohnen, den fremden Wanderern, in einzelnen Familien, die Ueberbleibsel großer Volksstämme als eine Seltenheit zeigen wird.

Dieses ist allerdings keine vollständige Erzählung und Beschreibung der Sitten und Gebräuche der wilden Völkerstämme Brasiliens; man könnte mehrere Theile anfüllen, wollte man über die Eigenheiten aller Nationen, welche das ungeheure Gebiet Brasiliens bewohnen, abhandeln. Viele derselben sind noch gar nicht bekannt, oder wurden höchst zufällig von Personen besucht, die bei ihrer Zurückkunft die

---

*) Kapitän Marlier starb vor meiner Abreise von Brasilien, von allen rechtlichen Männern, die ihn kannten, tief betrauert, und selbst von den gefühllosen Indiern beweint.

unwahrscheinlichsten Berichte über sie abstatteten. Uebrigens gibt es Volksstämme, die auf einer etwas höhern Stufe von Bildung als die Nationen stehen, welche unser alter Führer besucht hatte. Es wäre darum sehr zu wünschen, daß es einem gelehrten Brasilianer gestattet würde, die handschriftlichen Berichte der Missionäre und unternehmender Portugiesen über die Ureinwohner Brasiliens, die unbenützt in den Archiven von Lissabon aufgehäuft sind, benützen zu dürfen. Nur dann wäre es möglich, glaubwürdige Nachrichten über eine Menschenklasse zu erhalten, von welcher man nach einem Jahrhundert kaum mehr den Namen wissen wird.

Wir kehrten auf einem andern Wege, als den wir gekommen waren, nach Joa͂o Baptista zurück, nicht ganz zufrieden, eine so weite Reise gemacht zu haben, um einen Haufen Menschen zu sehen, die weder civilisirt, noch ganz wild, keine von den Eigenschaften besaßen, welche wir an den Naturmenschen in andern Ländern, z. B. in Nord-Amerika, bewundern. Wir beschloßen, bei dem Vikario des Präsidios angekommen, sogleich abzureisen, aber der gute Mann bat uns, noch eine Nacht unter seinem Dache zuzubringen; er versicherte, daß wir den Kommenden, als dem Festtage eines vornehmen Heiligen, gewiß einige angenehme Beobachtungen machen könnten, da sich an ihm die Indianer des ganzen Präsidios zu versammeln pflegten. Als wir dankbar zugesagt hatten, schickte unser gütiger Wirth nach unserm alten Führer, und trug ihm auf, allenthalben umherzuschicken, damit ja keines seiner Pfarrkinder bei dem morgigen Feste fehle; als er ihn zur Thüre hinaus begleitete, hörten wir noch eine Weile flüstern und vernahmen die Worte: „Milho“ (Mais) und „Caxaça“ (Brandwein) so oft, daß wir die Vermuthung nicht unterdrücken konnten, der gute Vikario finde es für nothwendig, seiner Einladung im Namen des

Heiligen diese zwei Worte beizugesellen, welche ihren Eindruck auf den Wilden nie verfehlen.

Den kommenden Tag verkündete der Ton der kleinen Glocke der Kirche von St. Joaõ Baptista, und der lang gezogene Ruf vieler Ochsenhörner das Beginnen des Festes. Wir saßen in der Varanda des Vikariats-Hauses, und hatten volle Musse, die Coroatos und Coropos herbeikommen zu sehen. Sie erschienen dießmal sämmtlich gekleidet, die Männer trugen Hosen und Jacken von Wollenzeug, gingen bloßfüßig, und hatten verschiedenfarbige Kappen und Strohhüte auf; keiner trug Waffen. Die Weiber hatten kattunnene Röcke und Jacken an; um den Kopf trugen sie ein buntfärbiges Tuch, nach Art der Portugiesinnen umgebunden; einige hatten Rosenkränze oder Glasperlen um den Hals hängen. Man sah auch mehrere halb nackt ankommen, und die halb erwachsenen Knaben waren fast alle gänzlich unbekleidet. Einige Indianer gingen gerade auf die Pfarr-Wohnung zu, sie hatten Wachs, Honig, die Häute verschiedener Thiere und Ipecacuanha bei sich. Wir versuchten ihnen einige Antworten abzugewinnen und lobten es, daß sie ihren geistlichen Vater durch Geschenke bedachten; sie erwiederten aber nur wenige portugiesische Worte, gingen in das Haus, und kamen nach einiger Zeit mit verschiedenen Gegenständen zurück, welche sie zu ihrer Kleidung oder zur Führung ihres kleinen Haushaltes nothwendig haben mochten.

Der Platz vor der Kirche füllte sich indessen mit Indianern; waren diese mir den Tag vorher in ihrem Naturzustande häßlich vorgekommen, so mißfielen sie mir jezt in der halb-europäischen Kleidung noch mehr; ich sah kein einziges, erträgliches Gesicht unter ihnen, und einige hatten Gesichtsbildungen, ganz denen ähnlich, welche man auf alten Ge-

mälden, Juden vorstellend, findet. *) Ein paar Raketten und das Krachen der Pöller verkündeten endlich das Beginnen des Gottesdienstes; wir gingen alle nach der Kirche; während derselben betrugen sich die Indianer ruhig und anständig; sie beobachteten alle Ceremonien, hörten der etwas langweiligen Predigt des Vikars mit scheinbarer Aufmerksamkeit zu, und verließen nach Beendigung des Gottesdienstes die Kirche in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren; dann richtete sich ihr Schritt ganz gerade nach der Wohnung des Vikars und ihres Direktors, vor welchen sie sich niedersetzten und ohne Umstände zu essen begehrten. Als man ihnen die Abwesenheit des Leztern anzeigte, schienen sie äußerst unzufrieden, und begaben sich nun sämmtlich nach der Wohnung des Vikars. Ich dachte mir schon, der gute Missionär würde, wie ich dieß gar oft bei brasilianischen Geistlichen, welche von dürftigen Personen angesprochen wurden, bemerkt hatte, mit zornglühendem Angesicht vor seine Hausthüre treten, und das übliche „Deus vos ajuda" rufen, aber unser gutmüthiger Wirth grüßte alle freundlich und gab Befehl, die hungrigen Wilden zu speisen; es wurden daher augenblicklich große Töpfe mit gekochtem Türk-Weizen, Kürbissen und Palmkohl herbeigebracht, und da man auch aus Capitän Marliers Wohnung ähnliche Nahrungsmittel zutrug, so schien es hinreichend, die hungrige Menge zu befriedigen. An sämmtlichen Gerichten befand sich weder Fett noch Salz, und ich erstaunte, daß die Indianer diese geschmacklose Speise essen konnten; sie wußten sich aber recht gut zu helfen; sie

---

*) Zeichnungen von den verschiedenen indianischen Völkerstämmen hat Herr Moritz Rugendas aus Augsburg in einem großen Werke geliefert, welche unmöglich getreuer seyn könnten, wie ich überhaupt den wißbegierigen Leser, welcher einige Anschauung von den Natur-Schönheiten Brasiliens zu erhalten wünscht, auf die vorzüglichen Leistungen dieses genialen Künstlers hinweise.

hatten nämlich eine Menge großer Würmer bei sich, welche sie in dem Marke eines großen Baumes finden. *) Diese zerließen sie in einem kleinen irdenen Gefäße, welches sie über das Feuer hielten, nnd schmälzten dann die verschiedenen Gerüchte damit. Sie aßen sämmtlich mit den Händen, mit großer Hast, ohne einen Blick von dem Topfe, um den sie hersaßen, zu wenden, und ohne ein Wort zu sprechen. Nachdem dieser vollkommen geleert war, erhoben sie sich und gingen dem nahen Bache zu, um sich Hände und Gesicht zu waschen; einige stopften ihre selbst verfertigten Pfeifen, wie mir schien, mit Allem, was ihnen vorkam, wenn es nur dürre war und rauchte, und nach einigen Augenblicken sah man sie in dem Dickicht des nahen Waldes verschwinden, ohne daß auch nur ein Einziger gedankt, oder den Vikario und die übrigen Aufseher begrüßt hätte.

Auch wir rüsteten uns zur Abreise, nachdem wir unserm gütigen Wirthe herzlich gedankt und unseren freundlichen Führer nach Kräften belohnt hatten. Unsere Thiere, ausgeruht und reichlich gefüttert, trugen uns rüstigen Schrittes weiter, und am zweiten Tage hielten wir wieder vor der Fazenda Teixeiro, woselbst mein Reisegefährte einige Tage zu bleiben beschloß. Da ich nach Hause trachtete, mußte ich mit großem Bedauern die gütige Einladung seiner Verwandten, einige Zeit bei ihnen zu verweilen, ablehnen, setzte daher den kommenden Tag meine Reise allein fort, und traf ohne irgend einen Unfall in Villa Ricca ein, woselbst ich von meinen Freunden mit unverstellter Herzlichkeit empfangen wurde. Man erwartete, ich würde einige Zeit in Villa Ricca

*) Der Barrigudo-Baum, der fast ganz aus Mark besteht, und in welches sich, so bald dieses, nachdem der Baum umgehauen wurde, in Fäulniß übergeht, eine Larve (Prionus cervicornis) einnistet.

zubringen; leider mußte ich auf dem Vorsatze, den folgenden Tag abzureisen, bestehen. Von der Absicht unterrichtet, mein Gepäcke einem Tropeiro bis St. Joa͂o del Rei mitzugeben und die Reise allein fortzusetzen, beschlossen meine gütigen Freunde, mir nicht allein mehrere Empfehlungsbriefe an Gutsbesitzer, deren Fazendas unfern der Strasse lagen, mit zu geben, sondern mich überdieß von einem treuen Neger begleiten zu lassen. Jeder Versuch von meiner Seite, die vielen Beweise ihres Wohlwollens abzulehnen, war vergebens; der mir bestimmte Neger wurde mir vorgestellt, und erhielt in meiner Gegenwart den gemessensten Auftrag, mich mit derselben Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit zu bedienen, als wenn ich sein eigener Herr wäre. Den Abend brachte ich noch sehr vergnügt zu, und nachdem ich vor dem Schlafengehen meinem gütigen Wirthe, seiner Familie und den eingeladenen Freunden des Hauses mit ungekünstelter Rührung für die vielen Beweise ihrer Liebe gedankt hatte, erbat ich die Vergünstigung, den kommenden Tag ohne weiteren Abschied abreisen zu dürfen, und begab mich dann zur Ruhe.

II.

Abreise von Villa-Ricca. — Sorgfalt meiner Bekannten. — Ein Gamelleiro. — Alto do Mor. — Ouro-Branco. — Queluz. — Begegnung eines Transportes Goldstangen und Diamanten, von Milizsoldaten geleitet. — Palmeiros. — Viehzucht daselbst. — Beschreibung einer Tigerjagd in den Certões. — Lagoa Dourada. — Abergläubische Mittel, um verlorne Thiere wieder zu erhalten. — Der Rio dos Mortes. — Ankunft in St. João del Rei. — Beschreibung der Stadt und des Goldbergwerkes in derselben. — Besuch des Vicars von Matazinha. — Versuche mit der Cultur der Weinrebe, des Oelbaums und einiger Getreidarten. — Abreise von St. João. — Ankunft in Mandiocca und der Hauptstadt.

Ich war mit Tages Anbruch auf, und bemerkte mit Bedauern, daß man Anstalten traf, mich noch mit einem reichhaltigen Frühstücke zu bewirthen; ich eilte daher augenblicklich in den gewöhnlichen Versammlungssaal, woselbst die ganze Familie bereits meiner wartete. Ehe das Frühstück beendiget war, wurde ich auf den Hufschlag mehrerer Pferde aufmerksam, die mir vor dem Hause zu halten schienen; gleich darauf traten einige Herren ein, welche mir während meines Aufenthaltes in Villa-Ricca mannigfaltige Beweise ihrer Freundschaft gegeben hatten, und erbaten sich die Erlaubniß, mir das Geleite aus der Stadt geben zu dürfen. Ueberzeugt, daß der Versuch, so viel Güte ablehnen zu wollen, vergebens wäre, und nicht unbekannt mit der gast-

lichen Sitte des Landes eilte ich, mein Pferd zu besteigen, fand auch das meines gütigen Wirthes gesattelt und hatte noch Zeit, mich zu überzeugen, welch' ein treuer Diener mir zur Begleitung bestimmt war; denn obwohl Sklave der Familie, nahmen doch alle Mitglieder derselben herzlichen Abschied von ihm, welcher, indem er nach herkömmlicher Weise vor seinen Gebietern knieend um ihren Segen bat, von Thränen erstickt sich vergebens bemühte, ihnen Lebewohl zu sagen. Das ungeduldige Stampfen der Pferde mahnte uns zur Abreise; wir schwenkten noch einmal die Hüte und hatten bald darauf die Thore von Villa Ricca im Rücken. Meine Freunde bestanden durchaus darauf, mich bis Tripui zu begleiten; dort nahm ich Abschied von ihnen. Von den fünf wackeren Männern sah ich nur einen wieder, ehe ich Brasilien verließ, und hatte das Vergnügen, ihm in der Hauptstadt zu begegnen, wohin er als Abgeordneter zur General-Versammlung der Deputirten des Reiches im Jahre 1826 von seiner Provinz gewählt wurde.

Ich ritt eine Weile stumm und in Gedanken vertieft auf der Strasse fort und gedachte erst nach geraumer Zeit, daß ich einen Begleiter hatte; als ich mich umblickte, bemerkte ich ihn dicht hinter meinem Pferde gehend und mit einem ziemlichen Bündel belastet. Ich richtete einige freundliche Worte an ihn und erkundigte mich unter Anderem, warum er sich auf der kurzen Reise so schwer belastet habe; aber mit der dem Neger ganz besonders eigenen Gebährde, welche Schlauheit und Verschwiegenheit zugleich ausdrückt, erwiederte er, er trage nur seine Wäsche und Kleidung. Ich hatte indeß volle Musse, meinen Begleiter zu betrachten; es war ein junger, wohlgebildeter Mann von zwanzig bis zwei und zwanzig Jahren, etwas über mittere Größe, sehr schlank und ungemein kräftig und schön gebaut; er war schwarz wie Ebenholz, und obwohl seine afrikanischen

Gesichtszüge sich in nichts von denen seiner übrigen Landsleute unterschieden, so war doch über dieselben ein solcher Reichthum von Heiterkeit und Gutmüthigkeit verbreitet, daß man nur mit Vergnügen auf das freundliche Gesicht des Negers hinblicken konnte. Er war nach Landessitte nur mit einem Hemde und kurzen Hosen von weißem Baumwollenzeuge bekleidet, im Gürtel der Lezteren befand sich auf dem Rückgrade ein großes, spitziges Messer in einer ledernen Scheide; in der Hand trug er einen schweren Knotenstock, an welchen eine Art krummgebogenes Messer, hier Foiça genannt, befestiget war, und womit man sich in den Waldungen einen Weg bahnt, oder dünne Aeste von den Bäumen haut, um bodenlose Stellen auf der Strasse auszufüllen. Auf diese Weise ausgerüstet, begegnete ich unzähligen Negern in der Provinz Minas, und ich weiß nur wenige Fälle, wo nicht jeder, wenn er zur Arbeit ging, das erwähnte Messer bei sich getragen hätte. Es ist ihm bei seinen verschiedenartigen Arbeiten unbedingt nöthig; wird er z. B. fortgeschickt, Sipo zu holen, um die Zäune auszubessern, die Früchte des Pisang abzunehmen, Mandiocca oder Zuckerrohr zu pflanzen, so muß er dieses Messer bei sich haben u. s. w.; allerdings eine furchtbare Waffe in der Hand des mißhandelten und oft zur Verzweiflung gebrachten Sklaven. In Brasilien sieht man jedoch oft 50 bis 60 derselben, alle mit Messern versehen, bei welchen sich nur ein einziger Aufseher befindet, und doch gehört es zu den außerordentlichen Ereignissen, wenn sich einer von ihnen zur Wehre sezt; wohl der sicherste Beweis, daß sie größten Theils menschlich behandelt werden, während auf den englischen und holländischen Colonien es den Negern nicht einmal gestattet ist, den leichtesten Stock zu tragen, und dennoch empörten sie sich bei verschiedenen Gelegenheiten.

Nachdem ich drei starke Stunden zurück gelegt hatte, erreichten wir eine Stelle, von wo eine ungemein schöne

Gegend übersehen werden konnte; Jozé zog hier seinen Hut und bemerkte, daß es ein schicklicher Platz wäre, um auszuruhen; ich stieg ab, übergab ihm mein Pferd und warf mich unter den Schatten eines der schönsten und größten Bäume, die ich jemals sah. Jozé nahm dem Pferde den Zaum ab, befestigte es an einer Stelle, wo gute Weide war, und beeilte sich nun, indem er aus Freundlichkeit eine Reihe der schönsten weißen Zähne zeigte, seinen Bündel zu öffnen und mir einen Beweis zu geben, wie weit die liebreiche Sorgfalt meiner Freunde in Villa-Ricca ging. Sie hatten Jozé mit einer Menge eingemachter Früchte und sehr gutem Brandwein versehen, und ich gestehe, daß sie mir nicht unwillkommen waren. Der Baum, welcher wohl ein paar hundert müde Menschen mit seinem wohlthätigen Schatten erquickt hätte, war nach der Angabe des Negers ein Gameleiro; eine Benennung, welche man Wannen und kufenartigen Geschirren gibt, die zum Gold- und Kleiderwaschen gebraucht, und aus dem Holze dieses Baumes verfertiget werden. Der dünnste Theil des Stammes hatte noch zehn Fuß über dem Boden vierzehn Fuß im Umfange; unmittelbar über diesem Punkte erstreckten sich seine Zweige horizontal und wenigstens vierzig Fuß nach allen Richtungen, so daß die Krone des Baumes eine dicht belaubte Halbkugel von mehr als 200 Fuß im Umfange bildete. Besonders merkwürdig waren seine Wurzeln, welche, über 16 Schritte von dem Stamme entfernt, über die Oberfläche des Bodens hervorsahen, über den sich Eine ganz erhob, die wenigstens dritthalb Fuß im Umfange hatte.

Bald darauf verließen wir die Hauptstrasse, schlugen einen Nebenweg ein und kamen gegen Mittag auf einem Landgute an, woselbst mich mein flüchtiger Begleiter bereits angekündigt und mir eine freundliche Aufnahme bereitet hatte. Auch hier gab man sich mit Goldwäscherei ab; ich

eilte nach Tische wieder fort, und wurde, als wir durch ein enges, unfruchtbar scheinendes Thal kamen, von Jozė mit der Erzählung einer Menge von Räubereien und Mordthaten, welche an dieser Stelle eine Bande schlechter Menschen aus der Umgegend früher verübt hatten, unterhalten. Viele halb verwitterte Kreuze von Holz zeigten die Stelle an, woselbst einzelne Reisende ihr Leben verloren hatten; doch war diese Gegend seit langer Zeit von ähnlichen Gräuelthaten verschont geblieben. Unsere weitere Reise ging über trockene und öde Dünnen am Rande eines schmalen Flusses fort, bis wir die Fazenda Alto do Morro erreichten. Die Besitzerin war Wittwe und die Schwester eines meiner Freunde in Villa Ricca. Ich befand mich nun auf der Comarca von St. Joa͂o del Rei. An dem kommenden Tage erreichten wir Ouro Branco, das Kirchspiel dieser Gegend; ein armseliger Ort, der ungefähr aus 50 Häusern bestand; passirten eine gute Brücke und kamen an einem Gebirge vorbei, welches einer gewaltigen Eisenmasse glich; dann führte der Weg über eine kahle Ebene, welche ein düsterer Wald begränzte, und bald darauf langten wir in dem Städtchen Queluz an. Dieses zählt ungefähr 100 Häuser, und ist dem Leser bereits aus meiner früheren Beschreibung bekannt.

Den folgenden Tag betraten wir die große nördliche Strasse, die durch Barbacena führt, kamen durch das Dörfchen Resquinha, und sahen gleich darauf einen Trupp bewaffneter Reiter, in deren Mitte sich einige beladene Maulthiere befanden. Als ich mich demselben näherte, erkannte ich, daß es Soldaten von der berittenen Miliz von Villa Ricca waren. Ich grüßte den zulezt Reitenden, einen Offizier, welcher, wie ich nun sah, diese Eskorte, die aus 20 Mann bestand, befehligte. Von ihm erfuhr ich, daß er den Auftrag habe, das kaiserliche Fünfttheil in Gold, oder die Abgabe der Bergleute von ihrer jährlichen Ausbeute, und

eine Anzahl von Diamanten aus den kaiserlichen Minen von Serro do Frio nach der Hauptstadt Brasiliens zu bringen. Er hatte kurz vor mir Villa Ricca verlassen, und war so artig, mich einzuladen, in seiner Begleitung die Reise zurück zu legen. Da die Eskorte aber nur kleine Tagreisen machte, so mußte ich sein gefälliges Anerbieten ablehnen, und weil ich noch vor Abend eine Fazenda zu erreichen wünschte, welche wegen ihrer Viehzucht in der Umgegend berühmt war, so nahm ich von dem Offiziere Abschied und entfernte mich bald darauf von der Straße. Ich konnte nicht unterlassen, meine Betrachtungen anzustellen, wie viel man in einem der wenig bevölkerten Länder Europa's wagen würde, wenn man einen so reichen Schatz an Gold und Edelsteinen durch eine öde und menschenleere Gegend bringen wollte, wenn man nicht bedacht wäre, ihn besser gegen räuberische Anfälle zu beschützen, als dieß hier der Fall war. Eine Eskorte, wie diese, würde in den Gebirgen Spaniens oder Portugals, oder in den Defileen Calabriens gegen die Anfälle einer kleinen Zahl unerschrockener Männer nur geringen Widerstand leisten, und daß man diese gutmüthigen, schlecht berittenen und bewaffneten Milizsoldaten, von deren Herzhaftigkeit ich mir keinen großen Begriff mache, so ruhig und ungefährdet durch Hohlwege und Urwälder passiren läßt, woselbst die tapferste Cavallerie sich zu vertheidigen unfähig wäre, ist ein Beweis, daß es unter der großen Menge von Gesindel und Müssiggängern, von welchen das Land angefüllt ist, entweder keine entschlossenen Männer gibt, oder daß sie zu träge oder zu mißtrauisch sind, um sich in einiger Anzahl zu einem der Folgen wegen gewagten Unternehmen zu vereinigen. Bald darauf erreichten wir die Fazenda Palmeiros; die Aufnahme des Besitzers war höflich und freundlich, wie allenthalben, wo die Besitzungen von der Landstrasse entfernt sind. Bald nach unserer Ankunft hörten wir den Gutsbesitzer einigen Negern den Befehl ertheilen, die Heerde nach Hause zu

bringen; da ich um die Erlaubniß bat, hinaus reiten zu dürfen, um die Heerde im Freien zu sehen, befahl der Gutsbesitzer, sein eigenes Pferd vorzuführen, und gab seinem Sohne den Auftrag, mich zu begleiten. Wir ritten ungefähr eine halbe Stunde beständig über ebenes Land, auf welchem fettes, nahrhaftes Gras dicht, aber nicht sehr hoch stand; dann hörten wir den Ruf einiger Männer und sahen sogleich die Heerde, welche sich unter der Leitung der stärksten Stiere nach einem Punkte zusammenzog; drei berittene Schwarze, welche lange, an der Spitze mit Eisen beschlagene Varas oder Stangen führten, sprengten im Umkreise der Heerde umher und arbeiteteten sich so geschickt in die Hände, daß sie in kurzer Zeit das sämmtliche Vieh auf eine Stelle zusammen getrieben hatten; dann sezte sich ein Berittener an die Spitze, zwei andere blieben zurück, der Erstere stieß einen starken Ruf aus, und die Heerde folgte augenblicklich in großer Ordnung und Einigkeit dem Voranreitenden. Nach Angabe meines Begleiters betrug dieselbe 1200 Stücke; es wurden auch einige hundert Schafe und gegen zwanzig Pferde gehalten. Als ich meine Verwunderung äußerte, daß die Heerde auf einer so großen Besitzung, welche, wie man mir gesagt hatte, über acht Quadrat-Meilen groß wäre, nicht beträchtlicher sey, versicherte der junge Mann, daß die Menge Land durchaus für nicht mehr Vieh, als sie hielten, hinreiche. Gleich vielen Pflanzern und Gutsbesitzern, mit welchen ich mich in Brasilien unterhielt, klagte er über die überhand nehmende Bevölkerung, und ich überzeugte mich, daß noch eine geraume Zeit vergehen wird, ehe die Brasilianer eine vernünftige Eintheilung ihres Landes sich eigen machen werden. Neben dem Viehe herreitend, hatte ich Zeit, es genau zu betrachten; Kühe und Ochsen waren groß, wohlgenährt, aber nicht von besonders schönem Körperbau; die Stiere ließen sich beinahe gar nicht von den Ochsen unterscheiden. Ich erfuhr, daß es Grundsatz sey, stets zwei

Drittheile der Heerde aus Kühen bestehen zu lassen; alljährlich wurde ausgemustert, und das alte, unbrauchbare Vieh nebst einer gewissen Anzahl Ochsen nach der Hauptstadt getrieben. Mein Begleiter beklagte sich ferner, daß seitdem die Cultur des Landes allenthalben überhand nehme, und die Waldungen gelichtet würden, man die Aufsicht der Heerde verdoppeln müße, da oft keine Woche vergienge, daß man nicht Unzen (Jaguars, die Benennung für die kleinere Art der brasilianischen Tiger) in der Nähe spüre, oder daß wirkliche Angriffe von ihnen auf die einzelnen weidenden Thiere erfolgten; er versicherte, daß dieß um so unangenehmer wäre, weil die Vaqueiros, oder berittenen Hirten, in dieser Gegend im Kampfe mit den Tigern noch unerfahren seyen. Bei diesen Worten streifte der junge Mann seine Jacke von dem rechten Arme zurück und zeigte mir eine tiefe und große Narbe; er hatte sie in einem gefährlichen Kampfe mit einem der größten Tiger in den Certo"es erhalten, und die Wiederholung der Erzählung des jungen Mannes scheint mir hier nicht am unrechten Platze.

An der Gränze von Minas-Geraes beginnt ein ungeheurer Landstrich, welcher eben, nur mit Gras bedeckt, manchmal wieder mit Gebüsch überzogen, beinahe noch gänzlich unangebaut und so wenig bevölkert ist, daß man Tage lang reisen kann, ohne auch nur die Spur von einer menschlichen Wohnung zu entdecken. In der Landessprache werden diese Gegenden Certo"es genannt, und dort allein findet man dieselben großen Heerden, welche in dem Pampas von Buenos-Ayres den Reichthum der Einwohner ausmachen. Die Familie meines Begleiters stammte daher, und sein Vater, ein jüngeres Mitglied derselben, hatte die einzige Tochter des Besitzers von Palmeiros geheirathet und nach ihrem Tode das Gut geerbt. Als ich mein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, erzählte der junge Mann, beschloß mein Vater,

mich zu seinen Verwandten zu schicken; ich bekam einen treuen Neger und ein gutes Pferd mit, und langte wohlbehalten und freudig empfangen bei dem Bruder meines Vaters an. Nachdem ich gehörig ausgerastet hatte, gesellten sich die zwei ältesten Söhne des Hauses zu mir, und erboten sich, mir ihres Vaters Heerde zu zeigen; ich wurde in ein Zimmer geführt, bekam Hosen, Brustfleck, Jacke und Hut, von Rehleder verfertigt, ein frisches, kräftiges Pferd und eine lange, mit einer Spitze versehene Varra in die Hand, und nun ging es über die Ebne weg, was die Pferde laufen konnten. Bei dieser Gelegenheit gaben meine Vettern eine Menge Beweise von ihrer Reitkunst, welche an Tollkühnheit gränzten; ich war oft nicht im Stande, ihnen zu folgen, und als wir dichtes Gebüsch erreichten, verlor ich sie gänzlich aus den Augen; kaum bemerkte dieß mein Pferd, als es den Kopf zwischen die Beine nahm, in einem wüthenden Galoppe mit mir in das Dickicht stürzte, und alle Hindernisse besiegend, mit mir fortraunte. Ich blieb mechanisch auf dem Pferde sitzen, anfangs bemüht, es aufzuhalten, oder es auf eine bessere Bahn zu leiten; aber jede Anstrengung war vergebens. In dem Gebüsche angekommen, fühlte ich nur den Widerstand, welchen Zweige und die Stacheln von Dornhecken, der reißenden Gewalt, mit welcher mein Pferd zwischen ihnen durchsezte, leisteten; ich war allein bedacht, mein Gesicht zu schützen, übrigens vollkommen überzeugt, meine Kleider und einen Theil meiner Haut bei diesem verwünschten Ritte zu verlieren. Ich besinne mich nicht mehr, wie lange das Rasen meines Pferdes dauerte, ich fühlte nur, daß es plötzlich stille hielt, und als ich die Hände vom Gesichte brachte, und ganz verwirrt um mich sah, erblickte ich meine beiden Vettern, welche sich vor Lachen die Seiten hielten. So roh sie übrigens waren, so bemerkten sie doch, daß meine Erschöpfung zu groß war, um mit Anstrengung weiter zu reiten; wir sezten daher den Weg langsam fort, bis wir

einen Theil der Heerde erreichten. Es befanden sich auf dieser Stelle 12,000 Stück Hornvieh auf einem Umkreise von einer halben Stunde weidend, großes, prächtiges Vieh, und der kleinste Theil von dem Eigenthume meines Oheims, der 40,000 Stücke des schönsten Hornviehes und 20 Quadrat-Legoas unbestrittenes Land besaß. Mehrere berittene Schwarze, eben so wie wir gekleidet, mit einer Varra bewaffnet und mit einem Laço, (Fangschlinge) versehen, hüteten die Heerde. Während dieser Zeit konnte ich nicht unterlassen, mich zu besehen und zu betasten, und zu meinem Erstaunen war ich nicht im Geringsten beschädigt, und sah nun die Zweckmäßigkeit der schweren, ledernen Kleidung vollkommen ein; dadurch kühn gemacht, forderte ich meine Vettern selbst zu einem rascheren Ritte auf, und wir legten eine beträchtliche Strecke Weges zurück, als wir plötzlich auf einen halbgewachsenen Ochsen stießen, welcher zerrissen und zum Theile aufgezehrt, an dem Rande eines Dickichts lag. Meine Vettern baten mich, zu warten, sprengten in das Gebüsch, und kamen bald darauf wieder zurück. Sie beklagten sich sehr über den Schaden, den sie durch die Raubgier eines großen Tigers leiden mußten, dem sie schon lange vergebens auf der Spur wären; sie versicherten mich jedoch, daß er ihnen nicht mehr lange entgehen könne, und daß sie zuversichtlich hofften, mir vor meiner Abreise noch das Vergnügen einer Tigerjagd zu verschaffen. Als wir vor der Wohnung ankamen, wurde ich einstimmig befragt, wo ich meine Varra gelassen hätte, und es blieb nichts übrig, als mein Abentheuer zu erzählen, und mich tüchtig auslachen zu lassen. Da ich übrigens seit meiner zartesten Jugend mich im Reiten geübt hatte, so reichten wenige Tage hin, und ich blieb hinter dem besten Reiter der Certões nicht mehr zurück, und brachte jedesmal meine Varra mit nach Hause. Die Lebensweise auf dem Gute meiner Verwandten war mir eben so auffallend; wir hatten beinahe keine andere Nahrung als Fleisch, und nur, wenn

mein Oheim, oder einer seiner Söhne von Bahia zurückkamen, wohin sie im Jahre zweimal, einige tausend Stück Hornvieh zum Verkaufe trieben, brachten sie Salz, Mandioc-Mehl, Wein und Brandwein mit sich; war der Vorrath aufgezehrt, so lebten sie wieder allein vom Fleische; die Vaqueiros erhielten nie etwas anderes. Eben so wenig sah mein Oheim jemals Leute bei sich, oder besuchte seine Nachbarn, und nur zwei bis dreimal im Jahre ritt er mit seiner Familie nach einem Kirchspiele, welches 30 Stunden von seiner Wohnung entfernt war.

Am achten Tage meines Aufenthaltes und im Augenblicke, als wir die gewöhnliche Mahlzeit einnehmen wollten, sprengte ein Sklave vor das Haus und kündigte uns an, daß so eben ein gewaltiger Tiger sich in der Nähe der Heerde gezeigt habe. Wir sprangen alle von dem Boden auf, und selbst mein alter Oheim warf sich auf eines der schnell gesattelten Pferde; die Söhne brachten sechs gekoppelte Hunde herbei, und nun ging es im raschesten Laufe der beschriebenen Stelle zu. Die Hunde wurden losgelassen, und wenige Augenblicke darauf hatten sie die Spur des Tigers aufgefunden. Einer der Söhne stürzte in's Dickicht, und das Geheul der Hunde verrieth, daß sie sich bereits im Kampfe mit dem Raubthiere befanden. Ihre Bemühung, den Tiger aus dem Dickicht zu bringen, schien jedoch vergebens; ungeduldig darüber eilten ihnen alle Anwesenden zu Hilfe, nur mein Oheim, ein erprobter Vaqueiro, und ich, blieben im Freien. Ein allgemeiner Schrei der Angreifenden erregte endlich unsere Aufmerksamkeit und fast in demselben Augenblicke theilte sich das Gebüsch, aus dem der Tiger wüthend, und von zwei muthigen Hunden hart bedrängt, hervorstürzte. Ein Schlag seiner gewaltigen Tatze, streckte einen derselben zu Boden, und ohne sich weiter zu besinnen, befand er sich mit einem einzigen Sprunge in unserer Mitte. Ich gestehe gerne, daß

ich für einen Augenblick alle Besinnung verlor; als ich jedoch zu mir kam, erblickte ich meinen alten Oheim unter den mörderischen Klauen des Unthieres; der Neger war bereits vom Pferde gesprungen, und griff es mit seinem Messer an, und ich säumte nicht, seinem Beispiele zu folgen. Der Tiger, als wäre ihm meine Unbekanntschaft mit diesem Kampfe bekannt gewesen, ließ nun meinen Oheim los, und brachte mich augenblicklich unter sich, schon gab ich mich für verloren, als er von der Varra eines meiner herbeieilenden Vettern wohl getroffen niederstürzte, und von den übrigen augenblicklich getödtet wurde. Man zog mich betäubt unter ihm hervor, und jezt erst bemerkte ich, daß ich eine bedeutende Verletzung am Arme erhalten hatte, und ganz mit Blut bedeckt war; ich wurde nach Hause gebracht, man wendete einige Kräuter an, und stellte mich in kürzerer Zeit, als ich gehofft hatte, vollkommen her. Ich wollte übrigens diese mir merkwürdig gewordene Gegend nicht eher verlassen, bis ich mit der Art, den gefährlichsten Feind der Heerden aufzusuchen und anzugreifen bekannt war, und die Gelegenheit hiezu stellte sich bald ein. Als ich das Gut meines Oheims verließ, drangen mir meine Vettern die Haut des erlegten Tigers zum Andenken auf, ich kam glücklich in Palmeiros an, und habe seitdem manchen nützlichen und glücklichen Kampf mit unseren Unzen bestanden, welche, obwohl bedeutend kleiner, als die Tiger der Certões, nicht weniger schädlich und raubgierig, als jene sind. Der junge Mann schloß seine Erzählung, als wir mit der Heerde zugleich, an einem großen Platze ankamen, welchen ein starker Zaun palisadenartig umgab; hier hinein wurde die Heerde getrieben, an der Seite befand sich eine besondere Abtheilung, wohin die Kälberkühe auf den Ruf ihres Führers gingen. Mehrere Neger standen mit Gefäßen bereit, um sie zu melken, worauf die Milch nach dem Hause gebracht wurde. Die ganze Famile erquickte sich mit dieser mir selten gewor-

denen Labung; der Rest derselben kam in große Töpfe, erhielt einen Zusatz von Lab, aus dem Magen des Armadils (Gürtelthier) verfertiget, wurde in Topfen verwandelt, hierauf in Formen gebracht, gepreßt und etwas eingesalzen. Nach der Art der Verfertigung konnte nur speerer, trockener Käse erzeugt werden; nichts desto weniger wurde er mit Vortheil nach der Hauptstadt verkauft, und warf nach der Angabe des Gutsbesitzers jährlich einen Ertrag von einem Conto de Reis ab.

Den kommenden Tag kamen wir an dem Orte Lagoa Dourada, welcher auf einem hohen Hügel erbaut ist, vorbei, durch eine ziemlich bergigte Gegend, auf welcher man nur wenige Spuren des Anbaues wahrnahm. Später betraten wir eine schöne Grasebene, auf welcher Rindvieh, Pferde und Schafe weideten, und blieben in einer Fazenda über Nacht, deren Namen ich mir nicht genau merkte. Die dabei befindliche Venda war kaum mit den nothdürftigsten Bedürfnissen versehen, und erst nach vielen Bemühungen meines treuen Negers Jozé, gelang es ihm, von der Familie des mürrischen Gutsbesitzers eine alte, magere Henne zu erhalten, für welche man so unverschämt war, eine Crusade zu begehren. Die Vorräthe von Villa Ricca, mit welchen Jozé sehr gut Haus gehalten hatte, kamen mir bei dieser Gelegenheit trefflich zu statten. Zu meinem großen Mißvergnügen konnte mein treuer Begleiter den kommenden Tag mein Pferd auf der offenen Weide nicht finden; der Führer einer Tropa, welche gleichfalls hier übernachtet hatte, schien jedoch von meinen Klagen, oder vielmehr Versprechungen, gerührt zu seyn; nachdem er sich erkundiget, in welcher Gegend man Tags vorher mein Pferd gesehen hatte, schickte er sogleich die ihm untergebenen Treiber fort, zog aus einem Kofer das Bildniß des heil. Antonio hervor, und knübelte es an eine der Säulen des offenen Schoppens, unter dem wir übernach-

tet hatten; da einige Zeit vergieng, ehe die Treiber zurückkamen, wurde der Knübel um den armen Heiligen noch fester angelegt, worauf mich der Tropeiro versicherte, daß mein Pferd nun unfehlbar gefunden werden müße, und wirklich brachten es die Treiber bald darauf herbei. Ich ermangelte nicht, dem dienstfertigen Heiligen einen Vintem, dem Tropeiro eine Pataca und den eigentlichen Findern eine reichliche Portion Brandwein zu geben, womit, wie ich glaube, alle Parteien zufrieden waren. Bald darauf kamen wir über eine Brücke, woselbst ich an einem alten Brasilianer aus St. Joa͂o del Rei, einen höflichen und gesprächigen Reisegefährten erhielt. Als wir aus dem Walde herauskommend, wieder eine schöne, grasreiche Ebene betraten, hielt er an, und bath mich, diese Stelle etwas genauer zu betrachten. Nachdem ich offenherzig erklärt hatte, daß ich nichts besonderes an ihr wahrnehmen könnte, erwiederte mein Begleiter: „und doch war es die Absicht des großen Ministers Pombal, hier die Hauptstadt der portugiesischen Colonie anzulegen.“ Ich überzeugte mich später, daß alle Bewohner von St. Joa͂o diese Ansicht theilten, und zum Theile noch immer die Erwartung hegten, daß dieser Plan eines längst verstorbenen Mannes einst ausgeführt werden würde, und wirklich könnte man wenig schönere Stellen als diese, zur Erbauung einer großen Stadt ausfündig machen; schade, daß es allenthalben an Strassen, und was wohl nicht übersehen werden darf, an Bau- und Brennholz mangelt. Gegen Mittag erreichten wir die kaiserliche Brücke über den Rio dos Mortes, welche im guten Stande, und gedeckt ist, und bald darauf kamen wir in St. Joa͂o del Rei an, woselbst mich mein Führer sogleich vor das Haus des Herrn Joa͂o Baptista Machado brachte, von dessen zahlreicher Familie, ich nach Ueberreichung meiner Empfehlungsbriefe, mit zuvorkommender Höflichkeit aufgenommen wurde. Hier verabschiedete ich den braven Neger Jozé, und machte mir ein besonderes Vergnü-

gen daraus, diesen treuen Diener in einen Laden zu führen, woselbst ich ihm erlaubte, auf meine Rechnung eine Menge seiner kleinen Bedürfnisse zu kaufen; ich bemerkte recht gut, daß bei der Auswahl seine Gedanken in Villa Ricca waren, und daß irgend eine afrikanische Schöne sich seines Herzens bemächtiget hatte. In dieser Voraussetzung fügte ich seinem Einkaufe noch einige Kleinigkeiten bei, worauf er mich höchst glücklich und zufrieden verließ.

Die gebildeten Söhne des Herrn Machado waren so gefällig, mich in der Stadt umherzuführen, welche, obwohl lange nicht so groß, wie Villa Ricca, dennoch diese Stadt in wenigen Jahren an Bedeutung übertreffen dürfte; sie ist nicht so regelmäßig wie Jene erbaut, aber der Handel, dessen sie sich so ziemlich bemeisterte, bringt viel Geld hieher und erregt im Lande eine ungewöhnliche Thätigkeit. Die Gold-Bergwerke in der Nähe der Stadt sind zwar nicht mehr so ergiebig wie früher; dennoch ist die Ausbeute beträchtlich. Das vorzüglichste Gebäude ist die Wohnung des ehemaligen Gouverneurs; an sie reihen sich die öffentlichen Gebäude und einige gut gebaute Häuser von Privatleuten, wodurch ein viereckichter Platz zum Theile eingefaßt wird; der Galgen, nach portugiesischer Sitte das Stadtzeichen, stand in der Mitte des Platzes. Das Gefängniß ist ein großes, festes Haus, welches wohl unentbehrlich seyn mag; denn es schien mir mit Verbrechern überfüllt. Größeres Lob verdient die Misericordia, das öffentliche Spital, welches gut fondirt und gewissenhaft verwaltet werden soll. Die Zahl der Kirchen beträgt dreizehn; unter ihnen ist die Hauptkirche ihrer innern Ausstattung wegen die schönste; sie enthält eine Menge Gemälde, wovon mehrere von einem hier gebornen Manne ausgeführt sind, der niemals Unterricht in der Malerei erhielt und nie ein anderes Gemälde sah, als wie diejenigen, welche sich in den Kirchen von St. Joaõ befinden. So mangelhaft

die Leistungen dieses Mannes auch immer seyn mögen, so ist doch nicht zu verkennen, daß er kein gewöhnliches Talent besizt, und man kann nur bedauern, daß solche Männer keine weitere Unterstützung von der Regierung erhalten, um sich im Auslande zu Künstlern bilden zu können. Die kleineren Kirchen sind im eigentlichen Sinne des Wortes mit Gold bedeckt, welches übrigens geschmacklos und wenige Wirkung erregend, in dem innern Raume derselben vertheilt ist. St. Franzisko verspricht eine sehr schöne Kirche zu werden, wenn sie ganz vollendet ist; nach dem Muster der neuern Kirchen von Rio de Janeiro, erhält sie an den beiden Seiten ihrer Fronte zwei Thürme; ein Basrelief wird den Märtyrertod des heil. Franzisko vorstellen. Mit Bewunderung bemerkte ich, daß mehrere Kirchen große Glocken besaßen, deren Herbeibringung von der Küste, mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden seyn mußte, weil es ganz unmöglich ist, mit Wagen bis hieher zu kommen; aber die Brasilianer haben ihrer Religion zu Ehren Schwierigkeiten überwunden, die ihrem Unternehmungsgeiste große Ehre machen.

Minas Geraes ist so glücklich, keine Klöster zu besitzen; ihre Bewohner würden in einem Lande, woselbst es keine größere Schande gibt, als wenn der freie Mann selbst arbeitet, und woselbst Trägheit dem Menschen angeboren scheint, schwerlich eine Ausnahme machen, und zu nichts dienen, als Aberglauben zu verbreiten. Unter den zahlreichen Geistlichen, welche sich in der Stadt aufhalten, lernte ich zu meinem Vergnügen einige sehr gebildete Männer kennen, die ihrem Stande alle Ehre machen, und mit mir die schlechte Aufführung der meisten ihrer Amtsbrüder sehr bedauerten. Sie erfreuten sich der allgemeinen Verehrung, ein Beweis, daß die Menschen, wenn sie auch noch so verdorben sind, der Tugend und dem Verdienste unwillkührlich huldigen.

St. Joaõ wurde gleich den Städten von Minas von den umherziehenden Abentheurern gegründet, die nach Gold suchten, und wirklich liegt das Bergwerk, aus welchem große Schätze ausgebracht wurden, noch gegenwärtig dicht neben dem Pallaste des Gouverneurs. Eigentlich ist es nichts weiter, als eine tiefe, unregelmäßige Grube, welche ungefähr 30 Fuß im Durchmesser hat, und deren Seitenwände in den Sandstein senkrecht gehauen sind; man legte sie, so viel als möglich, im Mittelpunkte der Berge an, welche St. Joaõ theilweise umgeben, führte Kanäle in verschiedenen Richtungen nach den Gebirgen, so daß nun durch Natur und Kunst die Grube bei Regenwetter mit Wasser gefüllt wird, welches, von den Bergen kommend und mit Erdtheilchen geschwängert, diese in der Grube zurückläßt, deren Inhalt, wenn sie übervoll ist, austritt und sich in den benachbarten Fluß ergießt. In der trockenen Jahreszeit läßt man alsdann das in der Grube zurückgebliebene Wasser theils verdünsten, theils wird es mit Pumpen herausgebracht, der zurückbleibende schlammartige Satz herausgenommen und das darin enthaltene Metall durch Waschen erhalten. Nach Angabe der Einwohner scheint allein das Gebirge, welches unter dem Namen des Serro do Lenheiro bekannt ist, goldhaltig zu seyn; aber Niemand versucht es, durch regelmäßigen Bergbau sich dieses köstlichen Metalles zu versichern. Westlich von der Stadt kann man den ganzen Tag eine Menge Menschen aus der ärmeren Klasse an dem Ufer des Flusses finden, beschäftigt, den Sand zu waschen, oder die runden Quarzstücke zu sammeln, welche der Strom herabführt, um sie zu zerschlagen und zu waschen, weil man häufig Gold in ihnen enthalten findet. Die armen Geschöpfe vertändeln auf diese Weise ihr ganzes Leben, indem sie sich von dem einen Tage zu dem andern fortbringen, und die Reicheren scheinen eben so wenig Nutzen aus ihren sogenannten Bergwerken zu ziehen. Weit besser befinden sich

die benachbarten, ackerbautreibenden Gutsbesitzer, welche ihre sichere Aerndte jederzeit in der Stadt absetzen und auf eine gewisse Einnahme rechnen dürfen. Die Umgegend von St. Joāo del Rei ist rauh und gebirgig; Hügel und zerrissene Felsengruppen, die mit dem üppigsten Grün prangen, und andere, welche von vulkanischem Feuer ausgetrocknet scheinen, öde Gegenden und sorgfältig angebaute Thäler wechseln mit einander ab und gewähren einen höchst sonderbaren Anblick. Da, wo dem Boden einige Sorgfalt zugewendet wird, beweist er sich höchst dankbar; dieß kann man in dem benachbarten Thale und auf den Anhöhen von St. Jozé wahrnehmen, woselbst viele Kaufleute Landhäuser und Gärten anlegten, und wohin sie sich nach verrichteten Geschäften gerne begeben. Man findet dort jede Art von Früchten und Pflanzen, welche Amerika und das südliche Europa hervorbringen, und die sich des ausgezeichnetsten Fortkommens erfreuen; ein Beweis, daß die Vegetation des Bodens sehr üppig ist, und die ärmere Klasse sich zuverlässig mit der Cultur des Landes besser nähren würde, als wenn sie drei Vierttheile ihrer Lebenszeit an dem Fluße zubringt. In dem angränzenden Lande nähren sich viele Menschen mit der Verarbeitung der einheimischen Baumwolle zu gewöhnlichen Zeugen für die ärmere Volksklasse; der Handel in der Stadt beschäftiget gleichfalls viele Menschen, und ein Theil derselben befindet sich, im Dienste der Kaufleute, mit Lastthieren auf der Strasse. Man findet hier Magazine, welche mit Waaren aller Art reichlich versehen sind; unter ihnen zeichnet sich das meines gefälligen Wirthes, des Herrn Machado, ganz besonders aus; es war mit englischen Waaren angefüllt und man konnte eine wirklich sehr schöne Auswahl in nothwendigen, wie in Luxusgegenständen treffen. Dieser Herr erwarb sich durch Industrie und Thätigkeit ein großes Vermögen, und verwendete einiges davon auf sein Landgut und seinen Garten, der groß, aber keineswegs geschmackvoll angelegt

war; sein Reichthum an Blumen, Früchten und eßbaren Pflanzen war aber außerordentlich; man kann nur bedauern, daß diese ohne alle Ordnung durch einander gepflanzt sind. Die Betten und Terassen können bewässert werden, und allenthalben findet man kühle Stellen und Ruheplätze, welche freilich etwas sonderbar ausgestattet waren. Ich wurde sogleich dahin geführt, lobte, staunte und bewunderte ganz natürlich; da ich aber mitunter auch ganz bescheiden nach dem Nützlichen fragte, welches ich allenthalben vermißte, so war man so gefällig, mich nach dem kleinen Orte Matazinho zu führen, woselbst der Geistliche ein großes Stück Land noch vor wenigen Jahren mit Hilfe einiger Neger urbar gemacht, mit einer Mauer umgeben, und diese Stelle mit den nützlichsten Gewächsen bepflanzt hatte. In den verschiedenen Abtheilungen fand ich nützliche Kräuter, den Weinstock, der vortrefflich gedeiht, und welchem diese Gegend wegen ihrer hohen Lage besonders zuzusagen scheint, und europäische Getreidarten, als Weitzen, Gerste und Hafer, die außerordentlich hoch und üppig aufgewachsen waren, welche jedoch, nach der Aussage des Geistlichen, noch nie eine Aerndte gegeben hatten, da bei dem großen Triebe des Bodens und der Glut der Sonne die Aehren nicht zugleich reifen, und die reif gewordenen augenblicklich ausfallen. Der würdige Pfarrer beschäftigte sich gerade damit, den nützlichen Oelbaum zu pflanzen, und es ist zu hoffen, daß, wenn seine Nachbarn dem schönen Beispiele, welches er ihnen mit so vielem Erfolge gab, nachfolgen werden, sich mit der Zeit der Segen des Ackerbaues über diese Gegend verbreiten wird. Dieser thätige Mann hat auch der Weberei seine Aufmerksamkeit zugewendet und einige verbesserte Webstühle in seinem Orte angelegt, welche in voller Thätigkeit waren.

Als ich St. Joaõ del Rei verließ, erwiesen mir die Söhne des Hauses die Ehre, mir das Geleit zu geben; sie

forderten mich auf, den kleinen Umweg nicht zu scheuen, und nach der Kirche Bonfim zu reiten, welche auf dem Gipfel eines Hügels erbaut ist, und von wo aus man die Stadt und die Umgegend übersehen konnte; eine Mühe, die Jedem, der sich auf diese herrliche Stelle begibt, reichlich entschädigen wird. Ich nahm hier von den beiden liebenswürdigen jungen Männern herzlichen Abschied, und hatte seitdem das Vergnügen, sie in der Hauptstadt und auf meiner kleinen Besitzung wieder zu sehen; ich eilte nun, in möglichst kurzer Zeit nach der Ersteren zu kommen, übernachtete wiederholt bei meinem Freunde in Barbacena, und erreichte wohlbehalten die Fazenda des Herrn von Langsdorff, woselbst ich ein paar Tage von den Beschwerden der Rückreise ausruhte; ich erneuerte daselbst die Bekanntschaft mit dem gastfreien Gutsbesitzer, welcher mir den ehrenvollen Wunsch ausdrückte, daß ich mich in seiner Nähe häuslich niederlassen möchte. Briefe, welche ich vorfand, und deren nicht erfreulicher Inhalt fast alle meine Pläne vereitelte, bestimmten mich, die freundlichen Anträge des Herrn Gutsbesitzers nicht ganz von der Hand zu weisen; keinen minderen Einfluß übte die Umgebung dieses berühmten Naturforschers, welche aus eben so gebildeten, als liebenswürdigen Männern bestand. Ihre Namen sind Europa nicht fremd geblieben, welches bereits den gelehrten Botaniker Herrn Riedel, Herrn Meunetrier, gegenwärtig in Petersburg, und Herrn Moritz Rugendas aus Augsburg unter die Zahl der verdienten Gelehrten und Künstler rechnet.

Meine Angelegenheiten erlaubten mir kein längeres Verweilen auf der Mandiocca; ich beeilte mich daher, in Rio de Janeiro einzutreffen, und sie zu ordnen.

III.

Gewaltsame Auflösung der General-Versammlung der Deputirten von Brasilien.

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß die Verhandlungen der General-Versammlung dem Kaiser und seinen Ministern mißfielen. Sie beschäftigten sich offenbar damit, die souveraine Gewalt des Kaisers einzuschränken, und die Lezteren mit der Last der Verantwortlichkeit zu beladen. Oeffentliche Blätter und die freie Sprache der Deputirten, beunruhigende Gerüchte und mancherlei Umtriebe bearbeiteten das Volk, dessen Stimmung dem Kaiser keineswegs günstig war, und auf dessen thätige Unterstützung die Deputirten sich zu verlassen schienen. In dieser Voraussetzung weigerten sie sich, dem Verlangen des Kaisers, eine bedeutende Anzahl demagogischer Deputirten aus der General-Versammlung auszustossen, nachzukommen, und im Vertrauen auf ihre Stärke erließen sie sogar ein Dekret, welches die Entfernung der fremden Truppen bis auf zehn Stunden von der Hauptstadt befahl und die Sitzung für permanent erklärte. Wiederholte Botschaften des Kaisers begehrten endlich die freiwillige Auflösung der Versammlung und fanden dieselbe Widersetzlichkeit. Hierauf sezte der Kaiser sich an die Spitze eines Infanterie-Bataillons, dem zwei Kanonen folgten, zog, ohne nur im Geringsten von dem Volke gehindert zu werden, durch die Stadt, umringte das Ständehaus und übersendete dem Präsidenten der General-Versammlung den Befehl, die Deputirten auf der Stelle zu verabschieden.

In diesem gefährlichen Augenblicke behauptete die konstituirende Versammlung ihre ganze Würde. Als das Dekret

des Kaisers derselben mitgetheilt wurde, befahl der Präsident, es in die Register einzutragen. Eine feierliche Protestation gegen dieses willkührliche und gesetzwidrige Verfahren wurde abgestimmt und in die Protokolle der Versammlung eingetragen, und dann erst erklärte diese sich für geschlossen. Als sie den Saal verließ, wurden die Brüder Andrada und verschiedene andere Deputirte verhaftet, und mehrere derselben auf die roheste Weise mißhandelt. Nach diesem Siege steckten die Truppen Kaffeezweige auf ihre Kopfbedeckung und zogen triumphirend, den Kaiser an ihrer Spitze, durch die Stadt nach dem Lager von St. Cristovão; die daselbst wohnenden Portugiesen brachten dem absoluten Kaiser ein „Viva“, und die Stadt war drei Tage hinter einander beleuchtet. Die Gefahr schien für einen Augenblick von dem Haupte des Kaisers entfernt; da man jedoch mit Recht befürchten mußte, daß die, sich nach allen Theilen des Reiches zerstreuenden Deputirten Unzufriedenheit unter dem Volke verbreiten und ihre Worte und Klagen einen nur zu fruchtbaren Boden finden möchten, so beeilte sich der Kaiser, eine neue Versammlung der Abgeordneten einzuberufen, um diesen eine modificirte Verfassung vorzulegen. Die große Entfernung der Provinzen von der Kaiserstadt und das Mißtrauen gegen die Regierung war jedoch Ursache, daß die Deputirten sich nur in geringer Zahl einfanden. Man eröffnete daher in allen Städten des Reiches Register, um über die Annahme der Constitution abzustimmen, worauf diese den 11ten Dezember dem Senate der Kammer von Rio de Janeiro vorgelegt, von den Ministern und dem Staatsrathe unterzeichnet, und den 25sten März 1824 von dem Kaiser feierlich beschworen wurde.

Neuntes Buch.

Neuntes Buch.

I.

Bemerkungen über die Provinz Minas-Geraes.

Die mannichfaltigen Unannehmlichkeiten, welche mich damals betrafen, und welche einen so entscheidenden Einfluß auf mein Schicksal hatten, sind weder so wichtig, noch so interessant, als daß der geneigte Leser durch die Mittheilung derselben belästiget werden dürfte. Ich gelangte dadurch zur Ueberzeugung, daß man den Versprechungen, besonders junger Männer, nur mit großer Vorsicht Glauben beimessen dürfe, und daß es eine Thorheit ist, sich bei großen Unternehmungen an Personen anzuschließen, deren Charakter man nicht genau kennt, und damit die Bestimmung seines Geschickes gleichsam in ihre Hände zu geben.

Noch immer ungewiß, wie sich dieses gestalten würde, beschloß ich, wenigstens die Stunden, welche ich unbeschäftigt zuzubringen genöthiget war, so nützlich, als möglich anzuwenden, und schrieb die nachstehende Bemerkung über Minas-Geraes nieder.

Ich bin jezt vollkommen überzeugt, dem geneigten Leser, durch die Beschreibung dieser Provinz, den größten Theil

Brasiliens geschildert zu haben, und bemerkte schon einmal, daß, wer sich nur wenige Tagreisen von der Seeküste in das Innere des Landes begab, sich einen Begriff von ganz Brasilien machen kann. Weder Kunstfleiß noch Geschmack, erregen die Aufmerksamkeit des Wanderers; weder Kunststraßen noch blühende Felder ergötzen sein Auge; er kann sich nur an der unbeschreiblich erhabenen Natur, an den herrlichsten Gegenden weiden; aber die Einförmigkeit derselben, der Wechsel mit unermeßlichen Wäldern und unübersehbaren Ebenen ermüden ihn zulezt, und sobald der Reiz der Neuheit verschwindet, findet er nichts mehr, was ihm die Annehmlichkeiten, welche ihm der civilisirte Welttheil, den er verließ, so reichlich anbot, ersetzen könnte. Minas-Geraes ist unter allen Provinzen Brasiliens gegenwärtig die wichtigste, und für selbst bestehend, dürfte sie sich den größten und schönsten Königreichen Europas an die Seite stellen. Sie hat nach den neuesten Berechnungen einen Flächenraum von 11,000 Quadratmeilen, und enthält auf diesem gewaltigen Raume alles, was zu dem Reichthume und dem Glanze eines Landes erforderlich ist. Der fruchtbarste Boden verspricht dem Fleiße des Landmannes hundertfältigen Lohn. Die reitzenden Thäler eignen sich zu dem Anbaue aller Gewächse, welche ein warmes Clima erfordern, während auf jenen hochliegenden Gegenden, die man hier Campos nennt, die Feld- und Baum-Früchte Europas vollkommen gedeihen würden. Auf ihnen treibt der brasilianische Landmann Viehzucht aller Art, und sieht seine Heerden vermehren, ohne daß ihre Pflege und Aufsicht ihm beträchtliche Mühe und Ausgaben verursachen. Weiter gegen Norden ist der Boden mit Gold gesättiget, und wahrscheinlich an diesem Metalle unerschöpflich. Eisen-Minen, vielleicht von größerm Werthe für den Menschen, als jenes so eifrig begehrte Metall, liegen mitten unter den Gold-Minen, und sind so außerordentlich reichhaltig, daß sie den Bedürfnissen des bevölkertsten Welttheiles entsprechen wür-

den. Abwechselnd findet man in der Nähe dieser unterirdischen Reichthümer, Lager von Edelsteinen und auf einem Punkte, den köstlichen Diamant, an Flüssen und in besondern Lagern, aus welchen Portugal die größten und schönsten Edelsteine erhielt, um die Krone des mächtigsten Herrschers zu zieren. Minas=Geraes hat zwar die größten Berge in ganz Brasilien, da jedoch die höchsten dieser Erhabenheiten (der Itacolumi mit 5400 Fuß) noch keine tausend Toisen betragen, so kann die Kälte hier noch keine Gewalt ausüben, daher auch weder in Minas, noch in Brasilien jene Jahres=Zeit, die wir Winter nennen, bekannt ist, und man bemerkt seine Gegenwart nur dadurch, daß zuweilen Schlossen fallen, welche oft von außerordentlicher Größe sind. Man hat selbst Beispiele (im Jahre 1814), daß es in jenen Regionen, welche 1800 bis 2000 Fuß über dem Meere liegen, einige Tage hindurch, und zwar in den Monaten Junius und Julius, stark fror, wodurch alle Pflanzen, welche eigentlich einem heißen Lande angehörten, zu Grunde gingen; Schnee fiel noch niemals. Eben so wenig gibt es eine eigentliche Regen=Zeit, und nach vielfältigen Beobachtungen hat man in einem ganzen Jahre hindurch 130 Regentage bemerkt. Heftige Gewitter und Stürme, wie wir sie zu unserm Glücke in Europa nicht kennen, sind sowohl an den See=Küsten, als auch in dem Innern des Landes nichts Ungewöhnliches. Allenthalben ist die Luft gesund, das Clima sehr gemäßigt und nur in den Thälern wird man daran erinnert, daß man sich in der Nähe des Aequators befindet. Die Provinz besizt im Norden den großen Rio St. Francisko; die übrigen Flüsse sind zwar äußerst zahlreich, und das ganze Land erfreut sich eines großen Reichthumes des besten Wassers, aber nur wenige unter diesen, können in ihrem gegenwärtigen Zustande, zur Schifffahrt benüzt werden; da aber die meisten, mit mäßigem Falle, den wichtigen Strömen Rio Grande, St. Francisko, Rio Doce und dem Parana zueilen, so würde es

der Kunst möglich werden, viele Gegenden mit diesen wichtigen Strömen in Verbindung zu bringen. Gegenwärtig besizt die Provinz, von welcher wir abhandeln, gar keine Verbindungen unter sich, und nur eine höchst Schwierige, mit den nördlichen und westlichen Nachbarländern und der Seeküste. In diesem fühlbaren Mangel, welcher den Handel erschwert, und den wichtigen Ackerbau gänzlich unterdrückt, muß man die Ursache suchen, daß Minas nur ein Schatten von dem ist, was es seyn könnte, und daß es nicht eher zu einiger Wichtigkeit gelangen, und die Bevölkerung zunehmen wird, bis man von Seite der Regierung, oder von jener der Einwohner, auf Abhülfe des erwähnten Nachtheiles denken wird.

Die Provinz Minas-Geraes zählt nach den neuesten Berichten 450,000 Einwohner; es kommen daher auf eine Quadrat-Meile kaum 14 Menschen.

Der geneigte Leser erhält nachfolgend nur eine gedrängte Beschreibung des Acker- und Berg-Baues der Provinz. Größere Ausführlichkeit erlaubt der Raum und Plan dieses Werkes nicht. Sollte der eine oder der andere wißbegierig seyn, mit Ersterem genauer bekannt zu werden, so verweise ich ihn auf ein Werkchen,*) welches ich nach meiner Zurückkunft aus Brasilien, über diesen Gegenstand schrieb.

Die Cultur des Landes ist kürzlich diese. Man schlägt, in Gegenden wo Wald steht, diesen vom Monate April bis Anfang Juni, läßt ihn, nachdem man die Aeste von den Stämmen getrennt, bis Mitte August unberührt liegen, und

*) Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Colonialsystem, besonders in Bezug auf Landbau und Handel, zunächst für Auswanderer. Hamburg 1828 bei Hoffmann und Campe.

benüzt nun die Zeit bis zur Mitte des Septembers, um den Wald in Brand zu stecken. Von dem günstigen Wetter während der lezten Zeit hängt allein die Möglichkeit, den Boden zu bepflanzen, oder die Ergiebigkeit der künftigen Aerndte, ab. Tritt während derselben Regen ein, so kann entweder gar nicht, oder nur schlecht gebrannt, also entweder gar nicht gepflanzt, oder auf keine gute Aerndte gerechnet werden. Wird daher der günstige Moment von dem Landwirthe übersehen, so muß er dieses Jahr für verloren betrachten; tritt während der Pflanzung, welche vom September bis Mitte Oktober statt finden muß, Dürre ein, so ist der Mißwachs gleichfalls entschieden. Günstiges Wetter und kluge Benützung desselben entscheiden daher allein über das Gedeihen der Aerndten des brasilianischen Landmannes, dessen ganze Theorie des Ackerbaues, in dem Brennen des Bodens besteht. Da, wo dieses möglich ist, bestättiget sich der Erfolg dieses Systems vollkommen. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird dadurch auf das Höchste befördert, das Unkraut bis in seine tiefsten Wurzeln zerstört, und durch die große Menge der zurückbleibenden Asche, dem Boden eine Menge des besten Düngers zugeführt. Von nicht minderer Wichtigkeit ist die Wirkung des Feuers auf den Stamm der Bäume und des kleinen Gesträuches, welche nun nicht mehr grünen, und neue Zweige und Blätter ansetzen können. Die Meinung des Landmannes, daß ohne Feuer keine Cultur möglich wäre, ist aber so fest bei ihm eingewurzelt, daß er jene Gegenden, welchen die Natur keine Waldungen schenkte, für unfähig zu aller Cultur hält, und sie unbebaut liegen läßt. Da, wo hohes Gras den Boden bedeckt, wie in den Campos, wird die sogenannte kalte Jahreszeit abgewartet, in welcher das Gras absteht und trocken wird, um es anzuzünden, kein übles Verfahren, wenn die Einwohner dabei mit einiger Ordnung zu Werke gingen, und dem Fortschreiten des Feuers Gränzen zu setzen wüßten. Da dieß unterlassen

wird, so verbreitet es sich, besonders wenn ein frischer Wind weht, manchmal über eine ungeheure Strecke Landes, ergreift Gebüsch und Wälder, und wird den Wohnungen der Menschen, und den weidenden Heerden gefährlich. Dieses Brennen hat den entschiedenen Nutzen, eine große Menge lästiger Insekten und schädlichen Gewürmes, besonders Schlangen, zu vertilgen, und weil das flüchtige Feuer die Gras-Narbe nicht angreift, durch die zurückbleibende Asche diese zu düngen.

Der brasilianische Landmann wendet kein einziges unserer europäischen Ackerwerkzeuge an; in den gebirgigen Gegenden und den heißen Thälern, welcher früher Urwald bedeckte, könnte der Pflug auf keine Weise gebraucht werden, da die zurückbleibenden Baumstämme und Stöcke, mit ihren ungeheueren Wurzeln, seine Anwendung nicht gestatten. Diese zu entfernen und auszurotten, erforderte unzählige Menschen-Hände, und würde sich niemals bezahlen; man lockert daher die Erde mit breiten Hauen an den freien Plätzen ein paar Zoll tief auf, wirft den Samen in die Oeffnung und deckt ihn mit dem Fuße wieder zu. Auf diese Weise kann man zu jeder Stelle gelangen, und das Land bis zu dem Gipfel der Berge bepflanzen. Die weitere Arbeit besteht darin, die Pflanzung von allem Unkraute rein zu halten. Schneller als man glaubt, werden auf diese Weise große Strecken Landes angebaut, und kömmt man in Gegenden, in welchen man sich auf den Anbau einiger Feldfrüchte besonders verlegt, so kann man Fluren erblicken, welche den fruchtbarsten Europäischen vollkommen ähnlich sind, nur mit dem Unterschiede, daß man in Brasilien auf demselben Flächenraume zehn und zwanzig Mal so viel ärndtet, wie in Europa. Daß man sich in den ebenen Gegenden des Landes, die keinen Wald trugen, des nützlichen Pfluges nicht bedient, ist ein Beweis der Unwissenheit des Volkes. Dort würden Brachwerkzeuge

Wunder wirken, und wenn man europäische Colonisten, welchen der Gebrauch derselben bekannt ist, daselbst ansiedelte, würde ihr Beispiel sehr bald wohlthätig auf den brasilianischen Landmann wirken. In den Thälern pflanzt dieser Kaffee, Zuckerrohr, den Wunderbaum (Palma Christi), Mandubi (Arachis hypogaea), Mandioca, Reis, Mais, Bohnen und die Patata (convulvulus Patata), den Orangenbaum, den Pisang und einige, in den Wäldern wild wachsende Frucht-Bäume. In den höhern Regionen pflanzt er Mais und Bohnen im Großen, und verlegt sich jezt immer mehr auf die Cultur des Pfirsich- und Quitten-Baumes. Daß dort die Weinrebe vorzüglich gedeiht, beweisen einige gelungene Versuche, und da man bemerkte, daß die nach Amerika verpflanzte Rebe, durch den Anbau sehr gewinnt, und eine überaus wohlschmeckende Traube erzeugt, so kann man mit Gewißheit voraussagen, daß Brasilien einstens vorzügliche Weine hervorbringen wird. Mit dem Anbaue des europäischen Getreides wurden bereits einige Versuche gemacht, welche nicht alle gelangen; Weitzen kam noch am besten fort, und da, wo auf Clima und Boden geeignete Rücksicht genommen wurde, gedieh auch Gerste; Hafer scheint nicht fortzukommen; diese Frucht scheint sich überhaupt nur in den kältern Ländern zu gefallen. Im Allgemeinen klagt der Landmann, daß das Getreide vorzugsweise in den Halm schieße, die Aehre nur wenige und kleine Körner ansetze, ungleich reife, und vor dem Zeitpunkte der Aerndte ausfalle. Einige Ursache kann vielleicht in dem schlechten Samen und dem nicht richtig gewählten Zeitpunkte der Aussaat liegen. So lange der Eingeborne das Mehl des Mais, dem des Getreides, welches der Ergiebigkeit des erstern nicht gleich kömmt vorziehet, wird man sich auch auf die Cultur europäischer Getreidarten nicht verlegen, und diesen erst dann größere Aufmerksamkeit zuwenden, wenn die Bevölkerung sich so sehr vermehrt, daß das Land im Werthe steigt, und der Land-

mann genöthiget ist, ein anderes System der Landwirthschaft, als bisher, anzunehmen. Einstweilen benützt er den vom Walde befreiten Boden drei Jahre lang, und läßt ihn dann so lange liegen, bis er sich allmählig mit jungem Walde bedeckt, worauf er diesen wiederholt umhaut, und brennt. Der Urwald muß ihm Ersatz für den erschöpften Boden geben, wird aber bei diesem Systeme natürlich immer seltener, und in fünfzig Jahren wird man weit reisen müßen, um welchen zu Gesicht zu bekommen. An der Küste gibt es beinahe keinen mehr, und in der Hauptstadt gehört das Brennholz bereits unter die theuersten Gegenstände. Da, wo die Natur den Gegenden Waldung zu versagen schien, treibt man nur Viehzucht, und brennt, wie wir bereits erzählten, das Gras, um die Weide zu verbessern.

Einige Gutsbesitzer in den Grasebenen, oder Campos, lassen ihre Güter mit außerordentlichem Zeit- und Arbeits-Aufwande, mit breiten Graben umgeben; es ist unbegreiflich, daß sie nicht nach dem Muster ihrer südlichen Nachbarn Dornhecken pflanzen, durch welche kein Vieh brechen kann. Im Allgemeinen hängen die brasilianischen Landwirthe an alten Vorurtheilen und Gebräuchen, welche sie so lange für die besten halten werden, bis sie von dem Werthe der Neuerungen in ihrem Fache, durch lebende Beispiele überzeugt werden, und bis die Bedürfnisse der Gesellschaft, mit Ungestüm eine Veränderung erfordern. Da sich nur sehr wenige Fremde hier niederlassen, welche vermögend genug wären, weise Verbesserungen in dem Feldbaue des Landes einzuführen, so sollte die Regierung demselben wenigstens doch einige Aufmerksamkeit zuwenden. Würde man in den verschiedenen Provinzen Brasiliens nur ein paar Musterwirthschaften errichten, und über diese praktisch unterrichtete Landwirthe als Vorstände setzen, so würde sich in wenigen Jahren der auffallende Nutzen derselben zeigen. Man frage mich nur nicht,

was man mit ihnen in Deutschland ausrichtete; man erkundige sich lieber, welchen Leuten man ihre Verwaltung anvertraut hatte; Ausländern, gelehrten Oekonomen, Schriftstellern, die aus zehn landwirthschaftlichen Werken ein eilftes zusammengeschrieben hatten, oder Leuten, welche die Unzahl ökonomischer Schriften mit ihrem eigenen Lobe anfüllten und unermüdete Kritiker und Tadler der Verfahrungsweise alter, erfahrner Landwirthe, die nicht eher rasteten, als bis sie diese verdrängt, und sich selbst an ihre Stelle geschwätzt hatten. Solchen Männern muß man freilich weder in Deutschland, noch in Brasilien den Auftrag geben, den Feldbau emporzubringen; sie würden sich dort lächerlich machen, wie sie hier jedem Knechte, dem ihre Unwissenheit in der praktischen Landwirthschaft nicht verborgen bleibt, zum Gespötte dienen.

Ich habe mich vielmal überzeugt, daß die Brasilianer das wahrhaft Nützliche recht gut zu würdigen verstehen, und sehr bereit sind, es nachzuahmen. Besonders aufmerksam sind sie auf mechanische Vorrichtungen, und ich hörte sie oft klagen, daß es keine Leute unter ihnen gebe, welche fähig wären, gute Zucker- und Mahl-Mühlen zu erbauen, und ein europäischer Künstler würde sich sicherlich recht gut in Brasilien fortbringen, wenn ihm nur seine erste Arbeit gelänge.

Die Besitzungen auf dem Lande heißt man in Brasilien Fazendas, und ihr Eigner Fazendeiros. In frühern Zeiten konnte sich jeder eingeborne freie Mann, in einer Gegend, die noch keinen Besitzer hatte, ein Stück Land wählen, und nachdem er bei der Regierung eingekommen, in den gesetzlichen Besitz desselben gelangen; den Landbautreibenden wurde eine Legua Breite und zwei Leguas Länge zugestanden; für Viehzucht wurden gewöhnlich acht bis neun Quadrat Leguas Land bewilliget; der Besitzer erhielt dann einen

Lehenbrief (Carta Sismaria). Da es übrigens an gesetzlicher Aufsicht fehlte, so bemächtigte sich jeder Ansiedler eines so großen Stück Landes, als ihm gefällig war, und sprach es gegen die später Kommenden, als sein rechtmäßiges Eigenthum an, bereit, seinen usurpirten Besitz mit allen Waffen, die ihm zu Gebothe standen, zu vertheidigen, und es gibt gegenwärtig in Minas eine Menge Landgüter von zwanzig bis dreißig Quadratmeilen, auf welchen oft kaum fünf bis sechs Menschen wohnen; aber der Glaube, nur auf so ungeheuren Bezirken fortkommen zu können, ist so tief bei ihnen eingewurzelt, daß ich viele hörte, welche sich mit großer Aengstlichkeit über die zunehmende Bevölkerung des Landes beklagten, da sie die Möglichkeit nicht einsahen, sich ferner zu ernähren, wenn sie einst genöthiget würden, ihre große Besitzung unter ihre Kinder zu vertheilen.

Eine andere Klasse von Einwohnern der Provinz Minas-Geraes, beschäftigt sich ausschließlich mit der Auffindung des Goldes; sie nennen sich Mineiros, und gaben eigentlich, als die Entdecker und ersten Colonisten dieses Landstriches, der Provinz ihren gegenwärtigen Namen. Abentheuerer, die im Lande Gold suchend umherzogen, fanden in Minas, dieses edle Metall zuerst in den Flüssen; auf diese scheinen sich auch wirklich ihre ersten Arbeiten beschränkt zu haben, da man gegenwärtig fast keinen Fluß mehr findet, in welchem sich nicht Spuren ihrer unbehilflichen Thätigkeit zeigen. Nachdem das Gold sich in den Flüssen verminderte, kam man wahrscheinlich auf den Gedanken, es in seiner natürlichen Lagerstätte aufzusuchen; man forschte, woher das Gold in die Flüsse kam, und fing dann mit Nachgrabungen in den Gebirgen an. Gänzlich unbekannt mit dem Bergbaue, waren die unwissenden Entdecker der Goldlager Brasiliens, sehr bereitwillig, sich von ihren afrikanischen Sklaven unterrichten zu lassen, von welchen einige wahrscheinlich in den goldhalti-

gen Flüßen und Bergen ihres Vaterlandes, nach diesem edeln Metalle gesucht, und den Boden durchwühlt hatten. Da diese natürlich weder die entfernteste Kenntniß von Gängen oder Lagern, noch von ihrem Abbaue u. s. w. hatten, so scheint man diese Arbeiten bald wieder eingestellt zu haben, um einem Fingerzeige der Natur, als die bequemste Art, das Gold zu gewinnen, Folge zu leisten. Man beobachtete nämlich, daß nach starken Regengüssen viel goldhaltiger Sand und Erde losgespühlt und nach den tieferen Stellen geführt wurde, legte an dem Fuße der Abhänge und Berge Gruben und Sammelteiche an, leitete Wasser auf die Gebirge, und versuchte nun, das weiche Gestein und Erdreich, von der Oberfläche loszuspühlen und nach den erwähnten Gruben zu leiten, aus welchen diese herausgenommen und verwaschen wurden. Aus dieser Art des Bergbaues entstanden dann verschiedene Methoden, und zwar die erwähnte, welche man Trabalha de Talha Alberta nannte; eine Zweite bestand darin, durch Versuchsörter Gold zu gewinnen. Zu diesem Zwecke grub man horizontal in die Gebirge, und fuhr so lange damit fort, bis die bösen Wetter das Licht auslöschten, oder bis ein goldhaltiges Lager sich auskeilte, oder das Gestein zu fest wurde, dann gab man die Arbeit auf, und machte dicht daneben eine andere Oeffnung, von welchen keine mit der andern in Verbindung stand, oder ausgezimmert wurde, so daß die arbeitenden Neger, wenn sie sich etwas zu tief in den Berg wagten, häufig von den einstürzenden Gängen verschüttet wurden. Der eigentliche Zweck dieser Ausgrabungen ist nicht sowohl, das Metall zu erhalten, welches sie auf die gewöhnliche Weise in der Erde zu finden gedenken, sondern vielmehr die Hoffnung, ein reiches, goldhaltiges Quarznest, oder Lager zu finden, in welchen das Gold oft gediegen in Klumpen und in großen Massen beisammen liegt, wodurch der glückliche Finder allerdings augenblicklich zum reichen Manne wird. Dieses planlose Suchen

nach Gold ist Ursache, daß ganze Gebirge durchlöchert werden, und der Fremdling, wenn er an eine solche Stelle kömmt, nicht abgeneigt seyn dürfte, hier eher eine große Colonie von Füchsen und Dachsen, als die Anwesenheit von Bergleuten zu vermuthen. Diese Methode wird hier Trabalhar por Minas genannt.

Die dritte Methode, hier Mergulhar (Untertauchen) genannt, gründet sich auf die erste; sie wird, obwohl auf verschiedene Weise, entweder von reichen Bergwerksbesitzern im Großen, oder von der ganz armen Klasse der Einwohner im Kleinen angewendet. Zu diesem Zwecke werden an dem Ufer der Flüsse oder Bäche, große Herde errichtet, auf die man eine Portion des Geschiebes des Flußbeetes schüttet, worauf man nun das Wasser leitet; die Arbeitenden stellen sich an den Herd und rühren die Geschiebe mit verschiedenen Instrumenten um, und zwar immer dem herbeiströmenden Wasser entgegen. Die gröbern Geschiebe rafft man nun mit den Händen auf, damit das ablaufende Wasser den goldhaltigen Sand und die feinern Erden wegführt. Das in Körnchen oder Blättchen vorkommende Gold sezt sich durch seine eigene Schwere sogleich zu Boden; damit aber auch die feinern Theilchen desselben nicht verloren gehen, so bringt man an das Ende des großen Rührherdes, mehrere lange und schmale Planherde, welche mit Ochsenhäuten, deren Haare auswärts gekehrt sind, oder mit wollenen Decken belegt werden. Ueber diese strömt nun abwechselungsweise das Wasser, dessen goldhaltige Theile von der rauhen Oberfläche der Planherde aufgefangen wird. Ist diese Bedeckung hinlänglich mit Gold gesättiget, so wird sie ausgewaschen, und in kleinen, runden Trögen der Goldstaub nochmal gereiniget. Arme Leute stellen sich entweder bis an den Gürtel in das Wasser, und schieben mit dem runden, hölzernen Sichertroge den Flußsand vor sich hin, und zwar den Fluß abwärts, so daß das Wasser

den leichten Sand mit sich fortspühlt, der schwerere mit dem Golde aber immer wieder niedersinkt. Erfolgte auf diese Weise die erwünschte Reinigung von größeren Steinen und leichtern Erden, so füllt man den Trog mit der geläuterten Masse, und bewegt diese im beständigen Kreislaufe auf dem Wasser umher; das Gold sezt sich dann nach und nach zu Boden, und die übrigen Bestandtheile werden abgespühlt. Diese Arbeit nennt man Faiscar, und die auf diese Art Arbeitenden Faiscadores.

Troz diesem Verwüstungssysteme, welches wohl Niemand Bergbau nennen wird, wurde seit der Entdeckung der Goldlager, doch eine ungeheure Menge dieses edlen Metalles in den königlichen Hütten geschmolzen. Die Register derselben weisen aus, daß in einem Jahrhundert über 200,000,000 Pfund Gold (Apothekergewicht) geschmolzen wurde. Noch im Jahre 1754 betrug das königliche Fünftheil von allem, in Minas-Geraes erbeuteten Golde, 118 Arrobas *) im Werthe von 1,770000 Cruzados, welches ein Kapital von 8,850000 Cruzados ausmacht, der Regierung eine nicht unbeträchtliche Einnahme sicherte, und den Wohlstand der Berg-Leute aufrecht erhielt. Dieses hat sich seitdem auffallend geändert, so zwar, daß gegenwärtig die Abgabe an Gold nur mehr 15 Arrobas oder 225,000 Cruzados, also der Werth des aus allen Goldminen und den Flüßen erbeuteten Goldes 1,125000 Cruzados beträgt. Damals betrug nach einem allgemeinen Ueberschlage die bergmännische Klasse, die sich mit Goldgräbereien und Wäschereien beschäftigte, 80,000 Köpfe, und gegenwärtig übersteigt ihre Zahl nicht mehr 16000. Der Regierung konnte natürlich die auffallende Verminderung

*) Die Arroba zu 32 Pfund, im Werthe von 15,000 Cruzados, die Cruzade zu 1 fl. 17 3/8 kr.

einer Rente, welche einen wichtigen Theil des Staats-Einkommens ausmachte, nicht entgehen; aber anstatt der wahren Ursache nachzuforschen, glaubte man, sie in dem Schleich-Handel und aus dem frei gegebenen Verkehre mit andern Nationen, besonders den Engländern, erklären zu müßen, und war manchmal auf sehr verkehrte Mittel bedacht, diesen muthmaßlichen Uebeln entgegen zu wirken. Die Strafen gegen die Schleichhändler wurden verdoppelt, und späterhin hoffte man durch die Fiscalisation eines jeden Bergmannes, ein wichtiges Hinderniß gefunden zu haben, obwohl sich kein günstiger Erfolg durch Vermehrung der Einnahme zeigte. Von Villa Ricca angefangen, bis Serro do Frio gerieth jedoch der Bergbau immer mehr in Verfall und die Menschen in gänzliche Verarmung, von welchen viele Haus und Hof verließen, und nach den grasreichen Ebenen des Rio de St. Francisko zogen, um dort Viehzucht zu treiben. Erkundigt man sich bei den Bergleuten selbst um die Ursache ihrer zunehmenden Verarmung, so erhält man die ungeräumtesten Antworten, und hört die allgemeine Klage, daß die Lager und Flüße täglich ärmer an Gold würden.

Dem Sachkundigen kann der Ungrund dieser Behauptung nicht entgehen; er konnte vielmehr seit langer Zeit voraussehen, daß alles so kommen müße. Es fehlte den Einwohnern an allen Einsichten, das immer schwieriger zu gewinnende Gold seiner natürlichen Lagerstätte zu entziehen; sie begnügten sich, die Dammerde gleichsam nur oberflächlich aufzuritzen und das leicht zu gewinnende Gold ohne Mühe abzuschöpfen, während sie die Hauptgänge und die reichsten Lager nicht allein unangetastet ließen, sondern sie mittels der Schwemm-Methode, durch die weggeführten Erden bedeckten, und die reichsten Flußbeeten verschütteten, so zwar, daß es ihnen ganz unmöglich seyn wird, auf die gewöhnlich barbarische Weise jemals wieder zu diesen Lagern zu kommen.

Manche Bergwerksbesitzer hofften durch den Ankauf vieler Negersklaven ihren Arbeiten aufzuhelfen, und waren, da diese keinen günstigen Erfolg hatten, entweder genöthigt, ihre Arbeiten einzustellen, oder Alles hinzugeben, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Gegenwärtig hat das Verbot, ferner afrikanische Neger in Brasilien einzuführen, dem Bergmanne die lezte Hoffnung geraubt, sich auf dem gewöhnlichen Wege wieder emporzuhelfen, da diese nicht allein um das Doppelte und Dreifache im Preise steigen, sondern zulezt sehr schwer zu erhalten seyn werden, und man kann voraussagen, daß, wenn die Regierung nicht sehr zweckmäßig einschreitet, und thätige Hilfe leistet, in einem Zeitraum von 50 Jahren der Bergbau in Minas-Geraes gänzlich eingehen, und der größte Theil der Bergleute die Gegend verlassen wird. *) Will man diesem Ereignisse vorbeugen, so ist es unbedingt nöthig, das gegenwärtige bergmännische System gänzlich abzuschaffen, und durch eine neue Gesetzgebung umzugestalten. Die goldhaltigen Distrikte dürfen nicht vereinzelt werden, besonders muß man dem einzelnen Bergwerksbesitzer den willkührlichen Betrieb des Bergbaues nicht mehr überlassen; man muß sachkundige Bergleute aus Europa verschreiben, diesen ein Bergwerk anweisen und von jeder Lavra **) Neger dahin schicken, um in dem geregelten und praktischen Bergbaue unterrichtet zu werden. Ueber den ganzen Bergwerks-Bezirk muß endlich eine Verwaltung gesezt werden, mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß vom Direktor angefangen, bis zu dem ge-

*) Englische Minengesellschaften werden dann an ihre Stelle treten, und indem sie den Bergbau nach wissenschaftlichen Grundsätzen treiben, kann nur ein sehr günstiger Erfolg ihre Unternehmungen lohnen.

**) Unter diesem Worte versteht man jede Art des Vorkommens des Goldes, worauf eine Person durch den Lehnbrief zur Arbeit berechtiget ist.

ringsten der Angestellten, alle theoretisch und praktisch gebildete Bergleute sind. Im Anfange darf nicht ein einziger der gegenwärtigen Bergbau-Offizianten bei der neuen Verwaltung angestellt werden; denn nicht allein, daß sie sämmtlich so unwissend sind, als irgend einer der brasilianischen Bergleute, so kann man überdieß versichert seyn, daß sie, erklärte Feinde der Ordnung, einer Thätigkeit erfordernden Ausübung ihres Dienstes, und einer unumgänglich strengen Controlle, sich durchaus öffentlich, oder durch boshafte heimliche Intriquen, allem widersetzen werden, was zu dem Besten des brasilianischen Bergbaues angeordnet und unternommen wird.

Daß die portugiesische Regierung nicht schon vor Jahrhunderten diesem wichtigen Zweige des Nationalwohlstandes ihre Aufmerksamkeit zuwendete, ist nicht zu verwundern. In der Zeit ihrer größten Macht, beschäftigte sie sich nur mit Eroberungen und Schifffahrt, und gelangte dadurch für einige Zeit in den Besitz des Welthandels und unermeßlicher Reichthümer. Portugals Colonien in Ostindien, waren damals seine wahren Goldgruben, und Brasilien ein junges Reich, welches man nur wenig achtete, und welches statt zu geben, dem Staate große Summen kostete, da mehrere Nationen nach seinem Besitze strebten. Als dieses Land später an Wichtigkeit zunahm, und der größte Theil der ostindischen Besitzungen verloren ging, begnügte man sich mit dem vielen Golde, welches der Handel und der Druck der Monopole aus Brasilien zogen, ohne sich zu unterrichten, wie diese Schätze der Erde und den Flüßen abgewonnen wurden. Zufrieden, Kirchen und Klöster zu bauen, und ein Heer träger Pfaffen zu bereichern, sah man Brasilien als eine unerschöpfliche Goldgrube an, deren Versiegen das neue Kaiserreich jezt theuer büßen muß.

Um über diesen Gegenstand nicht zu weitläufig abzuhandeln, genüge es, zu bemerken, wie die Belehnungen eines Gold-Distriktes Statt fanden. Der Entdecker erhielt den ersten Theil des von ihm aufgefundenen Goldlagers, welchen er selbst wählen konnte. Dieses, welches nicht über 90 Quadrat-Klafter betragen durfte, wurde in drei Theile getheilt, und ein solcher Theil eine Data genannt. Die zweite Data gehörte dem Landesherrn, von welcher er jedoch nie Gebrauch machte. Die Dritte erhielt gleichfalls der Entdecker, als Bergmann; befand sich daneben goldhaltiges Land; so wurde es an andere Personen vertheilt, und ihnen für jeden Sklaven, den sie zum Bergbau bestimmten, zwei und eine halbe Klafter Land bewilliget.

Dieses Gesetz, das ungefähr vor hundert Jahren gemacht wurde, wird dem Bergmann als ein Beweis gelten, daß die Regierung nicht einen einzigen Mann unter ihren Dienern hatte, der auch nur oberflächliche Begriffe von dem Bergbaue besaß. Es reicht hin, jeden regelmäßigen Bergbau zu hintertreiben, ist bei Gängen und nach einer oder der anderen Seite einfallenden Lagern und Flötzen durchaus nicht anwendbar, und hatte bisher keinen andern Erfolg, als unaufhörliche Streitigkeiten und Prozesse unter den Bergleuten zu stiften.

Der freigebigen Natur genügte es nicht, der schönen Provinz, von welcher bisher abgehandelt wurde, jene Gaben zu verleihen, auf welche von den Menschen so hoher Werth gelegt wird; sie beschenkte sie überdieß mit einem unerschöpflichen Vorrathe jenes Metalles, welches dem Menschengeschlechte bisher größeren Nutzen gewährte, als Gold und Edelsteine; — sie gab Brasilien Eisen.

Man gelangte in der Provinz St. Paulo vor 50 Jahren

zur Kenntniß des Eisensteines; aber erst im Jahre 1800 wurde auch die Regierung auf diesen wichtigen Besitz aufmerksam, und beauftragte zehn Jahre später einen Deutschen, Herrn Ingenieur-Major Varnhagen, den Plan zu einer großen, gewerkschaftlichen Fabrik für die Provinz St. Paulo zu entwerfen. Man gab Geld, Negersklaven, und verschrieb Bergwerksbeamte und Hüttenleute aus Schweden. Statt Lezteren kam ein Betrüger und 18 bis 20 zusammengeraffte Abentheurer aus diesem Lande, und das Unternehmen mißlang.

In Minas-Geraes lernte man erst vor 20 Jahren den Eisenstein und seine weitere Behandlung kennen, und auch dießmal waren es Negersklaven aus Afrika, welche die Lehrer der Abkömmlinge eines civilisirten Volkes wurden, das aber ihre Regierung bisher absichtlich und auf eine empörende Weise vernachläßigt hatte. Als man anfieng, das Emporkommen einiger Eisenfabriken wahrzunehmen, war endlich ihre erste landesväterliche Verordnung, die Errichtung derselben strengstens zu verbieten. Seit jedoch der König von Portugal in Brasilien residirte, wurde es Jedermann gestattet, sich sowohl im Großen, als im Kleinen mit der Eisenfabrikation zu beschäftigen. Seitdem entstanden eine Menge Oefchen und kleine Hütten, die bereits einen großen Theil der Provinz mit roh gearbeitetem Eisen versehen. Ein anderer unserer verdienten Landsleute, Herr Oberstlieutenant von Eschwege, trug durch seine einsichtsvollen und wohlwollenden Unterweisungen, Wasserhämmer anzulegen, wesentlich dazu bei, die Eisenfabrikation empor zu bringen; ihm verdankt Brasilien die erste Hütte, welche er bei Congonhas do Campo anlegte, und in der mit Erfolg im Großen Eisen geschmolzen und verarbeitet wurde. Trotz des außerordentlichen Reichthums der Eisenminen in Minas, welche fast gar keine bergmännische Bearbeitung erfordern, ist Herr von Eschwege doch der Meinung, daß gegenwärtig eine

große Eisenhütte in dieser Provinz noch gar nicht bestehen könne, da das Ausland das vorzüglichste Eisen zu wohlfeileren Preisen nach Brasilien schickt, als man es dort zu erzeugen im Stande ist, das Verbot fremder Einfuhr sich jedoch mit dem jetzigen System der Handelsfreiheit nicht verbinden läßt. Will die Regierung daher Gutes stiften, so trachte sie, einige Privatleute, die in der Nähe der Eisenminen wohnen, zur Errichtung kleiner Fabriken zu ermuntern, und verschaffe ihnen Gelegenheit, durch europäische Hüttenleute in der Bereitung des Eisens besser unterrichtet zu werden, so wird dieses brasilianische Produkt in kurzer Zeit wohlfeiler, als das vom Auslande kommende Eisen werden, und dieses allmählig von dem inländischen Markte verdrängen.

Als ein großes Hinderniß an der Benützung der unerschöpflichen Eisenlager in Minas wurde bisher der gänzliche Mangel an Waldung betrachtet, wodurch sich die Umgegend dieser Minen öfters auszeichnet. Vor wenigen Jahren entdeckte jedoch ein sächsischer Bergmann in den kahlen Ebenen der Campos Steinkohlen; doch kann ich nicht sagen, ob ihr Vorkommen so reichlich war, daß ihre bergmännische Ausbringung sich belohnt hätte.

Seit der Abreise des Königs D. João ist übrigens nichts mehr zu Gunsten der brasilianischen Hüttenbesitzer geschehen; der thätige und einsichtsvolle Direktor sämmtlicher Berg- und Hüttenwerke, Herr v. Eschwege, kehrte nach Europa zurück und wurde seitdem nicht mehr ersezt; die Hütte von Congonhas ist unbeschäftigt und wird bald eine Ruine seyn, und von den vielen Leistungen des deutschen Ehrenmannes ist wenig mehr übrig; doch lebt er im dankbaren Andenken der Mineiros fort, die jezt erst erkennen, was er ihnen war und was sie an ihm verloren.

Nun noch ein paar Worte über den Ertrag der Diamant-Wäschereien, von welchen man in Europa eine übertriebene Vorstellung hat. Ihr Hauptfundort in Minas-Geraes ist die Comarca Serro do Frio. Sie kommen nur einzeln unter den Geschieben der Flußbette, oder an den Abhängen, Vertiefungen und Schluchten von Sandsteingebirgen, und unter Geröllen vor, von wo aus sie durch starke Regengüsse zu den Flußbetten, als dem allgemeinen Sammelplatze, hinabgeführt werden. In den losen Geschieben derselben werden die Diamanten gewaschen und unter strenger Aufsicht von den Sklaven der Regierung, welche den Diamant von dem gewöhnlichen Kiesel zu unterscheiden verstehen, aufgesucht. Hiezu bedienen sie sich des bei den Goldwäschereien üblichen Sichertroges, füllen ihn mit dem Gerölle des Flußbettes, und suchen in demselben nach den Diamanten.

Aus den Büchern der ehemals königlichen Regie ergibt sich, daß in jener Periode, woselbst die Diamantwäschereien am stärksten betrieben wurden, (von 1729 bis 1785) also in einem Zeitraume von 56 Jahren, 2,250,000 Quilates (Carats) Diamanten, im Werthe von 13,937,876 Cruzados, gewonnen wurden. In neueren Zeiten war die Ausbeute so geringe, daß damit kaum die Regiekosten gedeckt werden konnten; man verminderte daher das Verwaltungs-Personal und die Arbeiter bis zur Hälfte, und dennoch überstieg die jährliche Rein-Einnahme aus den kaiserlichen Diamantwäschereien in den lezten Jahren selten 50,000 Cruzados. Die Ausbeute an Edelsteinen wandert übrigens schon seit mehreren Jahren, gleich dem brasilianischen Golde, nach England, um die Interessen des von dorther erhaltenen Anlehens zu bestreiten.

Wenden wir uns nun den Bewohnern der Provinz Minas zu. Sie werden allgemein als die Geachtetsten Brasiliens angesehen, und der Fremde wird bei genauerer Kenntniß

ihres Charakters diesem Urtheile zuverlässig beipflichten. Man kann sie füglich in fünf Klassen abtheilen, und zwar in Bergleute (Mineiros), Ackerbautreibende (Roceiros), Viehzüchter (Criadores do Gado), Handelsleute (Negociantes), und endlich in Vadios oder Müßiggänger. Jede der genannten Klassen lebt nun für sich, kömmt mit der andern selten in Berührung, und zeichnet sich darum durch verschiedene Denk- und Lebensweise von einander aus. Der Bergmann hat für nichts Sinn, als für die Ausbeute seiner Lavra. Der Landmann, mit Allem unbekannt, was außer dem Bereiche seines Kirchspieles vorgeht, kennt keine andere Unterhaltung, als von dem glücklichen Brande seines Waldes, der gelungenen Pflanzungszeit und dem Erfolge seiner Aerndte zu sprechen. Der Viehzucht treibende Einwohner, auf ungeheuren Landstrichen wohnend, in beständiger Absonderung von menschlichem Umgange, und dadurch außer Stand gesezt, von politischen Ereignissen oder wissenschaftlichen Nachrichten die geringste Kunde zu erhalten, ist dadurch allein auf seine Heerde beschränkt, welche seine ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Gebildeter ist allerdings der Kaufmann, welchen seine Geschäfte mit vielerlei Menschen in Verbindung bringen. Am zahlreichsten ist unstreitig die lezte Klasse der Einwohner, und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß sich die Zahl der arbeitenden freien Menschen zu der der Müssiggänger derselben Klasse, kaum wie 1 : 20 verhält. Die örtlichen Verhältnisse des Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Gastfreundschaft der Einwohner, die Unkenntniß jener Bedürfnisse, mit welchen der Luxus gebildete Völker bekannt machte, endlich die dem Brasilianer angeborne Mässigkeit und Genügsamkeit befördern seinen Hang zur Trägheit und laden ihn zum Müßiggange ein. Dieser Zustand, welchen der Italiener süßes Nichtsthun heißt, war von jeher für jene Menschen der Behaglichste, deren Geist wegen Mangels an Bildung unbeschäftigt ist, und deren Phantasie auf

keine Weise angeregt wird. Es gibt für sie durchaus keinen Sporn, ihr Daseyn durch angestrengtere Thätigkeit zu verbessern; sie bedürfen äußerst wenig und arbeiten darum auch nicht mehr, als durchaus erforderlich ist, ihr Leben zu fristen, und schwerlich würden jene Völker, welche ihres Fleißes wegen berühmt sind, unter denselben Verhältnissen, wie der Brasilianer, zu diesem Rufe gelangt seyn. Für diesen ist eine Wohnung, von einigen rohen Baumstämmen und dünnen Stangen aufgeführt, mit Erde beworfen und mit Stroh bedeckt, hinreichend, ihn gegen Regen und Sonne zu schützen; eine Strohmatte dient ihm als Bett, Stuhl und Tisch, ein Topf und eine Schüssel machen sein Haus- und Küchen-Geräthe aus; ein paar Hemden von Baumwolle, ein paar Hosen von Leinwand, eine Jacke von Zitz, ein paar Holztoffeln und ein großer Strohhut kleiden ihn vollkommen für die Dauer eines Jahres; einige Fruchtbäume und ein Mais- oder Reisfeld geben ihm hinlängliche Nahrung. Vermag er sich endlich eine Viola (eine kleine Guitarre mit Metallsaiten bespannt) und Tabak zur Verfertigung der beliebten Papier-Cigarren anzuschaffen, so sind seine vorzüglichsten Wünsche erfüllt. Auf jener klimpernd, diese schmauchend, kann er halbe Tage unter dem Schatten eines Baumes gelagert zubringen, mit unbeschäftigter Phantasie, den Pflanzen gleich, vegetirend. Mißlingt seine kleine Aerndte, so verfolgt er die Thiere des Waldes, oder bittet sich bei seinen Nachbarn zu Gaste, die ihm die wenigen Lebensmittel, die er anspricht, niemals verweigern werden. Man versetze den europäischen Landmann nach Brasilien, und er wird schwerlich mit so angestrengtem Fleiße arbeiten, als in seiner Heimath. Es kann übrigens nicht geläugnet werden, daß aus dieser Neigung zum Müssiggange viele Laster hervorgehen und die Zahl der Verbrecher in dieser Provinz im Verhältnisse zu ihrer Bevölkerung sehr groß ist.

Im Allgemeinen zeichnen sich die begüterten Einwohner der vier ersten Klassen durch ein gemessen höfliches Betragen, männlichen Ernst und große Würde in ihrem Benehmen aus. Wenn auch nicht frei von Mißtrauen und scheuer Zurückhaltung, besonders gegen Fremde, sind sie dennoch biederer und gutmüthiger, als die Bewohner der Küstenländer und als jene der nördlichen Provinzen Brasiliens. Ist man länger mit ihnen bekannt, so können sie selbst herzlich seyn. Dadurch, daß die Landbewohner und vorzüglich diejenigen, welche sich mit Viehzucht abgeben, sehr weit von einander entfernt, und gleichsam auf den größern oder kleineren Kreis ihrer Familie beschränkt sind, findet man bei ihnen noch immer die Einfalt patriarchalischer Sitten und Lebensweise. Der Familien Aelteste ist zugleich das Haupt derselben, und kann als ein kleiner König betrachtet werden, welcher mit unbegränzter Willkühr über diejenigen herrscht, die ihm untergeben sind. Also die reicheren Gutsbesitzer. Die mit Glücksgütern weniger Begünstigten suchen, unter dem Schutze der großen Gutsbesitzer lebend, einiges Land von ihnen zu erhalten, und machen sich dafür verbindlich, entweder die Gränzen ihrer Beschützer zu bewachen, oder sie reichen ihnen alljährlich eine kleine Abgabe von ihrer Aerndte; man heißt sie hier zu Lande Moradores. Bei den Aermeren zeigt sich noch immer der Hang zu einem unsteten, umherziehenden Leben; wie es scheint, ein Erbtheil ihrer Vorfahren, der Paulisten. Sie benützen das ihnen angewiesene Land einige Jahre, und zu bequem, ihre kleine Pflazung zu vergrößern, verlassen sie dieselbe, sobald die Fruchtbarkeit des Bodens sich zu vermindern anfängt.

Die Lebensweise der Landbewohner ist fast allenthalben dieselbe, und selbst die der Reichen unterscheidet sich nur wenig von der des Bewohners einer ärmlichen Hütte. Der Luxus hat nur bei Wenigen einigen Eingang gefunden.

Eben so einfach und manchmal armselig, wie die Einrichtung ihres Hauses, ist auch ihr Tisch besezt; feinere Gerichte sind selbst solchen unbekannt, die über Tausende gebieten, und selten bestehen ihre Mahlzeiten aus anderen Speisen, als: Reis, Bohnen und getrocknetem, oder wenn sie im Besitze zahlreicher Heerden sind, frischem Rind- und Schweine-Fleische. Das dem Europäer unentbehrliche Brod kennt man auf dem Lande gar nicht; an dessen Stelle wird durchgehends das geröstete Mehl der Mandiocca gegessen. Da, wo dieses Wurzelgewächse nicht gedeiht, wird das Korn des Türkwaizens zu Mehl gestossen, gesiebt und auf einer großen Pfanne von Kupfer geröstet, und entweder in diesem Zustande trocken, oder mit Fleischbrühe zu einem Teige angemacht, gegessen. Die Reicheren trinken portugiesischen Wein, die Aermeren Wasser, welches sie mit Zucker und Limonien anmachen; es wird allenthalben frisch und wohlschmeckend gefunden.

Gleich den übrigen Brasilianern neigt sich der Charakter der Bewohner von Minas zur Melancholie hin, doch lieben sie alle den Tanz, und sind leidenschaftliche Freunde des Reitens; selbst der Bettler würde es für die größte Herabwürdigung halten, sich öffentlich anders, als zu Pferde zu zeigen. Man hat wirklich Mühe, sich des Lachens zu enthalten, wenn man einem dieser guten Leute begegnet, der, auf einem elenden Klepper sitzend, den Körper mit der nothdürftigsten Kleidung bedeckt, mit bloßen Füßen, an diesen aber ein paar ungeheure Sporen befestigt, sich in Haltung und Gruß wie ein spanischer Grande gebährdet. Die Hauptvergnügungen der Bewohner des Landes bestehen, gleich denen der Städter, in dem Besuche der Kirchen; nur kann dieser nicht so oft Statt finden, als sie wohl wünschten, da Manche oft 15 bis 20 Stunden von ihrem Kirchspiele entfernt sind; sie können daher nur an hohen Festtagen ihrem Hange zur Frömmigkeit nachkommen; diese Tage sind aber selbst für den

theilnahmslosesten Fremden, wenn er Gelegenheit hat, einer solchen Versammlung beizuwohnen, sehr interessant. Die öde, menschenleere Gegend belebt sich dann mit Andächtigen, welche von allen Gegenden zu dem Feste herbeiströmen. Der Hausvater kömmt mit sämmtlichen männlichen und weiblichen Mitgliedern seiner Familie, alle gut beritten und in vollem Staate, einhergezogen; ihm folgen die reinlich gekleideten Negersklaven seines Haushaltes, in ehrfurchtsvoller Entfernung. Vor dem Kirchlein angekommen, steigt die Familie ab, die Sklaven übernehmen die Pferde, und während ihre Gebieter dem Gottesdienste beiwohnen, machen diese andern Ankömmlingen ihres Volkes Besuche, erneuern alte Bekanntschaften, und ahmen ihren Herren in der Art, sich anzureden und zu begrüßen, auf das pünktlichste nach. Nach beendigter Kirche werden Strohmatten auf dem Rasen ausgebreitet, Erfrischungen aufgestellt, und nach kurzer Libation eilen die Männer zu ihren Pferden, indeß die Frauenzimmer sich auf einer Stelle lagern, um den beginnenden Reitübungen zuzusehen.

Diese bestehen in geschickten Wendungen, im Wettlaufe und in der Ausführung künstlicher Figuren, den in Europa üblichen Caroussels ähnlich. Bei dieser Gelegenheit entfaltet der Mineiro eine bewunderungswürdige Gewandtheit, eine treffliche Führung des Pferdes und die Sicherheit eines geübten Reiters. Siz, Haltung und Kleidung des Reiters, und Zäumung des Pferdes erinnern an längst vergangene Jahrhunderte; die schöne, hochgewachsene und schlanke Gestalt des Mineiro, der Ernst seines wohlgebildeten männlichen Gesichtes, welcher ihn selbst bei seinen Spielen nicht verläßt, erhöhen die Feierlichkeit dieses schönen Schauspiels, welches so lange fortgesezt wird, bis die scheidende Sonne zum Aufbruche mahnt. Während den Pferden kurze Rast gegönnt wird, beeilen sich jene Familien, deren Besizungen zunächst liegen, die entfernt Wohnenden für die Dauer der

Nacht unter ihr gastliches Dach zu laden, und bald darauf zerstreut sich die Versammlung mit derselben feierlichen Ruhe, als wie sie angekommen war. Zu Hause angelangt, wird nun Wochen lang von diesem Feste gesprochen. Nicht weniger wichtig für die Familie ist die Ankunft eines Fremden in ihrer Mitte, welcher stets ein willkommener Gast ist, wenn er sich in die Sitten des Landes fügt und das Zutrauen seines Wirthes zu erwerben weiß. Auf europäische Unterhaltung darf er nicht rechnen, überhaupt muß er in dem einfachen Kreise einer brasilianischen Familie nicht die Unterhaltung begehren, auf welche er in den gebildeten Zirkeln seines Vaterlandes rechnen konnte; nichts desto weniger glaube man ja nicht, unter wilde Menschen zu gerathen. Die Brasilianer sind von Natur nicht alberner, als wir, aber ihr Geist hat andere Eindrücke und einen ganz anderen Anstrich erhalten; daher denken, vernünfteln und handeln sie ganz anders, als der gebildete Europäer, den sie in mancher Hinsicht, besonders was körperliche Uebungen und jenen Instinkt betrifft, der den Naturmenschen in Ueberwindung von Mühseligkeiten und Gefahren besonders auszeichnet, weit übertreffen.

In diesem Bilde des Charakters, der Sitten und Gebräuche der Einwohner von Minas-Geraes glaubt man auch jene der übrigen Bewohner der südlichen Hälfte Brasiliens geschildert zu haben. Die, den nördlichen, dem Aequator zunächst liegenden Provinzen unterscheiden sich in mancher Hinsicht in ihren Charakterzügen von ihren südlichen Landsleuten, und fast möchte man glauben, daß die Hitze des Climas denselben Einfluß auf sie ausübt, wie das heißere Clima auf die Bewohner des südlichen Europa's. Sie sind darum leidenschaftlich, rachsüchtig, häufig treulos, zur Empörung geneigt, in ihren religiösen Ansichten bigott, und in ihren häuslichen Verrichtungen und Arbeiten träge.

Anhang zum zweiten Theil.

Witterungs-Beobachtungs-Tabelle vom Jahre 1823.

Monate und verschiedene Tagszeiten.	Thermometer		Hygrometer		Heitere Tage.	Trübe und bewölkt.	Veränderl. mit Regen.	Regentage.	Am heißesten.		Am kühlsten.	Am feuchtesten.	Am trockensten.	Anmerkungen.
	Grade n. Réaumur	Minuten	Grade nach Deluc	Minuten					Im Schatten.	In der Sonne.				
Januar.														D. 17. u. 4 Uhr Nachm. zeigte d. Therm. i. d. Son. 37° 5′. Nachts erfolgte e. furchtbares Gewitter mit Platzregen.
Morg. 6 Uhr	18	4	90	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	24	—	70	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Abends 6 „	20	9	86	3	10	2	8	11	28	37	15	110	41	
Februar.														Die Hitze hielt mehrere Tage mit gleicher Stärke an, um Mitt. stets 27°.
Morg. 6 Uhr	17	9	98	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	24	95	67	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	21	45	79	2	18	6	2	4	28	38	16	9[illegible]	52	
März.														D. 10. u. 1 Uhr Mitt. zeigte das Thermometer i. der Sonne auf 41° 40′.
Morg. 6 Uhr	18	—	92	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 11 „	26	7	69	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	21	7	83	—	13	9	3	3	28	37	14	110	47	
April.														
Morg. 6 Uhr	16	4	96	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	23	2	71	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	19	8	88	—	10	10	4	6	25	31	13	96	5[illegible]	
Mai.														
Morg. 7 Uhr	16	—	94	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	21	6	76	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	17	3	89	8	12	10	4	4	23	30	11	110	58	
Juni.														Der Morgen war d. größten Thei dieses Monats empfindlich kalt
Morg. 7 Uhr	13	—	92	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	19	—	72	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	15	3	87	—	15	7	5	4	23	29	9	110	52	

Monate und verschiedene Tagszeiten.	Thermometer		Hygrometer		Heitere Tage.	Trübe und bewölkt.	Veränderl. mit Regen.	Regentage.	Am heißesten.		Am kühlsten.	Am feuchtesten.	Am trockensten.	Anmerkungen.
	Grade n. Réaumur	Minuten	Grade nach Deluc	Minuten					Im Schatten.	In der Sonne.				
Juli.														
Morg. 7 Uhr	12	5	86	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	18	4	72	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	15	1	85	—	18	4	6	3	22	28	11	100	50	
August.														
Morg. 7 Uhr	12	8	96	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	18	—	74	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	15	—	89	4	9	13	7	2	21	27	10	110	55	
September.														Der größte Theil des Monats war äußerst neblicht und feucht.
Morg. 7 Uhr	15	5	87	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	20	—	69	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	17	—	84	—	4	19	5	2	25	28	11	100	50	
October.														D. 2. u. 2 Uhr Nachmittags d. Therm. in der Sonne 31° 4′, d. Hyg. 50°.
Morg. 7 Uhr	14	2	94	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	19	2	72	6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	17	4	92	—	9	4	10	8	24	31	11	100	55	
November.														Der Regen strömte gleich Wolkenbrüchen herab.
Morg. 7 Uhr	16	3	89	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	22	4	68	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	18	—	83	2	8	8	7	7	26	29	12	100	50	
December.														D. 15. stieg d. Therm. i. d. S. auf 41°. D. 20. fiel gegen 1 Uhr Mitt. e. Platzreg. wor. d. Therm. v. 22° a. 19, u. d. Hygrom. von 56° a. 100 ging.
Morg. 7 Uhr	18	2	84	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	22	4	72	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	20	—	83	3	15	4	8	4	30	41	12	96	42	

Vergleichende Tabelle
der brasilianischen, französischen und deutschen Münze.

Brasilianische Münze.	Werth im französ. Gelde. Franc.	Cent.	Werth im deutschen Gelde. fl.	kr.	pf.
Gold: Dobra o 12 U 800 Reis *) . . .	80	—	37	7	2
„ A meia dobra o 6 U 000 R. . . .	40	—	18	33	3
„ A peça de 4 U 000 R.	25	—	11	36	$\frac{3}{8}$
Silber: A peça de 3 pat. o 960 R. . .	6	—	2	47	$\frac{1}{4}$
„ A peça de 2 pat. o 640 R. . .	4	—	1	51	$1\frac{1}{2}$
„ A pataca o 320 R.	2	—	—	55	$2\frac{3}{4}$
„ A meia pataca o 160 R. . . .	1	—	—	27	$3\frac{3}{8}$
„ O tostão o 100 R.	—	$62\frac{1}{2}$	—	17	$1\frac{2}{3}$
Kupfer: A peça de 4 Vint. o 80 R. . .	—	50	—	13	$3\frac{3}{4}$
„ A peça de 2 Vint. o 40 R. . .	—	25	—	6	$3\frac{7}{8}$
„ O Vintem o 20 R.	—	$12\frac{1}{2}$	—	3	$1\frac{7}{8}$
„ A peça de 10 R.	—	$6\frac{1}{4}$	—	1	$2\frac{7}{8}$
„ A peça de 5 R.	—	$3\frac{1}{8}$	—	—	$3\frac{1}{2}$

*) Man lese 12,800 Reis.

Durchschnitts-Preise

der Lebensbedürfnisse in Rio de Janeiro, vom Jahre 1823 bis 1827.

	Bouteille.	Dutzend.	Pfund.	Aroba.	Alqueira.	Reis.	fl.	kr.	pf
Ochsen- Fleisch	—	—	1	—	—	50	—	8	$2\frac{6}{8}$
Hammel- Fleisch	—	—	1	—	—	140	—	24	$1\frac{4}{8}$
Schweine- Fleisch	—	—	1	—	—	80	—	13	$3\frac{3}{4}$
Butter englische (irländische)	—	—	1	—	—	320	—	55	$2\frac{3}{4}$
Butter holländische u. deutsche	—	—	1	—	—	280	—	48	$2\frac{3}{4}$
Eier	—	1	—	—	—	320	—	55	$2\frac{3}{4}$
Speck	—	—	—	1	—	2560	6	43	$2\frac{4}{8}$
Carne secca (getrockn. Salzfleisch)	—	—	—	1	—	2240	6	15	$3\frac{3}{8}$
Talg (Unschlitt, ungereinigtes)	—	—	—	1	—	3000	8	21	$\frac{6}{8}$
Lichter (inländische)	—	—	1	—	—	200	—	34	3
Mehl (wechselt sehr im Preise) gewöhnlich kostet d. Pfund	—	—	1	—	—	140	—	24	$1\frac{4}{8}$
Salz	—	—	1	—	—	80	—	13	$3\frac{3}{4}$
Eßöl	—	—	1	—	—	320	—	55	$2\frac{3}{4}$
Brennöl (Fischthran)	—	—	1	—	—	100	—	17	$1\frac{4}{8}$
Pfeffer	—	—	1	—	—	160	—	27	$3\frac{3}{8}$
Käse ausländische	—	—	1	—	—	400	1	9	$2\frac{2}{8}$
Käse inländische	—	—	1	—	—	120	—	20	$3\frac{3}{8}$
Essig (portugiesischer)	1	—	—	—	—	80	—	13	$3\frac{3}{4}$
Bier (Porter) Bouteillen . .	—	1	—	—	—	4000	11	36	$\frac{3}{8}$
Wein Oporto 1. Qualität .	—	1	—	—	—	4000	11	36	$\frac{3}{8}$
Wein französischer	—	1	—	—	—	2800	7	51	$\frac{6}{8}$
Brandwein do Reino . . .	1	—	—	—	—	160	—	27	$3\frac{3}{8}$
Brandwein da canna . . .	1	—	—	—	—	120	—	20	$3\frac{3}{8}$
Brandwein cachaçe . . .	1	—	—	—	—	80	—	13	$3\frac{3}{4}$
Seife (englische)	—	—	1	—	—	180	—	31	$1\frac{2}{8}$
Reis (beste Qualität) . . .	—	—	—	—	1	5000	14	23	$\frac{5}{8}$
Farinha de Mandioca . . .	—	—	—	—	1	1280	3	12	2
Tapioca	—	—	—	—	1	3000	8	21	$\frac{6}{8}$

Anmerk. Die Aroba = 32 Pfund (30 $^1/_3$ Hamburger oder 31 $^3/_4$ Berliner.)

	Bouteille.	Dutzend.	Pfund.	Aroba.	Alqueira.	Reis.	fl.	kr.	pf
Mais (Milho)	—	—	—	—	1	960	2	47	$\frac{1}{4}$
Bohnen { schwarze	—	—	—	—	1	1280	3	12	2
Bohnen { farbige	—	—	—	—	1	960	2	47	$\frac{1}{4}$
Kaffee 1. Qualität	—	—	—	1	—	3000	8	21	$\frac{6}{8}$
„ 2. „	—	—	—	1	—	1600	4	27	$3\frac{3}{8}$
Zucker 1. Qualität	—	—	—	1	—	3000	8	21	$\frac{6}{8}$
„ 2. „	—	—	—	1	—	2200	6	8	$3\frac{3}{4}$
Tabak 1. Qualität	—	—	1	—	—	240	—	40	$3\frac{7}{8}$
Thee (Uxim) 1. Qualität . .	—	—	1	—	—	2000	5	34	$\frac{4}{8}$
„ (Aljofar) 2. Qualität .	—	—	1	—	—	90	—	15	$2\frac{5}{8}$
Nelken von Maranhão . . .	—	—	1	—	—	240	—	40	$6\frac{7}{8}$
Rosinen	—	—	1	—	—	160	—	27	$3\frac{3}{8}$

Ende des zweiten Theils.

Verbesserung der Druckfehler.

Seite	Zeile				
26	31	statt	Vergnügen	lies	Vorzügen
27	26	„	Opern	„	Opera
34	31	„	so daß	„	so daß wenn
40	21	„	Caratas	„	Baratas
52	16	„	Capra	„	Lapra
54	11	„	Carinette	„	Canivette
62	15	„	betrachten	„	betrachteten
79	16	„	mehr	„	recht
80	17	„	lebte	„	lebte und
88	24	„	niederen	„	minderen
93	15	„	Stellen	„	Stehlen
103	6	„	Corconado	„	Corcovado
104	12 u. 24	„	Catota	„	Catata
118	8	„	Callua	„	Fallua
118	11	„	enehados	„	enchados
145	25	„	Cazenda	„	Fazenda
162	2	„	Caebça	„	Cabeça
172	20	„	Congenhos	„	Congonhas
187	22	„	wenn es	„	wenn er es
188	15	„	Visconda	„	Visconde
199	19	„	Palma	„	Palmas
216	16	„	diesem	„	diesen
240	31	„	mittere	„	mitterer
252	24	„	ausfündig	„	ausfindig
257	4	„	die Betten	„	die Beete
258	6	„	entschädigen	„	entschädigt
266	4	„	Schwierige	„	schwierige
268	12	„	welcher	„	welche
278	10	„	Intriquen	„	Intriguen

Verbesserung der Druckfehler.

Seite	Zeile				
26	31	statt	Vergnügen	lies	Vorzügen
27	26	"	Opern	"	Opera
34	31	"	so daß	"	so daß wenn
40	21	"	Caratas	"	Baratas
52	16	"	Capra	"	Lapra
54	11	"	Carinette	"	Canivette
62	15	"	betrachten	"	betrachteten
79	16	"	mehr	"	recht
80	17	"	lebte	"	lebte und
88	24	"	niederen	"	minderen
93	15	"	Stellen	"	Stehlen
103	6	"	Corconado	"	Corcovado
104	12 u. 24	"	Catota	"	Catata
118	8	"	Callua	"	Fallua
118	11	"	enehados	"	enchados
145	25	"	Cazenda	"	Fazenda
162	2	"	Caebça	"	Cabeça
172	20	"	Congenhos	"	Congonhas
187	22	"	wenn es	"	wenn er es
188	15	"	Visconda	"	Visconde
199	19	"	Palma	"	Palmas
216	16	"	diesem	"	diesen
240	31	"	mittere	"	mitterer
252	24	"	ausfündig	"	ausfindig
257	4	"	die Betten	"	die Beete
258	6	"	entschädigen	"	entschädigt
266	4	"	Schwierige	"	schwierige
268	12	"	welcher	"	welche
278	10	"	Intriquen	"	Intriguen

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weech, Joseph F. von

Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La-Plata-Stromes während den Jahren 1823 bis 1827

Bd.: 2

München 1831

It.sing. 1201 rk-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468607-6